Arm. Ewald's

Geschichte Preußens.

Dritter Band.

Preußens
Ruhm und Preußens Ehre.

Geschichte des preußischen Staates

bis zur

Krönung des ersten Königs im Allgemeinen, von diesem Zeitraum bis auf die Gegenwart im Besondern,

in historisch-biographischen Darstellungen

seiner

Regenten, Heerführer, Staatsmänner, Gelehrten u. s. w.

von

Arm. Ewald.

Mit Portraits.

Dritter Band.

Alexander und Wilhelm von Humboldt.

Cassel 1854,

Ernst Balde.



Alexander von Humboldt.

Alexander von Humboldt.

Eine Biographie

von

Herm. Ewald.

„Das Princip der individuellen Freiheit und der politischen Freiheit ist in der unvertilgbaren Ueberzeugung gewurzelt von der gleichen Berechtigung des einigen Menschengeschlechts."

„Vollkommenes Gedeihen und Freiheit sind unzertrennliche Ideen auch in der Natur!"

Mit Portrait.

Zweite Auflage.

Cassel 1854,
Ernst Balde.

Alexander von Humboldt.

Vorwort.

Die nachfolgende Biographie Alexanders von Humboldt wurde bereits vor einiger Zeit geschrieben und in Druck gegeben. Der Erfolg des Buches übertraf alle Erwartungen — in kürzester Zeit wurde die außerordentlich hohe Auflage verkauft, viele Tausende befinden sich bereits im Besitz desselben. Hierin lag eine Aufforderung, sowie eine Berechtigung, an dem Buche selbst nichts zu ändern, wenn es in das große Geschichtswerk über Preußen aufgenommen würde, woran der Verfasser jetzt arbeitet. Es würde schwer, fast unmöglich gewesen sein, mehr und Anderes über Alexander von Humboldt zu schreiben, als bereits geschrieben war — das Geschriebene harmonirt durchaus mit der hohen Verehrung, die fast ein Jeder dem größten Manne der Wissenschaft, welchen die neuere Zeit kennt, mit vollem Herzen zollt. Darum soll das Buch zum

zweiten Male mit demselben bescheidenen Wunsche des Verfassers, wie beim ersten, in die Welt gehen — und dieser Wunsch lautet mit wenig Worten: Mögen die folgenden Blätter ein wenig dazu beitragen, denen, welche sie noch nicht haben sollten, die Erkenntniß von der immensen Bedeutung Alexanders von Humboldt für die gesammte Wissenschaft als ein nützliches, nothwendiges und geschätztes Eigenthum zu überweisen.

Erster Abschnitt.

Geburt. — Jugend- und Universitätsjahre.

Der Stolz der deutschen Nation ist die deutsche Literatur. Kein Volk der Erde hat so reiche Schätze des Wissens aufzuweisen, unter keinem Volke zählt man so viele und so bedeutende Männer der Wissenschaft, als unter dem deutschen. Während das Ausland in politischer wie mancher andern Beziehung uns Vorwürfe zu machen berechtigt ist, erkennen alle civilisirten Völker der Erde diese Suprematie deutscher Wissenschaft an, und die Namen der ersten und bedeutendsten Träger derselben haben längst auch bei den Völkern außerhalb deutscher Grenze den verdienten Ruhm gefunden.

Und unter allen Ländern, die wir in dem gemeinsamen Namen Deutschland zusammen fassen, ist wiederum Preußen besonders bevorzugt gewesen in der Erzeugung von Männern, welche diese Wissenschaft mit allem Erfolg und Glanz vertreten — von ihnen der Bedeutendste ist es, dessen Leben wir hier in seinen Umrissen zu zeichnen beabsichtigen: Alexander von Humboldt, der größte Gelehrte seiner Zeit, vielleicht der größte Naturhistoriker, der jemals gelebt hat. —

Unsere Darstellung beansprucht kein anderes Verdienst, als das, das Ergebniß eines sorgfältigen Studiums und eines von aller Hochachtung und Verehrung für den großen Mann erfüllten Herzens zu sein. Bei Beginn dieser Darstellung stellte sich uns klar genug eine Nothwendigkeit heraus, auf die wir unsere Leser im Voraus aufmerksam machen. Es schien uns nämlich nothwendig, eine Theilung unserer Arbeit eintreten zu lassen, wir fanden es für nicht thunlich, die biographischen Notizen über Alexander von Humboldt mit den Mittheilungen über ihn als Großmeister deutscher Wissenschaft zu vereinigen — wir lassen darum die biographischen Notizen vorausgehen und bringen die Darstellung seiner wissenschaftlichen Thätigkeit in einem besondern Abschnitt. — —

Die Familie Humboldt stammt aus Pommern, woselbst sie im Fürstenthum Camin und im Neustettiner Kreise gelegene Güter besaß. Seit jener Zeit, in welcher Preußen Besitz von diesen Landstrichen nahm, bekleideten die Humboldt Militär- wie Civil-Stellen; auch verließen sie ihren bisherigen Wohnsitz und erwarben neue Besitzungen im Magdeburgischen. Unter König Friedrich Wilhelm I. diente in der preußischen Armee ein Capitain Hans Paul von Humboldt, der Großvater Alexanders. Er war mit einer Tochter des preußischen Obristen und Generaladjutanten von Schweder vermählt, und erzeugte drei Söhne, von denen Alexander Georg von Humboldt der Vater des großen Naturhistorikers ist.

Alexander Georg von Humboldt, Erbherr auf Hadersleben und Ringenwalde, wozu er später noch das Schloß Tegel, zwischen Berlin und Spandau, von dem königlichen Forstdepartement in Erbpacht nahm, ist im Jahre 1720 geboren. Er diente längere Zeit im Finkenstein'schen Dragonerregiment, wurde Major und Adjutant des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, und als

solcher im siebenjährigen Kriege häufig mit vertrauten Sendungen an den König abgeordnet. Nach Beendigung des Krieges wurde er vom König zum Kammerherrn sowie zum dienstthuenden Kammerherrn bei der Prinzessin Elisabeth von Preußen ernannt, nnd lebte er deßhalb in Potsdam — als die Prinzessin ihren bisherigen Aufenthaltsort mit Stettin vertauschte, wohnte er theils in Berlin, theils in Tegel. Humboldts Stellung war und blieb eine ziemlich bedeutende — er erfreute sich nach wie vor der Gunst des Prinzen von Preußen, des nachherigen Königs Friedrich Wilhelm II., der ihn unter Anderm Jahr für Jahr in Tegel besuchte, und würde wahrscheinlich, hätte er dessen Regierungsantritt erlebt, eine bedeutende Stellung unter dem neuen Regenten eingenommen haben. Wir besitzen u. A. über diese Sachlage der Dinge eine Depesche des englischen Botschafters aus dem Jahre 1776, von Raumer in seinen Beiträgen zur neuern Geschichte mitgetheilt, worin diejenigen angeführt sind, welche nach des großen Königs Tode Aussichten hatten, in das Ministerium zu treten, und hier heißt es über Humboldt: „Die meiste Wahrscheinlichkeit des Erfolges haben indeß diejenigen, welche sich als des Prinzen Günstlinge betrachten. Zu den ersten von ihnen gehört Herr von Humboldt, ehemals ein Beamter beim verbündeten Heere, ein Mann von einfachem Verstande und schönem Charakter u. s. w." Humboldts bald erfolgender Tod indeß, den wir unten anführen werden, verhinderte natürlich das Eintreten in eine solche höhere Stellung.

Humboldt war mit einer verwittweten Baronin von Holwede verheirathet, einer geborenen von Colomb, einer Cousine der Fürstin Blücher und Nichte des Präsidenten Colomb in Aurich. Ein Sohn ihrer ersten Ehe diente als Officier im Regiment Gensdarmes; in ihrer zweiten Ehe erzeugte sie zwei Söhne, Carl Wilhelm, geboren zu Potsdam am 22. Juni 1767, und Friedrich Heinrich Alexander,

geboren zu Berlin am 14. September 1769, die Dioskuren der deutschen Wissenschaft und Literatur.

Die beiden Brüder verlebten die Jahre ihrer Kindheit in Tegel. Tegel war ursprünglich ein Jagdschloß des großen Churfürsten, drei Stunden nordwestlich von Berlin an der Havel gelegen, die sich hier gleich einem See ausbreitet und auch der Tegeler See genannt wird. Am andern Ufer der Havel sieht man die Stadt und Festung Spandau liegen. Unter der Regierung Friedrichs des Großen hatte hier ein Herr von Burgsdorf, ein königlicher Forstrath, seinen Sitz, und legte daselbst große Baumpflanzungen an; als der oben erwähnte Vater Alexanders das Schloß und Vorwerk in Erbpacht nahm, that auch er viel zur Verschönerung des Ortes, legte große Gartenanlagen nach dem See hin an, einen Weinberg und anderes mehr. Das alte Schloß war alterthümlich und umweht von romantischen Sagen, das neue Schloß ist von Wilhelm von Humboldt gebaut, und zwar, um einen alten Thurm aus der Zeit des großen Churfürsten zu erhalten, in der Weise, daß die vier Ecken des Hauses mit Thürmen geschmückt sind. Jeder derselben führt den griechischen Namen eines Windes. Der Erbauer hat das neue Schloß mit eben so viel Kunstsinn wie einfacher, edler Pracht geschmückt, und ruht selbst an der Seite seiner Gattin in dem prächtigen Park begraben, welcher das Schloß umgiebt.

Das alte Schloß, um zu ihm zurückzukehren, war der Sitz der Gastfreundschaft bereits zur Zeit des Majors von Humboldt. Staatsmänner, Gelehrte, selbst, wie wir bereits anführten, die Prinzen des königlichen Hauses besuchten Tegel — werthe Gäste, denen sich später wie jetzt noch so viele bedeutende Männer hinzugesellten, welche Freundschaft wie Verehrung häufig zu dem freundlichen Wohnsitz der beiden Brüder führten. Auch Göthe besuchte

im Jahre 1778 Tegel. Er war mit dem Herzog von Weimar nach Berlin gereist, um den großen Manövern beizuwohnen, die in der Nähe von Berlin stattfanden, und hat damals, wie uns Riemer erzählt, einen kurzen Besuch in Tegel gemacht. Er hatte wohl keine Ahnung, daß die beiden jungen Knaben des damaligen Besitzers ihm später nicht nur Freunde sein, sondern auch gleichen Ruhm, gleich hohe Stellung in der Wissenschaft wie er selbst erlangen würden. An diesen Besuch Göthe's in Tegel knüpfen wir nachfolgende Anmerkung, die zur Erklärung einer Stelle im Faust:

„Ihr seid noch immer da? Nein, das ist unerhört!
Verschwindet doch! Wir haben ja aufgeklärt!
Das Teufelspack, es fragt nach keiner Regel,
Wir sind so klug — und dennoch spukt's in Tegel."

dienen mag.

Göthe war nämlich ein entschiedener Gegner Nicolai's in Berlin, der den Werther angegriffen hatte, und ihm überhaupt durch die Amtsführung einer Art literarischen Paschathums unerquicklich war, welches Nicolai damals in Berlin und Norddeutschland auszuüben versuchte. Die Gelegenheit zu obigen Worten bot ein zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Tegel stattgefundener eigenthümlicher Vorfall, eine Art Gespenstergeschichte, über die in den Berlinischen Blättern, November 1797, Nr. 6, Näheres zu finden ist, und welchen Nicolai zum Stoff einer Vorlesung in der Berliner Akademie gemacht hatte. Göthe führt nun Nicolai unter dem Namen „Proktophantasmisten" auf dem Bloksberg mit Geistern und Gespenstern zusammen und läßt ihn u. A. die oben angeführten Worte sprechen. — Doch zurück zu unserer eigentlichen Aufgabe.

Der Vater der beiden Knaben, auf das Sorgfältigste für ihre

Erziehung bemüht, vertraute ihre erste Ausbildung einem später so berühmt gewordenen Manne, Joachim Friedrich Campe, an. Campe, ein Braunschweiger von Geburt, war damals Feldprediger beim Regiment des Prinzen von Preußen in Potsdam, und gehörte zu den Männern, welche es sich in jener Zeit angelegen sein ließen, den Unterricht nach neuen Principien zu fördern, wie dies z. B. von Gedicke in Berlin, von Basedow in Dessau und Andern mehr geschah. Der Major von Humboldt erkannte mit allem Scharfsinn die Bedeutung dieses Mannes, und nahm ihn im Jahre 1775 in sein Haus. Der sechsjährige Alexander von Humboldt erhielt in ihm also seinen ersten Lehrer, und Campe's Einfluß auf ihn ist nicht zu verkennen, wenn er auch weniger entscheidend gewesen sein mag, als bei dem zwei Jahre älteren Bruder Wilhelm. Nach zwei Richtungen hin mag dieser Einfluß sich besonders entwickelt haben — einmal war Campe einer der berühmtesten Sprachtheoretiker sowie ein besonders erfahrener Kenner des deutschen Styls, und dann mochte er auch, der Verfasser des Robinson, mit seinen warmen Schilderungen ferner Länder und fremder Völker nicht wenig auf die lebhafte Phantasie der beiden Knaben einwirken. Nicht lange indeß dauerte diese persönliche Einwirkung — bereits im nächstfolgenden Jahre folgte Campe einem Ruf als Direktor des Philantropins in Dessau, und verließ das Humboldt'sche Haus.

An seine Stelle trat im Jahre 1777 ein Mann von weniger bekanntem Namen, aber kaum geringerer geistiger Befähigung, G. J. Christian Kunth. Ein junger Mann von zwanzig Jahren hatte er aus Mangel an materiellen Mitteln seine akademischen Studien unterbrechen müssen, er hatte indeß sich bereits die mannigfaltigsten Kenntnisse aus vielen Fächern der Wissenschaft anzueignen verstanden und hat den in ihn gesetzten Erwartungen hinreichend ent-

sprochen. Kunth starb im November 1829; die preußische Staatszeitung vom 30. November desselben Jahres brachte einen Artikel über ihn, aus dem wir nachstehendes zur Charakterisirung des jungen Lehrers dienende entnehmen: „Selten dürfte der Erfolg wohlgegründete Erwartungen vollständiger bestätigt haben. Der Kammerherr Major v. Humboldt übertrug im Jahre 1777 dem damals 20jährigen Kunth die Erziehung zweier Söhne, Wilhelm und Alexander, von zehn und acht Jahren. Es war eine höhere Sorgfalt, als die des treuen Lehrers, der nur eigene Kenntnisse auf den Geist reichbegabter Schüler überträgt; es war ein eben so thätiges, als wohlgeordnetes Bestreben, Alles, was Berlin an ächten Bildungsmitteln besaß, für die Entwickelung großer Anlagen fruchtbar zu machen, was den Erzieher, nach dem frühen Tode des Vaters, der schon im Januar 1779 erfolgte, von dem edelmüthigen Vertrauen und der hohen Gesinnung der Mutter unterstützt, unauflöslich mit seinen Zöglingen verband. Nach eilf Jahren war die Erziehung vollbracht; aber was auch Wirksamkeit im Reiche der Wissenschaften und im öffentlichen Leben, Rang unter den Geistern und Ehrenstellen im Staate seitdem in vierzig Jahren umwandeln mußten, die alte Sorgfalt, die alte Treue, die alte Zuneigung blieb unwandelbar. — Die Stellung, worin Kunth sich als Erzieher befand, wirkte mächtig bildend auf ihn selbst zurück. Der Umgang mit geistreichen, angesehenen, gewandten Personen aus allen Ständen, die Sorge für häusliche Verhältnisse, welche das unbeschränkte Vertrauen der Familie ihm übertrug, die Geschäfte, die für ihn aus dieser Verwaltung erwuchsen, führten ihn selbstthätig in das äußere Leben ein, und empfahlen ihn zur Anstellung im Dienste des Staats."

Soviel aus diesem Artikel — wir fügen noch hinzu, daß Kunth im Jahre 1795 in den preußischen Staatsdienst trat und als ge-

heimer Oberregierungsrath starb. Von da kehren wir zu dem Erzieher und seinen beiden Zöglingen zurück.

Es ist eigentlich kaum nöthig, zu erörtern, ob der Erzieher hinreichende Befähigung zu seinem Amte hatte, ob er seine Pflicht erfüllte: der Erfolg spricht so glänzend für ihn, daß wir darüber etwas zu sagen für unnöthig halten. Nur eins führen wir als hierher gehörig noch an, den Umstand, daß die beiden Brüder die Freundschaft und Verehrung für den Lehrer ihrer Jugend dauernd bewahrten, und ihm z. B. in späterer Zeit dadurch Beweise ihres unbegrenzten Zutrauens gaben, daß sie ihm während der langen Zeit ihrer Reisen u. s. w. die Verwaltung ihres Eigenthums im Vaterlande übertrugen.

Schauen wir uns etwas mehr nach dem innern Wesen des Unterrichts und der Erziehung um, so finden wir bei beiden Brüdern zwei — oft genug sich bekämpfend gegenüberstehende — geistige Eigenschaften in glücklichster Vereinigung: eine Universalität des Wissens und eine Gründlichkeit des Wissens und der Forschung. Obschon wir natürlich die Grundlagen zu alle dem, was die beiden Brüder später unter die bedeutendsten Menschen unseres Jahrhunderts rechnen ließ, von der gütigen Hand der Gottheit in die Brust der Knaben gelegt annehmen, so mußte doch dieser in ihnen liegende Keim gehegt und gepflegt werden; dies Verdienst gehört gewiß in nicht geringem Maaße Kunth an, und ist doppelt hoch zu veranschlagen, wenn wir berücksichtigen, daß die Hauptbestrebungen der beiden Brüder nach zwei ziemlich entgegengesetzten geistigen Polen hinwiesen. Während der ältere Kunst und Sprache, Philosophie und classisches Alterthum mit eifrigstem Studium erfaßte, trieb es den jüngeren mit heftigstem Verlangen zur Kenntniß der Naturwissenschaften im weitesten Sinne des Wortes. Wenn nun die beiden Brüder in ihrem Studium sich hin und wieder be-

rühren, so liegen doch die Endpunkte desselben ziemlich weit von einander, und es war für den Erzieher gewiß nicht leicht dann, als der Unterricht in den einzelnen Wissenschaften bestimmten Lehrern zu übergeben war, diese passend zu wählen. Wir wollen einige dieser Lehrer hier anführen.

Die Anfangsgründe der Botanik lehrte sie ein Mann, der nachher zu den berühmtesten Männern seiner Wissenschaft zählte, Ernst Ludwig Heim. Derselbe war seit dem Jahre 1776 als Physikus in Spandau und bald nachher auch als Kreisphysikus im Havellande angestellt. Schon gegen das Jahr 1780 hin war er Arzt der Familie Humboldt — unterm 30. Juli 1781 notirte er in sein Tagebuch: „Nach Tegel geritten und bei der Frau Majorin von Humboldt zu Mittag gespeist; den jungen von Humboldts die 24 Classen des Linné'schen Pflanzensystems erklärt, welches der Aeltere sehr leicht faßte und die Namen gleich behielt.“ Eigenthümlicher Weise ist also diese Bemerkung über Wilhelm von Humboldt gemacht, nicht über Alexander, wie man hätte erwarten sollen.

Ein anderer Lehrer Alexanders in den Naturwissenschaften war Wildenow.

Es war natürlich, daß die Erziehung der Knaben in Tegel nicht vollendet werden konnte — sie gingen in Begleitung ihres Erziehers nach Berlin, wo es der vortrefflichsten Unterrichtsmittel in reichem Maaße gab. Beide Knaben wurden von Privatlehrern unterrichtet, und zwar hatten sie die Unterrichsstunden gemeinschaftlich. Wir wollen hier eine eigenthümliche Erscheinung aus Alexanders Jugendleben anführen. Es schien ihm das Lernen bedeutend schwieriger zu werden, als seinem Bruder. Schon der oben erwähnte Heim machte eine darauf bezügliche Bemerkung, selbst die

Mutter und der Erzieher befürchteten eine Zeitlang, daß er sich „wohl gar nicht zum Studiren eigene.“ Nach diesen Beobachtungen darf man annehmen, daß es von Seiten Alexanders eines viel entschiedeneren und angestrengten Eifers bedurfte, sich des köstlichen Gutes der Wissenschaft zu bemächtigen, und es ist die Universalität seines Geistes und Wissens deßhalb doppelt groß, zwiefach erhaben. Zudem war Alexander in seinen Jugendjahren fortwährend kränklich, und seine damaligen Freunde, z. B. Forster, versichern, daß diese Kränklichkeit ihre Ursache in zu eifrigem Hingeben an das Studium gehabt habe — der kränkliche Alexander wollte es seinem ältern Bruder im Lernen gleich thun.

Von den Lehrern, deren Unterricht die beiden Brüder in Berlin genossen, nennen wir zuerst Löffler, welcher damals Feldprediger des Regiments Gensd'armes war und später Ober-Consistorialrath in Gotha wurde. Er hatte ein freisinniges Buch über den neuen Platonismus der Kirchenväter herausgegeben, und unterrichtete die beiden Brüder im Griechischen — später wurde dieser Unterricht von Fischer fortgesetzt, der eigentlich Mathematik am grauen Kloster lehrte, aber auch ein tüchtiger Kenner des Griechischen gewesen sein soll. — Mehrere andere Männer von großem literarischen Rufe, wie Dohm, Engel und Klein hielten den Brüdern Privatvorträge über Philosophie, Rechts- und Staatswissenschaft. Der erstgenannte, Ch. W. Dohm, welcher im Departement des Auswärtigen beschäftigt war, hielt auf Veranlassung des Ministers von Schulenburg bei einem jungen Grafen Arnim eine Reihe statistisch-politischer Vorlesungen — auf den Wunsch der Mutter nahmen die beiden Brüder Humboldt an denselben Theil; sie dauerten vom Herbst 1785 bis zu Dohms Weggang von Berlin im Juni des folgenden Jahres.

Ehe wir berichten, daß die beiden Brüder gemeinschaftlich ihre

Universitätsstudien beginnen, wollen wir noch mit wenig Worten der persönlichen Stellung gedenken, welche sie bereits einnahmen. Die beiden Brüder waren vom Glück nicht wenig bevorzugt. Aus einer der angesehensten Familien stammend, mit den materiellen Gütern der Welt nicht weniger bedacht, wie vielversprechend in Bezug auf ihre geistige Entwickelung, stand ihnen in wissenschaftlicher, in socialer Beziehung, wie in allen andern zu Gebote, was nur nöthig war, sie in Verbindung mit ihren eigenen geistigen Anlagen auf die Höhe zu führen, welche sie zum Besten der Wissenschaft, zum Nutzen des Vaterlandes, zu eigenem unübertroffenen Ruhm einnehmen sollten. Unsere Aufgabe erfordert es bald von dem Leben beider Brüder mehr abzusehen und uns, während wir das Leben Wilhelms von Humboldt später zu schildern gedenken, speciell mit dem Leben Alexanders zu beschäftigen. Wir wollen darum hier nur noch kurz eines in jene Zeit fallenden Unterschiedes zwischen beiden Brüdern, sowie einer wiederum beiden gemeinsamen Tugend gedenken, und dann soweit als thunlich das Leben Alexanders im Besondern zur Anschauung unserer Leser bringen.

Wir wollten zuerst eines Unterschiedes gedenken — er ist in Folgendem angedeutet. Während der ältere Bruder sich der augenblicklich zur Tagesordnung gewordenen Sentimentalität des Empfindens hingab, die ihren greifbaren, literarischen Ausdruck z. B. in Werthers Leiden und dem Don Carlos fand, trat bei Alexander bereits mehr und mehr das Interesse des Forschens in der wahren, wirklichen Welt heraus, und jetzt schon begründete sich bei ihm die Höhe der Stellung, welche Humboldt wie kein Anderer vor oder mit ihm in den Naturwissenschaften einnehmen sollte.

Die Gemeinsamkeit, welche wir in beiden Brüdern mit aller Entschiedenheit repräsentirt finden, ist ihre Vaterlandsliebe, ihr Erkennen von der enormen Bedeutung ihres Vaterlandes. Kein

Staat der Welt hat zu irgend einer Zeit der Geschichte so schnelle, so enorme Fortschritte gemacht, als eben Preußen. Der größte König, welchen die Annalen der Geschichte aufzuweisen haben, hatte das kleine, bisher wenig beachtete Preußen zu einer bedeutenden im Vordergrunde stehenden Macht umgeschaffen. Nicht allein sein Heldenschwert, auch die segnende Hand, welche er nach erkämpften Lorbeeren über sein Land ausstreckte, hatten Wunder gethan — neben einer in siegreichen Kriegen erprobten Armee gab es eine Armee des Friedens, eine große Menge bedeutender Gelehrten, tüchtiger Beamten, welche begeistert von dem hohen Vorbilde des Regenten an der wunderbaren Erzeugung sich betheiligten. Noch in die Jugend der beiden Brüder fiel das letzte Schaffen Friedrichs des Großen — diese hehre Gestalt, ein Halbgott des Krieges wie des Friedens in seinen Werken, prägte sich ihrem Gemüth mit glühenden, unvergänglichen Farben ein. Beide Männer wurden Zierden ihres Vaterlandes, beide haben nicht wenig zu seinem fernern Ruhme beigetragen, und beide haben noch in späten Jahren die Erinnerung aus der Zeit ihrer Jugend an den großen König als ein theures Gut bewahrt. Alexander von Humboldt sprach im Jahre 1840, bei dem Jubelfest der hundertjährigen Thronbesteigung Friedrichs II., die tief empfundenen Worte: „Mir ist die Ehre zu Theil geworden, einige Worte an die Versammlung zu richten. Diesen Vorzug verdanke ich der Zufälligkeit allein, dem alten Geschlechte anzugehören, welchem noch aus eigener jugendlicher Anschauung das Bild des großen Monarchen vor die Seele tritt. Seiner geistigen Kraft und aller Kraft kühn vertrauend, hat er gleich mächtig, soweit Gesittung und Weltverkehr die Menschheit empfänglich machten, auf die Herrscher wie auf die Völker gewirkt. Er hat (um mich eines Ausdrucks des römischen Geschichtschreibers zu bedienen, der mit tief verhaltener Wehmuth alle Regungen des

Staats- und Völkerlebens durchspähte) die schroffen Gegensätze, „die widerstrebenden Elemente der Herrschaft und Freiheit" mit einander zu versöhnen gewußt. Den köstlichen Schatz dieser Freiheit, das ungehinderte Streben nach Wahrheit und Licht, hat er früh und vorzugsweise dem wissenschaftlichen Vereine anvertraut, dessen Glanz er, ein Weiser auf dem Throne, durch eigene Arbeiten und schätzende Theilnahme erhöhte." —

Im Jahre 1786 bezogen beide Brüder in Begleitung Kunths die Universität Frankfurt, und hatten sich nun für ein bestimmtes Berufsstudium zu entscheiden: während der ältere Bruder das der Jurisprudenz wählte, widmete Alexander sich den Cameralwissenschaften.

Ihr früherer Lehrer Löffler war inzwischen Professor in Frankfurt geworden, sie wohnten in seinem Hause. Unter den damals in Frankfurt docirenden Professoren dürfte besonders der Jurist Reitemeier zu nennen sein. Unter den jungen Freunden, welche die beiden Brüder hier fanden, nennen wir den Grafen Alexander von Dohna-Schlobitten, welcher in den Jahren 1786—88 gleichfalls in Frankfurt studirte und später mit Wilhelm von Humboldt in engere und bedeutende Beziehungen trat.

Im Frühjahr 1788 bezogen beide Brüder die Universität Göttingen. Die Georgia Augusta war zu jener Zeit die berühmteste der deutschen Hochschulen: Blumenbach, der weit über die Grenzen seines Vaterlandes hin berühmte Naturforscher, Heyne, Eichhorn, Schlözer und andere Männer von Bedeutung und Ruhm docirten hier. Die Brüder standen in besonderer freundschaftlicher Beziehung zu Heyne, dem Schwiegervater Forsters, welcher im Sommer 1788 ebenfalls in Göttingen sich aufhielt und wohl um diese Zeit das Freundschaftsband mit den Humboldt's knüpfte. Alexander von Humboldt gab sich zumeist der persönlichen belehrenden Einwirkung

Blumenbach's hin, auf dem historischen und dem Felde der Alterthumswissenschaften begegneten sich die Studien beider Brüder. In Heyne's Familienkreis, im Umgang mit Forsters Gattin, der späteren Therese Huber und im Umgang mit Freunden, von denen mehr als Einer zu späterer Bedeutung gelangte, fanden sie Erholung. Von den Freunden aus jener Zeit wollen wir zuerst Johann Stieglitz erwähnen. Stieglitz, im Jahre 1767 geboren, 1840 als Obermedicinalrath in Hannover gestorben, war wahrscheinlich schon in Berlin mit den Humboldt's bekannt geworden und traf nun mit ihnen in Göttingen wieder zusammen, woselbst er Medicin studirte. Besonders mit dem ältesten der Brüder war Stieglitz befreundet, was vielleicht durch das Factum herbeigeführt wurde, daß Stieglitz ihn aus der Gefahr des Ertrinkens rettete.

Außer mit Stieglitz und den schon früher genannten Personen wurden die beiden Humboldt auch noch mit Oelsner, dem Genossen des Grafen Schlabrendorf, mit A. W. Schlegel und Andern mehr befreundet. —

Nach Verlauf von zwei Jahren, zu Ende des Jahres 1789, war Alexanders Universitätsstudium beendigt. Während sein älterer Bruder mit ihrem früheren Lehrer Campe im Juli desselben Jahres eine Reise nach dem die Blicke der ganzen Welt auf sich ziehenden Paris unternahm, lebte Alexander noch bis zu der angegebenen Zeit seinen ernstesten Studien und bereitete sich außerdem auf seine erste wissenschaftliche Reise vor, von der wir im zweiten Abschnitt unsres Buches erzählen werden.

Zweiter Abschnitt.

Erste wissenschaftliche Reisen. — Eintritt in den Staatsdienst. — Austritt. — Vorbereitungen zu der großen amerikanischen Reise. — Abreise.

Die erste Reise zu wissenschaftlichen Zwecken, welcher später so ereignißvolle und wichtige Folgen sollten, machte Alexander von Humboldt in Begleitung Georg Forsters und eines Herrn von Gruns. Sie war an den Rhein gerichtet, von da durch Holland nach England, und das Resultat dieser Reise war, während Forster auf derselben Materialien für sein Werk „Die Ansichten vom Niederrhein" sammelte, Humboldts erstes veröffentlichtes Werk „Mineralogische Beobachtungen über einige Basalte am Rhein." Die Reise selbst wurde übrigens im Frühjahr 1790 angetreten; nach seiner Rückkehr kam Humboldt zu einem eigenthümlichen praktischen Entschluß. Er hatte sich wie wir bereits wissen, den Cameralien gewidmet — die Resultate seines Bruders Wilhelm, der bereits im erwähnten Jahre zum Legationsrath und Beisitzer am Kammergericht in Berlin ernannt war, trieben auch ihn mehr an, die Ergebnisse seines erlangten so umfangreichen Wissens in die Praxis zu übertragen, und da seine früheren mineralogischen Studien auf der oben angeführten Reise ein sehr vermehrtes Interesse für ihn gewonnen hatten, so kam ihm der Wunsch, im Bergbaufach seine

praktische Thätigkeit zu beginnen. Zu dem Ende besuchte er kurze Zeit die von Busch und Ebeling in Hamburg dirigirte Handelsakademie, machte sich hier, ohne natürlich seine wichtigeren Studien bei Seite zu setzen, mit dem Praktischen des Comtoirwesens bekannt, und im folgenden Jahre, 1791, ging er endlich nach Freiberg, um daselbst Schüler der Bergakademie zu werden. Nicht allein der große Ruf des damaligen Directors dieser Anstalt, Werner, zog ihn hauptsächlich dahin, noch ein andrer Umstand kam hinzu, die Anwesenheit Leopolds von Buch, der gleichfalls in Freiberg studirte, und schon damals mit Alexander von Humboldt befreundet war. Werner war einer der größten Geognosten jener Zeit, und Humboldt fand in ihm einen vortrefflichen Lehrer der Wissenschaft, für welche er sich besonders interessirte, der Geognosie, der Kunde von der Zusammensetzung der festen Erdrinde. Er blieb vom Juli 1791 bis zum März des folgenden Jahres in Freiberg, dann trat er als Assessor beim Bergwerks- und Hüttendepartement zu Berlin in den Staatsdienst. Noch in demselben Jahre fand seine Versetzung als Oberbergmeister nach Bayreuth statt, woselbst er als Minister der fränkischen Fürstenthümer den späteren Staatskanzler von Hardenberg fand. Bald verband eine specielle Freundschaft diese beiden noch so jungen Männer, die später zu den ersten Männern ihres Vaterlandes gerechnet werden sollten.

Humboldts Eintritt in den Staatsdienst war zugleich der Beginn einer so außerordentlich erfolgreich und umfassend gewordenen literarischen Thätigkeit. Er war auf das eifrigste mit naturhistorischen Forschungen nach den verschiedensten Richtungen hin beschäftigt, und legte ihre Resultate in den naturwissenschaftlichen Journalen jener Zeit, z. B. in Moll's „bergmännischem Journal", in Köhler und Hoffmanns, Crells, Gehlers, Poggendorfs und Anderer Journalen nieder. Auch für französische Zeitschriften, wie

für das „Journal de physique“ und die „Annales de chimie“ arbeitete er; im Jahre 1793 publicirte er auch ein größeres Werk: „Florae Freibergensis specimen“, eine „Flora der kryptogamischen Gewächse der Freiberger Gegend“, welcher „Aphorismen aus der chemischen Physiologie der Pflanzen“ beigegeben waren. In diesem Werke gab er besonders seine Beobachtungen über die Pilze wieder, welche in den Freiberger Minen gefunden werden, sodann Mittheilungen über Ernährungsproceß, Farbe, Reizbarkeit der Pflanzen u. s. w. Bei dieser bedeutenden literarischen und wissenschaftlichen Thätigkeit unterließ er selbstredend nicht, die Pflichten des übernommenen Amtes auf das Strengste zu erfüllen; außerdem begleitete er seinen Freund Hardenberg in einer diplomatischen Mission an den Rhein, und bereiste er im Auftrage der Regierung und im Interesse seiner Stellung die Provinzen Preußen und Polen.

Mochte diese Stellung auch ziemlich angenehm für ihn sein, sie genügte dem Streben seines gewaltigen Geistes doch nicht, er konnte sich mit so kleinem Raume, der ihm und seinen Forschungen angewiesen, nicht begnügen, und wurde immer mehr von dem Verlangen erfüllt, sich einen großen, bedeutenden, wenn möglich noch wenig betretenen Wirkungskreis zu verschaffen. In diesem Verlangen finden wir die rechte Individualität Alexanders vertreten — ein Historiker bezeichnet sie im Vergleich mit Wilhelm von Humboldt in folgenden treffenden Worten: „Wenn es Alexander von Humboldt eigen war, ungeheure Strecken der menschlichen Erkenntniß zu durcheilen, so war es Wilhelms Gewohnheit, sich irgendwo im Gebiete derselben auf eine Zeitlang fest anzusiedeln, und alles, was es dort gab, auf das genaueste und tiefste zu erforschen. Auf kleinem Raume richtete er immer ein großes Werk des Studiums auf.“ Vergleichsweise durcheilte nun Alexander nicht allein große Strecken des menschlichen Wissens, sondern er fügte kaum geringere,

vor ihm unbekannte und von ihm erst entdeckte oder zugänglich gemachte Gebiete hinzu. Das Verlangen, fremde, unbekannte, für die Wissenschaft Interesse bietende Länder zu schauen, beschreibt Alexander von Humboldt selbst in folgenden Worten: „Ich hatte von meiner ersten Jugend an eine brennende Begierde empfunden, in entfernte, von Europäern wenig besuchte Länder zu reisen. Diese Begierde charakterisirt einen Zeitpunkt unseres Lebens, in welchem uns dieses wie ein Horizont ohne Grenzen erscheint, wo nichts größeren Reiz für uns hat, als die starken Bewegungen unserer Seele und das Bild physischer Gefahren. — In einem Lande erzogen, welches keine unmittelbare Verbindung mit den Colonien beider Indien unterhält — und nachher ein Bewohner von Gebirgen, die, entfernt von den Küsten, durch ausgebreiteten Bergbau berühmt sind, fühlte ich in mir die lebhafte Leidenschaft für das Meer und für lange Schifffahrten fortschreitend sich entwickeln. Die Gegenstände, die wir nur durch die belebten Schilderungen der Reisenden kennen, haben einen besonderen Reiz; unsere Einbildungskraft gefällt sich in Allem, was unendlich und unbegrenzt ist; die Genüsse, welche wir entbehren müssen, scheinen uns größere Vorzüge zu haben, als die, welche uns täglich im engen Kreise einer sitzenden Lebensweise zu Theil werden."

Er leistete dem Verlangen nach großen Reisen zuerst dadurch Genüge, daß er im Jahre 1795 sein Amt als Oberbergmeister niederlegte und nach Wien reiste, um daselbst sich mit Botanik und besonders mit dem Studium einer Sammlung exotischer Pflanzen zu beschäftigen. In dem Geognosten Freiesleben fand er gleichzeitig einen bedeutenden Gelehrten und einen liebenswürdigen Freund, mit dem er viel Umgang pflegte. Mit ihm besprach er eine Reise nach der Schweiz, noch mehr indeß zog ihn sein Verlangen nach Neapel und Sicilien, woselbst er das Wesen der vulkanischen Districte zu

studiren gedachte. Er begann die Reise in Begleitung eines Herrn von Haften, der in Italien wüthende Krieg ließ ihn indeß nur bis nach Oberitalien gelangen.

Ein Ereigniß von schmerzlicher Bedeutung hielt ihn jetzt eine Zeitlang von weiterer Verfolgung der sich bei ihm immer klarer und großartiger ausbildenden Reisepläne zurück — der Tod seiner Mutter, welcher am 20. November 1796 erfolgte. In Folge dieses Ereignisses besuchte er im Beginn des folgenden Jahres seinen Bruder Wilhelm, welcher sich mittlerweile verheirathet und in Jena seinen Wohnsitz genommen hatte. Wilhelm von Humboldts Frau, Caroline, die Tochter des Kammerpräsidenten Carl Friedrich von Dacheröden in Erfurt, war eine Frau von geistiger Bedeutung und großer geselliger Liebenswürdigkeit: die Vermählung hatte im Juli 1791 stattgefunden, und die Ehe war eine sehr glückliche. Nachdem Wilhelm von Humboldt seinen Aufenthalt in Jena genommen, war sein Haus einer der Mittelpunkte jener reichen geistigen Welt geworden, welche das kleine Weimar damals und später so berühmt machte. Im vertrautesten Umgange mit Schiller und Göthe, mit Fichte, Woltmann, Schütz, Hufeland und vielen andern bedeutenden Männern entwickelte Wilhelm von Humboldt die Größe seines Geistes mehr und mehr, und hier war es, wo Alexander wieder um die angegebene Zeit mit ihm zusammentraf. Die beiden Brüder blieben mehrere Monate bei einander, Alexander ganz erfüllt von den Vorbereitungen zu einer Reise nach Westindien, und hörten zusammen eine Privatvorlesung über Anatomie bei dem Professor Loder, wobei der jüngere Bruder noch täglich 6—7 Stunden auf dem anatomischen Theater arbeitete. Dabei setzte er seine bereits früher begonnenen Experimente über Galvanismus fort und wandte große Aufmerksamkeit auf die Gesetze des Muskelreizes; als das Resultat des letztern Studiums verfaßte er eine

Schrift: „Ueber die gereizte Muskel- und Nervenfaser", deren Herausgabe er Blumenbach in Göttingen übertrug. Während dieses Aufenthalts in Jena, woselbst er auch Freiesleben wieder fand, hatte er zugleich specielle Beziehungen zu Göthe, von dessen Hand wir in einem Briefe an Schiller nachfolgende Notiz darüber besitzen: „Mit Humboldt habe ich die Zeit sehr angenehm und nützlich zugebracht, meine naturhistorischen Arbeiten sind durch seine Gegenwart wieder aus ihrem Winterschlafe geweckt worden."

Bei Alexander war also der Plan, nach Westindien zu reisen, zur Reife gediehen, und auch Wilhelm war von großer Sehnsucht nach Reisen erfüllt, ohne daß dieselbe durch mancherlei Krankheitsfälle, die sein Haus betrafen, irgendwie geschwächt wurde. Wilhelms Haus muß damals schlimm heimgesucht worden sein; Schiller schrieb Bezugs dessen unterm 14. April an Göthe: „Obgleich die ganze Humboldt'sche Familie, bis auf das Mädchen, am kalten Fieber krank liegt, spricht man doch immer nur von nahen, großen Reisen". — Diese Uebereinstimmung der beiden Brüder führte denn endlich zu dem Plane, vorläufig zur Regulirung der Erbschaftsverhältnisse der Familie kurze Zeit nach Berlin zu reisen und von da nach Italien zu gehen, von wo Alexander seinen weiteren Weg über Spanien nach Amerika antreten wollte.

Ende Aprils reisten die beiden Brüder von Jena über Halle nach Berlin ab, woselbst sie die Hinterlassenschaft ihrer Mutter ordneten. Der ältere Bruder erhielt Tegel, der jüngere das Gut Ringenwalde in der Neumark, welches er indeß, um die anzutretende große Reise baldigst beginnen zu können, an den Dichter Franz v. Kleist verkaufte. Der frühere Hauslehrer der beiden Brüder, der treue Kunth, wurde von ihnen zum Verwalter des Vermögens während ihrer Abwesenheit bestimmt.

Die Reise nach Italien sollte angetreten werden, aber es schien,

als walte ein unfreundliches Geschick über dem Vorhaben der Brüder. Bereits in Dresden wurden die Reisenden durch einen Fieberanfall der Frau von Humboldt lange aufgehalten, und als sie endlich in Wien anlangten, machten es die kriegerischen Zustände zwischen Oestreich und Frankreich allem Anschein nach unmöglich, nach Italien zu reisen. Alexander fand hier seinen schon erwähnten Freund, den Herrn von Haften, wieder; desgleichen hatte er Umgang mit dem jungen Naturforscher Fischer, der später russischer Staatsrath wurde.

Als die Reisenden erfuhren, daß es auch Göthe nicht gelungen sei, nach Italien zu gelangen, und daß sich derselbe in der Schweiz aufhalte, gaben sie die Reise nach Italien auf und reisten nach der Schweiz; sie verließen Wien im Anfang October 1797. Alexander blieb indeß bald zurück, er fand in Salzburg seinen alten Freund und Studiengenossen, Leopold von Buch, und beschloß vorläufig von der Weiterreise abzusehen, dagegen mit seinem Freunde die Gebirge Salzburgs und Steiermarks zu durchwandern und wissenschaftlich zu untersuchen. Wilhelm reiste nach Abschluß des Friedens von Campo formio rasch nach Paris weiter, Alexander blieb bis zum Frühjahr des folgenden Jahres, 1798, in Salzburg, und folgte dann seinem Bruder nach Paris.

Ehe wir über seinen Aufenthalt in Paris und dessen bedeutende Resultate weiter berichten, haben wir noch zu erwähnen, daß er auch während seines Aufenthalts in Salzburg mit immer strebendem Geiste versucht hatte, seinem Drang nach großen wissenschaftlichen Reisen Genüge zu leisten. Er machte daselbst die Bekanntschaft eines Mannes, welcher nach mehreren Reisen in Illyrien und Griechenland die Absicht hatte, eine Expedition nach Aegypten zu unternehmen. Humboldt wollte sich ihm anschließen, doch auch hier traten die politischen Verhältnisse der Ausführung hindernd in

den Weg. Da erhielt er die Nachricht, daß vom National-Museum in Frankreich eine Entdeckungsreise nach der südlichen Halbkugel unter Führung des Capitain Baudin beschlossen worden sei, und dieser Expedition sich anzuschließen war der Hauptzweck seiner Reise nach Paris.

Hier fand er das Haus seines Bruders als den Sammelpunkt bedeutender Männer, Deutscher sowohl als Franzosen. Er nahm an der geistreichen Geselligkeit dieses Kreises Theil, ohne dabei den Hauptzweck seiner Anwesenheit in Paris aus dem Auge zu lassen. Als Naturforscher der oben erwähnten Expedition waren die Herren Michaux und Bonpland auserſehen, und ihre Bekanntschaft suchte Humboldt natürlich zuerst, besonders des letztern; Aimé Bonpland, einer der besten Zöglinge der Arzneischule in Paris, wurde ihm sehr befreundet, und hier knüpfte sich also bereits das Verhältniß zwischen den beiden Männern, dessen Resultate für die Wissenschaft so bedeutend werden sollten. Humboldt wurde als Theilnehmer an der Expedition herzlich willkommen geheißen; er machte dazu die bedeutendsten Vorbereitungen, lernte arabisch, und gab sich naturwissenschaftlichen Studien mit größtem Eifer hin. So setzte er seine früher begonnenen „Forschungen über die Zusammensetzung der Atmosphäre" in Verbindung mit dem Physiker Gay-Lussac fort; im Anfang des nächsten Jahres, schon nach Beginn seiner Reise, erschien seine Schrift „über die unterirdischen Gasarten." In diese Arbeiten versenkt erwartete Humboldt den Abgang der Expedition, doch sollte er wiederum auch hier die Ungunst des Schicksals erfahren — der bevorstehende Wiederausbruch des Kriegs in Deutschland und Italien ließ die Expedition nicht zu Stande kommen. Ohne den Muth zu verlieren, beschloß Humboldt nun, an einer Expedition französischer Gelehrten nach Aegypten Theil zu nehmen — die für die französische Flotte so verderbliche Schlacht von Abukir,

welche die Verbindung mit Aegypten ganz zerstörte, ließ auch diese Expedition nicht zu Stande kommen.

Wir sehen, mit welchen enormen Schwierigkeiten Humboldt zu kämpfen hatte, und diese eminente Ausdauer in Ueberwindung so großer und mannigfacher Hindernisse vermehrt den Werth seiner Anstrengungen und Leistungen für die Wissenschaft noch um ein Bedeutendes. Wie gesagt ließ er sich durch keine getäuschte Hoffnung und Erwartung vom Verfolgen seines Zieles abbringen, und so trat er denn unter Anderm auch mit einem schwedischen Consul, Sciöldebrand mit Namen, in Beziehung, welcher durch Paris nach Marseille reiste, um sich dort auf einer schwedischen Fregatte nach Algier einzuschiffen. Er sicherte ihm und Bonpland die Ueberfahrt nach Afrika auf diesem Schiffe zu, und die beiden Freunde entwarfen den Plan zu einer großen Reise, welche sie im Geleite der Caravane nach Mekka und von dort über den persischen Meerbusen nach Ostindien führen sollte.

Ende October 1798 verließen die beiden Freunde Paris, um in Marseille die Ankunft des schwedischen Schiffes abzuwarten. Der Abschied der beiden Brüder Humboldt war ein sehr schmerzlicher; Alexander schrieb später über denselben: „Ich trennte mich von einem Bruder, der durch seinen Rath und sein Beispiel einen großen Einfluß auf die Richtung meiner Gedanken ausgeübt hatte. Er billigte die Gründe, die mich bestimmten, Europa zu verlassen; eine geheime Stimme sagte uns, daß wir uns wiedersehen würden. Diese Hoffnung, die nicht getäuscht wurde, versüßte den Schmerz einer langen Trennung. Ich verließ Paris in der Absicht, mich nach Algier und Aegypten einzuschiffen, und durch den Wechsel der Begebenheiten, der über alle menschlichen Dinge herrscht, sehe ich meinen Bruder bei meiner Rückkehr vom Amazonenstrom und von Peru wieder, ohne das feste Land von Afrika berührt zu haben."

So sollte es denn in der That sein — die schwedische Fregatte kam nicht, und nachdem die Reisenden zwei Monate in Marseille vergebens gewartet hatten, erhielten sie endlich die Nachricht, daß sie an der portugiesischen Küste vom Sturm beschädigt worden sei und erst im Frühjahr in Marseille eintreffen werde. Humboldt und Bonpland sahen sich also wiederum getäuscht. Sie faßten nun den Entschluß, nach Spanien zu gehen, und daselbst unter wissenschaftlichen Forschungen irgend eine andere Schiffsgelegenheit zu erwarten. Zu Beginn des folgenden Jahres 1799 reisten sie nach Madrid ab, wobei sie unterwegs für die Wissenschaft nicht feierten. Während Bonpland sich hauptsächlich mit den Pflanzen beschäftigte, bestimmte Humboldt, unterstützt von seinen vortrefflichen Werkzeugen, die Höhe und astronomische Lage vieler Punkte, ermittelte die wahre Höhe der Centralebene von Castilien und anderes mehr. In Madrid angekommen schwand das hemmende und störende Princip, welches bisher auf Humboldts Reiseplänen gelastet hatte. Wie einst der Entdecker Amerika's in Spanien allein von allen Ländern nach vielen vergeblichen Versuchen die zur Ausführung seiner Pläne nothwendige Unterstützung erhielt, so wurde sie auch hier Humboldt zu Theil, dem zweiten Entdecker dieser neuen Welt, die er zuerst für die Wissenschaft eroberte. Er erhielt in Madrid durch Vermittelung des sächsischen Gesandten Forell Beziehungen zu dem Minister de Urquijo, welcher ihn dem König vorstellte. Humboldt erhielt die Erlaubniß, alle spanischen Provinzen Amerika's ohne die geringste Beschränkung besuchen zu dürfen, und zugleich die Zusicherung ausgedehnter Beihülfe von Seiten der Regierung. So stand denn Humboldt endlich am Ziele seiner Wünsche. Er sollte das der Wissenschaft fast noch vollständig fremde Südamerika, das Land seiner Sehnsucht, kennen lernen, und seine wie Bonplands Reiselust war so groß,

daß sie so schnell als möglich Madrid verließen und durch Alt-Castilien, Leon und Galicien nach Corunna eilten, von wo sie sich einzuschiffen gedachten.

Ehe wir ihn Europa verlassen sehen, führen wir noch an, daß die lebendigen Schilderungen Spaniens, welche er in den Briefen an seinen Bruder Wilhelm niederlegte, auf denselben so entschieden einwirkten, daß er mit seiner ganzen Familie im Sommer 1799 von Paris aus eine Reise nach Spanien unternahm, deren Resultate wir in einem nicht geringen und nicht unbedeutenden Theile seiner Schriften verzeichnet finden.

Unsere Reisenden, Humboldt und Bonpland, kamen in Corunna an, und fanden den dortigen Hafen leider von englischen Schiffen blokirt. Eine im Hafen liegende Corvette, Pizarro, war nach der Havannah bestimmt und wartete nur auf eine günstige Gelegenheit, zwischen den englischen Kreuzern glücklich durchzukommen. Auf ihr schifften sich die beiden Freunde ein, und ein starker Sturm, welcher die feindlichen Schiffe weit in's Meer hinausführte, wurde benutzt, aus dem Hafen glücklich zu entkommen. Durch einen heftigen Westwind war die Corvette genöthigt, mehrere Tage zu laviren; am 5. Juni endlich erreichte sie Nachmittags die offene See, Abends nach 9 Uhr verschwand als letztes den Reisenden sichtbares Lebenszeichen von der europäischen Küste das Licht einer Fischerhütte von Sisarga.

In den Tagen vor der Einschiffung, welche Humboldt in Corunna zu verweilen genöthigt war, hatte sein nimmer ruhender Geist diese und jene Forschungen und Experimente aufgestellt, und er hatte eine Erfahrung gemacht, welche für die Schifffahrt von größter Bedeutung war, die nämlich, daß die Nähe einer Sandbank viel früher, als das Senkblei gebraucht werden kann, sich durch die schnelle Abnahme der Temperatur des Wassers an der Oberfläche

anzeigt. Es vermag also der Schiffer die Nähe der Gefahr früher und schneller durch das Thermometer als durch das Senkblei zu erkennen.

Wir führen hier noch einen Umstand an, der durch einen Zufall in der Folge von Bedeutung für Humboldt werden sollte. Er schrieb nämlich vor der Einschiffung noch einen Brief an den oben erwähnten Capitain Baudin, worin er ihn an ein früher gegebenes Versprechen erinnerte und ihm anzeigte, er wolle, falls die beabsichtigte Expedition noch ausgeführt werden und der Führer den Weg um das Cap Horn nehmen sollte, an irgend einem Punkte der südamerikanischen Colonien mit ihm zusammentreffen. Dieser Brief wurde für Humboldt dann von wesentlicher Bedeutung, als er falsche Zeitungsnachrichten vom wirklichen Beginn der Expedition erhielt. Er befand sich damals auf Cuba, und reiste in Begleitung Bonplands sofort über die Landenge von Panama nach der Südseeküste, um mit Baudin zusammenzutreffen, machte somit eine Reise von 800 Meilen in ein Land, welches zu durchreisen er ursprünglich gar nicht beabsichtigte. Später kommen wir noch näher auf diese Thatsache zurück.

Nach neun Jahren war es Humboldt nun endlich gelungen, den Weg nach den Ländern und Gebieten seiner Sehnsucht zu finden. Ueber den Abschied von Europa, beim Verschwinden des letzten Lichtes, schreibt er: „O! diese Eindrücke verwischen sich nie wieder aus dem Gedächtnisse! — Wie viele Erinnerungen erweckt in der Einbildung ein leuchtender Punkt, der mitten im Dunkel der Nacht abwechselnd über den bewegten Fluthen erscheint und die Küsten des Geburtslandes bezeichnet!" — —

Dritter Abschnitt.

Landung auf Teneriffa. — Ankunft in Cumana. — Caracas. — Wanderungen in den Ebenen nach San Fernando de Apure.

Die Fahrt ging gut von dannen — die beiden Naturforscher hatten schon auf dem Schiffe Gelegenheit genug zu Beobachtungen und neuen Erfahrungen. So beobachtete Humboldt zuerst zwischen Madeira und der afrikanischen Küste eine große Anzahl von Sternschnuppen, die um so häufiger wurden, je mehr das Schiff gegen Süden fuhr; später nahm er daraus Veranlassung zu besondern Studien, die ihn auf eine neue Erklärung dieses Phänomens führten.

Ein Irrthum des Capitains der Corvette war die Ursache einer Landung auf der kleinen Insel La Graciosa; es war dies der erste außereuropäische Boden, welchen Humboldt betrat — seine Empfindungen bei diesem Ereigniß spricht er selbst in den Worten aus: „Nichts kann das Gefühl ausdrücken, welches ein Naturforscher hat, wenn er zum ersten Male einen Boden berührt, der nicht europäisch ist. Die Aufmerksamkeit heftet sich auf so viele Gegenstände, daß man Mühe hat, sich von den Eindrücken, welche man erhält, Rechenschaft zu geben. Mit jedem Schritte glaubt man ein neues Produkt zu finden und in dieser Gemüths-

bewegung erkennt man diejenigen oft nicht, welche die gemeinsten in unsern botanischen Gärten und in unsern historischen Sammlungen sind."

Das Schiff ging bei Teneriffa vor Anker, und die beiden Naturforscher machten sich auf Excursionen durch die Insel. Im Hause des Oberst Armiage, Commandeurs eines Infanterieregiments, fand Humboldt freundlichste Aufnahme, und hier sah er zuerst eine Anzahl tropischer Gewächse, die er bisher nur in Treibhäusern gekannt hatte, im Freien wachsen, wie den Bananenbaum, den Melonenbaum und andere mehr. Die beiden Reisenden beabsichtigten nun besonders, den berühmten Pik von Teneriffa zu besteigen, und nahmen zu dem Ende ihren Weg von dem Städtchen Laguna nach dem Hafen Orotava, um dort einen Wegweiser nach dem Pik zu nehmen. Der Weg führte durch reizende mit üppigster Vegetation bedeckte Gegenden, die Anstrengungen der Besteigung des Berges selbst waren sehr bedeutend.

Da wir bei unserer weiteren Schilderung dieser Reisen Humboldts noch Gelegenheit nehmen werden, von interessanteren und umfangreicheren Expeditionen mit Hülfe von Humboldts eigener Darstellung des Weiteren zu sprechen, geben wir von der Besteigung des Piks von Teneriffa keine specielle Mittheilung, sondern fahren rasch in unserer Schilderung fort.

Die Resultate dieses Aufenthalts von nur wenigen Tagen auf Teneriffa waren bereits von höchster Bedeutung. Namentlich wurde die Forschung über die geographische Verbreitung der Thiere und Pflanzen in ihm außerordentlich angeregt — er sah, daß die anorganischen Formen der Natur sich auf allen Punkten der Erde wenigstens ähnlich bleiben, während die organischen so entschieden von einander differiren, und das war der Ausgangspunkt für seine ausgedehnten Forschungen in Bezug auf die geographische Verbreitung der organischen Formen.

Die Reisenden hatten auf dem Pik zu lange verweilt, sie fanden ihr Schiff bereits lavirend auf sie warten, es nahm sie auf und setzte seinen Weg nach Centralamerika fort. Unter den Erscheinungen und Beobachtungen, welche Humboldt auf der Seereise machte, tritt besonders das Sternbild des südlichen Kreuzes in seinen Schilderungen hervor. Er schaute es zum ersten Male in der Nacht vom 4. bis 5. Juli unter dem 16. Breitengrade, und schreibt darüber Folgendes: „Wenn man anfängt, den Blick auf geographische Karten zu werfen und die Beschreibungen der Reisenden zu lesen, so fühlt man eine Art von Vorliebe für gewisse Länder und Klimate, von welcher man sich in einem reiferen Alter nicht wohl Rechenschaft geben kann. Diese Eindrücke haben einen merkbaren Einfluß auf unsere Entschlüsse und wir suchen uns, wie instinctmäßig, mit den Gegenständen in Beziehung zu setzen, welche seit langer Zeit einen geheimen Reiz für uns hatten. Als ich einst die Sterne studirte, wurde ich von einer Furcht in Bewegung gesetzt, welche denjenigen unbekannt bleibt, die eine sitzende Lebensweise führen — es war mir schmerzlich, der Hoffnung zu entsagen, die schönen Sternbilder zu sehen, welche in der Nähe des Südpols liegen. Ungeduldig, die Gegenden des Aequators zu durchwandern, konnte ich die Augen nicht gegen das gestirnte Gewölbe des Himmels erheben, ohne an das Kreuz des Südens zu denken und ohne mir die erhabene Stelle des Dante in's Gedächtniß zu rufen."

(Denn rechts dem andern Pole zugekehrt,
Erblickt' ich eines Viergestirnes Schimmer,
Deß Anschau'n nur dem ersten Paar gewährt.
Der Himmel schien entzückt durch sein Geflimmer.
O du verwaistes Land, du öder Nord —
Du siehst den Glanz des schönen Lichtes nimmer!)

— — —

Eine auf dem „Pizarro" ausgebrochene bösartige Krankheit wurde jetzt wiederum eins der in Humboldts bewegtem Leben mehr als einmal eintretenden Ereignisse, welche seinen ursprünglichen Plan durchkreuzen und in eine neue Richtung führen sollten, indeß vielleicht zum Vortheil seiner Forschungen und Zwecke. Diese Krankheit veranlaßte nämlich die noch gesund gebliebenen Passagiere, und unter ihnen unsere beiden Reisenden, das ursprüngliche Ziel der Reise des „Pizarro", Cuba und Mexico, nicht weiter auf diesem Schiffe zu verfolgen, sondern im Hafen von Cumana, an der nordöstlichen Küste von Venezuela, ans Land zu gehen. Die Krankheit also, welche auf dem Schiffe ausgebrochen, wurde die nächste Veranlassung der großen Entdeckungen Humboldts vom Orinoco bis zum Rio Negro.

Die Seereise von Corunna bis Cumana hatte einundvierzig Tage gewährt. Daß dieselbe nicht arm an wissenschaftlichen Resultaten für die beiden Naturforscher geblieben, ist natürlich — hauptsächlich hatten sie Untersuchungen über die Temperatur der Luft auf dem Lande und zur See, ihren Unterschied u. s. w. angestellt. Ein anderer Gegenstand ihrer Beobachtungen war die Bläue und sonstige Farbe des Himmels, die Feuchtigkeit der Luft und vieles andere mehr.

Von Cumana aus, dessen vulkanische Umgegend von ihm besonders untersucht wurde, machte er am 9. August 1799 seine erste Excursion nach der Halbinsel Araya, sodann nach den Wohnsitzen der Chaymas-Indianer. Das Imposante, vollständig Neue seiner tropischen Umgebung schildert Humboldt am Besten selbst in folgenden Worten: „Wenn ein Reisender zum ersten Male die Wälder des südlichen Amerika betritt, so zeigt sich ihm die Natur in einer überraschenden Gestaltung. Seine Umgebungen sind nur wenig geeignet, ihn an die Schilderungen zu erinnern, welche

berühmte Reisende von den Gestaden des Mississippi, von Florida und andern gemäßigten Gegenden der neuen Welt entworfen haben. Hier aber fühlt es der Reisende auf jedem Schritte, daß er sich nicht an der Grenze, sondern im Mittelpunkte des heißen Erdstrichs befindet. Er weiß nicht, was ihn mehr anzieht und seine Verwunderung am Meisten rege macht, ob die stille Ruhe der Einsamkeit oder die Schönheit der einzelnen, von einander abstehenden Formen, oder jene Kraft und Frische des Pflanzenlebens, wodurch sich das Klima der Tropenländer auszeichnet. Man möchte sagen, der mit Pflanzen überladene Boden liefert nicht Raum genug für ihre Entwicklung. Ueberall sind die Baumstämme von einem dichten, grünen Teppich umhüllt; wer mit Sorgfalt die Orchis-Pfeffer oder Pothospflanzen, welche ein einziger Heuschreckenbaum oder amerikanischer Feigenbaum nährt, verpflanzen wollte, der könnte damit ein großes Stück Land überdecken. Die nämlichen Schlingpflanzen, welche auf der Erde kriechen, erklimmen auch die Gipfel der Bäume und dehnen ihre Ranken bis hundert Fuß hoch, von einem zum andern hinüber." — Und inmitten dieser großen Natur, welche ihn selbst mit dem glühendsten Verlangen erfüllte, alle ihre Erscheinungen mit der ganzen unbegrenzten Bedeutung seines Geistes zu durchdringen und zu erforschen, fand er Menschen, die Mönche der dort überall zerstreut liegenden Missionen, welche nicht begreifen konnten, daß ein Mann Gesundheit und Leben in Gefahr bringen, Zeit und Geld in Menge verwenden könne, um in dieser Wildniß Pflanzen zu sammeln, Beobachtungen aller Art anzustellen u. s. w. — Das Alles kam ihnen sehr unnöthig vor, und einer von diesen Halbbarbaren meinte, ein gutes Stück Rindfleisch sei ein größerer Genuß als irgend etwas anderes, was sonst noch an Genüssen auf der Erde zu finden sei.

Am 12. August kamen die beiden Reisenden im Kloster Caripe

an, die Hauptstation der Chaymas-Mission. Im Caripethale entdeckte er die fabelhafte Guacharo-Höhle, von deren Existenz man vor Humboldt in Europa keine Kenntniß hatte. Die umwohnenden Indianer halten sie für den Wohnsitz der Geister ihrer Voreltern, und betreten sie nicht, dagegen ist sie von einer Menge großer Nachtvögel bewohnt, deren Art den Reisenden gleichfalls noch völlig unbekannt war.

Die Reisenden kehrten über Cariaco nach Cumana zurück, woselbst verschiedene Ereignisse von Bedeutung ihrer warteten. Das unangenehmste derselben war ein Mordversuch, welchen ein Zambo — ein Mischling von Indianer und Neger — am 27. October 1799 auf sie unternahm. Bonpland wurde dabei durch einen heftigen Schlag auf den Kopf bedeutend verletzt, doch wurde der Thäter durch die Dazwischenkunft von Andern an der weitern Ausführung seines Verbrechens gehindert und zur Bestrafung in's Gefängniß gebracht. Bonpland litt mehrere Tage an den Folgen des erhaltenen Schlags, doch erholte er sich bald wieder.

Ein wesentliches zweites Ereigniß während Humboldts diesmaliger Anwesenheit in Cumana war ein Erdbeben, welches am 4. November die Stadt und Umgegend heimsuchte. Humboldt war hier zum ersten Male Zeuge einer Naturerscheinung, über deren Entstehung und innern Zusammenhang er schon so viele Beobachtungen angestellt hatte. Er schreibt darüber unter Anderm: „Von Kindheit an haben wir die Vorstellung, daß das Wasser ein bewegliches Element, die Erde aber eine unbewegliche, träge Masse sei — es ist eine Vorstellung alltäglicher Erfahrung. Die Erscheinung eines Erdstoßes, einer Erschütterung der Erde, von der wir glaubten, daß sie auf ihren alten Fundamenten fest ruhe, zerstört in einem Augenblicke die langgehegte Täuschung. Es ist eine Art von Erwachen, aber ein unangenehmes, man fühlt, daß man

durch die scheinbare Ruhe der Natur sich täuschen ließ, von nun an wird man bei dem leisesten Geräusch aufmerksam, und zum ersten Male mißtraut man dem Boden, worauf man lange Zeit mit Zuversicht wanderte. Wenn aber die Stöße sich wiederholen, wenn sie mehrere Tage nach einander öfters eintreten, dann verschwindet das Ungewisse schnell, der Mensch faßt neue Zuversicht und wird mit dem schwankenden Erdboden eben so vertraut, wie der Steuermann mit dem vom Wellenschlage erschütterten Schiffe." —

Am 18. November verließ Humboldt Cumana von Neuem, um vorerst nach dem westlich an der Küste gelegenen Guayra und Caracas zu gehen, dann aber die weiten Ebenen und Steppen des Orinocogebietes zu durchreisen und über Guyana nach dem Anfangspunkte seiner Reise, Cumana, zurückzukehren. Es war dies ein Weg von ungeheurer Ausdehnung in bisher noch fast völlig unbekannte Länder, und ein nicht so ausdauernder, verlangender und großer Geist als der Humboldts wäre wohl durch die Schilderung der tausend Schwierigkeiten und Gefahren zurückgeschreckt worden, welche man von diesen Ländern entwarf. Humboldt ließ sich nicht schrecken. Während Bonpland nur bis Barcelona den Weg zu Wasser machte, und von da den Weg nach Caracas zu Lande zurücklegte, um neue Pflanzen zu sammeln, fuhr Humboldt zu Schiffe nach Guayra, und von da nach kurzem Aufenthalt nach Caracas, woselbst er am 21. November eintraf. Vier Tage später gelangte Bonpland mit den übrigen von Barcelona zu Lande gereisten Gefährten gleichfalls in Caracas an.

Caracas war damals eine nicht unbedeutende Stadt von mehr als 30,000 Einwohnern, von denen, wie unsere Leser sich erinnern werden, im Jahre 1812 12,000 durch das furchtbare Erdbeben getödtet wurden. Humboldt verweilte hier zwei Monate, die ihm unter kleinen Wanderungen in der wunderschönen Umgebung der

Stadt, unter neuen Forschungen und Untersuchungen und unter Ordnung des bereits Gefundenen schnell genug vergingen, und machte sich am 22. Januar des folgenden Jahres, 1800, auf, um das Gebirge Silla, dessen Gipfel bisher von Menschen nicht betreten worden war, zu besteigen. Außer unsern beiden Reisenden hatten sich zu dieser Expedition noch 16 Personen eingefunden, nicht alle jedoch hatten den Muth, das Unternehmen bis zu Ende zu führen. Wir lassen die Schilderung dieser Expedition zum Theil mit Humboldts eigenen Worten folgen.

„Es waren", heißt es bei Humboldt, „unser achtzehn Personen, die auf einem schmalen Fußpfad einander einzeln in langem Zuge folgten. Dieser Pfad geht über einen steilen mit Rasen bedeckten Abhang. Man ersteigt erst den Gipfel eines Hügels, welcher gegen Südwesten eine Art Vorgebirge der Silla bildet. Mit dem Hauptberg hängt dasselbe durch einen schmalen Damm zusammen, welchen die Hirten den bezeichnenden Namen des Thors der Silla geben. Wir trafen gegen 7 Uhr hier ein. Es war ein schöner und kühler Morgen; der Himmel schien bis dahin unsern Ausflug zu begünstigen! Unsere Wegweiser meinten, wir würden in sechs Stunden den Gipfel der Silla erreichen.

Wir wanderten über einen schmalen, mit Rasen bedeckten Felsendamm, der vom Vorgebirg der Spitze des großen Berges zuführt. Die Aussicht befaßt zwei Thäler, die vielmehr mit üppigem Pflanzenwuchs bedeckte Felsspalten heißen können. Zur Rechten erblickt man die zwischen zwei Bergspitzen gegen die Meierei von Munnoz herabsteigende Schlucht; zur Linken übersieht man die Spalte von Chacaito, deren reiche Gewässer bei der Meierei von Gallego vorbeifließen. Man hört das Geräusch der Wasserfälle, ohne den Bergstrom zu sehen, der sich unter dichten Schatten der Erythrinen, Clusien und indianischer Feigenbäume

verbirgt. Es giebt nichts Malerisches in einem Erdstriche, wo so viele Gewächse mit großen, glänzenden und zähen Blättern vorkommen, als den Anblick der in großer Tiefe befindlichen und von beinahe senkrechten Sonnenstrahlen beleuchteten Baumgipfel.

Von Puerta an wird der Weg immer steiler. Man mußte sich stark vorwärts bücken, um fortzukommen. Der dichte Rasen war durch andauernde Dürre sehr schlüpfrig geworden. Wir hätten gern Stollen oder mit Eisen beschlagene Stöcke gehabt. Die Gneißfelsen sind mit kurzem Gras bedeckt, woran man sich weder halten, noch, wie in minder festem Boden geschieht, Stufen einschneiden kann. Es hatte dies mehr mühsame als gefährliche Steigen unsere Begleiter aus der Stadt, welche der Bergreisen ganz ungewohnt waren, abgeschreckt. Wir verloren viele Zeit, um auf sie zu warten, und entschlossen uns dann erst den Weg allein fortzusetzen, als wir sie, statt uns nachzukommen, den Berg hinab heimkehren sahen. Der Himmel fing an sich zu umwölken. Schon stieg der Nebel wie Rauch in zarten und geraden Streifen aus dem feuchten Gebüsche hervor, das über uns die Region der Alpen-Savanen einfaßte. Es war wie der Rauch einer Feuersbrunst, die gleichzeitig an mehreren Stellen im Wald ausbrach. Allmälig sammelten sich die Dünste, und vom Boden getrennt, durch die Morgenwinde fortgetrieben, streiften sie als leichtes Nebelgewölk um den abgerundeten Gipfel des Gebirges.

Diese unfehlbaren Zeichen ließen Herrn Bonpland und mich nicht zweifeln, daß uns sehr bald ein dichter Nebel umhüllen werde. Aus Furcht, unsere Wegweiser möchten diesen Umstand zur Heimkehr benutzen, ließen wir diejenigen, welche die wichtigsten Instrumente trugen, vorangehen, und fuhren fort den Abhang neben der Schlucht von Chacaito zu erklettern. Die den schwarzen Creolen eigene Schwatzhaftigkeit stach sehr gegen den verschlossenen Ernst

der Indianer ab, die unsere beständigen Begleiter in den Missionen von Caripe gewesen waren. Sie machten sich über jene lustig, die auf ein lange Zeit vorbereitetes Unternehmen so schnell verzichtet hatten, und vorzüglich übten sie ihren Witz an einem jungen Kapuziner-Mönch, welcher Professor der Mathematik war, und die Vorzüge der europäischen Spanier aller Klassen vor den amerikanischen Spaniern, hinsichtlich Körperstärke und Kühnheit, zu rühmen nie satt werden konnte. Er hatte Streifen von weißem Papier mitgenommen, welche er auf die Savanen von Strecke zu Strecke auswerfen wollte, um den Nachzüglern den Weg, den sie einschlagen mußten, zu zeigen. Seinen Ordensbrüdern hatte der Professor sogar auch versprochen, des Nachts einige Raketen zu werfen, um der ganzen Stadt Caracas das Gelingen eines Unternehmens zu verkünden, welches ihm, aber freilich auch nur ihm allein von überaus großer Wichtigkeit zu sein däuchte. Er hatte nicht daran gedacht, daß seine lange und schwere Kleidung ihm zum Bergsteigen lästig sein müßte. Weil er viel früher als die Creolen den Muth verlor, so verweilte er den Rest des Tages in einer nahen Pflanzung, und sah durch ein Fernrohr, wie wir die Silla hinankletterten. Unglücklicher Weise für uns hatte dieser Ordensmann, dem es nicht an physikalischen Kenntnissen mangelte, und der einige Jahre nachher durch die wilden Indianer am Apure ermordet ward, die Besorgung des Transports von Wasser und andern auf einer Bergreise sehr nothwendigen Vorräthen übernommen. Die Sclaven, welche uns damit folgten, wurden so lange von ihm aufgehalten, daß sie sehr spät erst eintrafen, und wir zehn Stunden lang ohne Wasser und Brod blieben.

Von den zwei abgerundeten Spitzen, die den Gipfel des Berges bilden, war es der östliche, als der höhere, auf den wir mit unsern Instrumenten gelangen wollten, die Einsenkung zwischen beiden

Spitzen hat dem ganzen Berg den spanischen Namen Selle, Silla gegeben. Eine Bergschlucht, die wir oben schon nannten, steigt von dieser Einsenkung ins Thal von Caracas hinab: an ihrem Ursprung oder obern Ende nähert sie sich der Westspitze. Den östlichen Gipfel kann man nicht anders erreichen, als wenn man erst auf die Westseite der Schlucht über das Vorgebirge von Puerta in gerader Richtung gegen die niedrigere Spitze ansteigt, und alsdann nur sich nach Osten wendet, wenn man den Bergrücken oder die Einsenkung der Silla zwischen den zwei Spitzen beinahe erreicht hat. Die Ansicht des Berges allein schon scheint diesen Weg vorzuzeichnen; denn auf der Ostseite der Schlucht sind die Felsen so steil, daß es schwer halten dürfte, den Gipfel der Silla auf geradem Wege nach der östlichen Spitze, ohne den Umweg über die Puerta, zu erreichen.

Vom Fuß des Wasserfalls von Chacaito bis zur Höhe von eintausend Toisen fanden wir lauter Savanen. Zwei kleine Liliengewächse mit gelben Blüthen erhoben sich einzig über die Gräser des Rasens, der die Felsen deckt. Einige Brombeerstauden erinnerten an die europäischen Pflanzenformen. Vergeblich sahen wir uns auf diesen Bergen von Caracas und später auf dem Rücken der Anden nach wilden Rosen um. Wir haben im ganzen südlichen Amerika nicht eine einzige einheimische Rosenart angetroffen, so ähnlich auch das Klima des hohen Gebirges der heißen Zone demjenigen unserer gemäßigten Zone ist. Es scheint sogar dieser liebliche Strauch auf der südlichen Halbkugel weder diesseits noch jenseits des Wendezirkels irgendwo vorhanden zu sein. Nur auf den mexikanischen Bergen ward uns das Vergnügen zu Theil, um den 19. Breitegrad den amerikanischen Rosenstrauch zu entdecken.

Von Zeit zu Zeit wurden wir vom Nebel eingehüllt, und weil auf dieser Höhe kein gebahnter Weg mehr vorhanden ist, so war

das Auffinden seiner Richtung ein schwieriges Geschäft. Wo auf dem steilen und schlüpfrigen Abhang die Füße nicht hinreichen, bedient man sich der Hände. — Nach vierstündiger Wanderung durch die Savanen betraten wir ein aus Sträuchern und niedrigen Bäumen gebildetes Wäldchen. Der Abhang des Berges wird nun milder, und die Untersuchung der in dieser Gegend vorkommenden Pflanzen gewährte uns unsägliche Freude. Nirgends trifft man vielleicht auf so kleinem Raume so schöne und hinsichtlich der Pflanzengeographie so merkwürdige Gewächse an. — Wir verweilten lange bei der Untersuchung dieser Pflanzen. Tritt man aus dem Wäldchen von Staudengewächsen der Alpen hervor, so befindet man sich wieder auf einer Savane. Wir erstiegen einen Theil des westlichen Gipfels, um in die Einsenkung der Selle, oder das Thal, welches beide Bergspitzen der Silla trennt, herabzukommen. Hier konnten wir uns, um des ungemein kräftigen Pflanzenwuchses willen, nur mit vieler Mühe Bahn machen. Die Neger gingen mit ihren säbelförmigen Messern voraus. — Bei der Wanderung in diesem dichten Gehölze von Musaceen oder baumartigen Krautgewächsen nahmen wir unsere Richtung stets nach der östlichen Bergspitze hin, die wir ersteigen wollten. Von Zeit zu Zeit ward sie durch eine Wolkenöffnung sichtbar. Plötzlich aber befanden wir uns in dichten Nebel eingehüllt: die Boussole allein konnte uns den Weg weisen; weil dieser aber nordwärts ging, so standen wir bei jedem Schritte in Gefahr, an den Rand der ungeheuren Felsenmauer zu gerathen, die beinahe senkrecht 6000 Fuß ins Meer hinabstürzt. Wir mußten stehen bleiben, und von Wolken eingehüllt, die den Boden streiften, fingen wir zu zweifeln an, ob es möglich sein würde, vor Einbruch der Nacht den östlichen Gipfel zu erreichen. Zum Glück waren die Neger, welche das Wasser und unsere Vorräthe trugen, inzwischen eingetroffen, und wir nahmen nun einige Speise ein. Die

Mahlzeit ging kurz zusammen, denn sei es, daß der Pater Kapuziner nicht an unser zahlreiches Begleit gedacht hatte, oder daß die Sclaven unterwegs sich ihre Bürde erleichtert hatten, wir fanden nichts als Oliven und nur sehr weniges Brod. Horaz hat auf seiner Tiburreise kein frugaleres und leichteres Mahl gepriesen; aber Oliven, die einen den Studien und dem Zimmerleben ergebenen Dichter sättigen mochten, sind für Bergsteiger eine allzu magere Kost. Wir hatten den größten Theil der Nacht durch gewacht, und waren nun seit neun Stunden, ohne Quellwasser anzutreffen, unterwegs. Unsere Führer hatten allen Muth verloren, sie wollten durchaus umkehren, so daß es Herrn Bonpland und mir nur mit vieler Mühe gelang, sie davon abzuhalten.

Mitten im Nebel versuchte ich den mit einer Lunte bewaffneten Voltaischen Electrometer. Der Nähe des dichten Heliconien-Gehölzes unerachtet erhielt ich sehr deutliche Zeichen atmosphärischer Electricität. Sie ging öfters aus der positiven in die negative über, und ihre Stärke wechselte jeden Augenblick. Dieser Wechsel und der Kampf verschiedener kleiner Luftzüge, die den Nebel zertheilten und in Wolken von bestimmten Umrissen verwandelten, schienen mir untrügliche Zeichen eines Wechsels der Witterung zu sein. Es war erst zwei Uhr Nachmittags. Wir schöpften einige Hoffnung, die östliche Spitze der Silla vor Sonnenuntergang erreichen, und wieder in das beide Bergspitzen trennende Thal herabsteigen zu können. Hier dachten wir bei einem großen Feuer und unter einer durch unsere Neger aus den breiten und dünnen Blättern der Heliconia aufzurichtenden Hütte zu übernachten. Die Hälfte unserer Begleiter sandten wir mit dem Auftrag zurück, uns am folgenden Morgen, jedoch nicht mit Oliven, sondern mit einem Vorrath eingepökelten Fleisches entgegenzukommen.

Kaum waren diese Anstalten getroffen, als der Wind mit Un-

gestüm vom Meer her zu wehen begann. Es war offenbar ein aufsteigender Wind, der die Temperatur hob und die Dünste auflöste. Es dauerte nicht zwei Minuten, so waren alle Nebel verschwunden. Die beiden Spitzen der Silla stellten sich in überraschender Nähe dar. Wir stiegen nun in grader Richtung gegen die östliche Spitze an. Die Vegetation ward uns immer weniger beschwerlich, doch mußten noch Heliconien umgehauen werden; aber diese baumartigen Krautgewächse waren niedriger und standen auch nicht mehr so dicht. Die Spitzen der Silla selbst sind nur mit Gräsern und niedrigen Befaria-Stauden bewachsen. — —

Auf der Spitze des Berges genossen wir, jedoch nur wenige Minuten lang, einen vollkommen hellen Himmel. Eine sehr ausgedehnte Fernsicht beschäftigte unsern Blick, der gleichzeitig sich nordwärts über das Meer und südwärts über das fruchtbare Thal von Caracas ausdehnte. — — Es war vier und ein halb Uhr Abends, als wir unsere Beobachtungen beendigt hatten. Vergnügt über den glücklichen Erfolg unserer Reise vergaßen wir, daß das Heruntersteigen über steile, mit glattem und schlüpfrigem Rasen bedeckte Abhänge in der Dunkelheit gefährlich sein könnte. Der Nebel deckte die Aussicht ins Thal; hingegen unterschieden wir deutlich die zwei Hügel der Puerta, die, wie es mit fast senkrecht unter uns liegenden Gegenständen immer der Fall ist, außerordentlich nahe schienen. Wir gaben den Gedanken auf, die Nacht auf dem Berge zwischen beiden Sillaspitzen zuzubringen, und nachdem wir den Fußpfad wieder gefunden hatten, welchen wir durch das dichte Heliconien-Gehölz angestiegen waren, gelangten wir auf ihm nach Pejual, in die Region der starkriechenden und harzigen Staudengewächse. — — Wir hatten so lange im Pejual verweilt, daß uns die Nacht beim Eintritt in die Savane auf mehr denn 900 Toisen Erhöhung überraschte. Weil die Dämmerung zwischen

den Wendekreisen ausnehmend kurz ist, so geht man aus der vollen Tageshelle beinahe plötzlich in Finsterniß über. Der Mond stand über dem Horizont; seine Scheibe ward von Zeit zu Zeit durch dichte, von einem kalten und heftigen Winde getriebene Wolken verdeckt. Die steilen, mit gelbem und dürrem Gras bekleideten Abstürze waren bald beschattet, bald stellten sie sich wieder beleuchtet dar, und schienen dem forschenden Auge tiefe Abgründe darzustellen. Wir gingen in langer Reihe einer nach dem andern; man bot sich die Hände, um beim Fallen nicht in die Tiefe zu rollen. Die Führer, welche unsere Instrumente trugen, hatten uns allmälig verlassen, um auf dem Berge zu übernachten. Unter den zurückgebliebenen bewunderte ich die Gewandtheit eines Congo-Negers, der eine große Inclinations-Boussole auf dem Kopfe trug, und solche, der äußerst steilen Felsabhänge unerachtet, in stetem Gleichgewicht behielt. Der Nebel war nach und nach im Thalgrund verschwunden. Die zerstreuten Lichter, welche wir in der Tiefe wahrnahmen, verursachten eine doppelte Täuschung. Die Abstürze schienen gefährlicher, als sie in der That waren, und während sechs Stunden ununterbrochenen Niedersteigens glaubten wir den Meiereien am Fuße der Silla immer gleich nahe zu sein. Wir unterschieden sehr deutlich Menschenstimmen sowohl, als die schneidenden Guitarrentöne. Ueberhaupt wird der Ton von unten nach oben so gut fortgepflanzt, daß in einem Luftballon auf 3000 Toisen Erhöhung man bisweilen das Bellen der Hunde hört.

Um zehn Uhr Abends endlich trafen wir, von Müdigkeit und Durst gequält, im Thalgrund ein. Nahe an funfzehn Stunden waren wir beinahe ununterbrochen auf den Füßen geblieben; der rohe steinige Boden und der ausgetrocknete harte Rasen hatten unsere Fußsohlen verwundet, indem der schlüpfrige Boden uns zum Ausziehen der Stiefel genöthigt hatte; an Abhängen, wo

weder Sträucher noch holzige Gewächse vorkommen, woran man sich mit den Händen festhalten kann, ist das Heruntersteigen mit nackten Füßen sicherer. Zu Abkürzung des Weges ließ man uns von der Puerta der Silla nach der Meierei von Gallegos einen Fußpfad einschlagen, der zu einem Wasserbehälter, el tanque, führt. Wir verfehlten den Fußweg, und dieser letzte Absturz, der steilste von allen, brachte uns in die Nähe der Bergschlucht von Chacaito. Das Geräusch der Wasserfälle ertheilte dieser Nachtscene einen erhabenen und wilden Charakter.

Wir übernachteten am Fuße der Silla; unsere Freunde in Caracas hatten uns durch Fernrohre auf dem Gipfel des östlichen Pic's erkannt. Die Erzählung unserer beschwerlichen Reise fand viele Theilnahme, hingegen war man mit einer Messung übel zufrieden, welche der Silla nicht einmal die Höhe der höchsten Pyrenäenspitze einräumt. Wer möchte dieses volksthümliche Interesse tadeln, das sich Denkmale der Natur aneignet, wo Denkmale der Kunst nicht vorhanden sind. Wen sollte es wundern, daß die Bewohner von Quito und von Riobamba, die seit Jahrhunderten auf die Höhe des Chimborazo stolz waren, jenen Messungen mißtrauen, welche das Himmali-Gebirge Indiens über alle Colossen der Cordillen erheben." — —

Wir haben diese Darstellung ausführlich und zumeist nach Humboldts eigenen Worten gegeben, weil wir es für nothwendig hielten, unsern Lesern zu zeigen, welchen unendlichen Mühen und Anstrengungen dieser große Mann sich hingab, um der Wissenschaft zu dienen. Doppelt groß muß uns diese Aufopferung erscheinen, wenn wir, wie in dieser Darstellung, sehen, daß der edle Reisende der unbeschreiblichen Schwierigkeiten und Mühsalen nur ganz oberflächlich gedenkt, welche er zu überwinden und zu erdulden hatte. —

Wir haben wohl nicht nöthig, anzuführen, daß auch diese Expedition für die Naturwissenschaften die resultatreichste war, und begleiten Humboldt auf seinen fernern Reisen.

In der Nähe von Mariara fand er den Baum Volador, dessen Früchte er nach Europa sandte. Die gegenwärtig in den europäischen Treibhäusern gedeihenden Exemplare dieses merkwürdigen Baumes stammen sämmtlich von diesem einzigen Baume ab, welchen Humboldt fand.

Ferner traf er auf dem Rückweg von Porto-Cabello nach den Thälern von Aragua nahe bei der Pflanzung von Barbula einen andern höchst merkwürdigen, bisher in Europa völlig unbekannten Baum, den Kuhbaum, über den wir hier zur Belebung unserer Schilderung Humboldts eigene Worte anführen wollen. Um das nachzuholen, bemerken wir, daß diese Stelle, wie bereits früher mitgetheilte, aus einer Uebersetzung der Reisen von Humboldt und Bonpland entnommen ist, welche im Jahre 1820 im Verlage der Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart erschien. Humboldt erzählt also Folgendes: „Wir hatten seit mehreren Wochen von einem Baume sprechen gehört, dessen Saft eine nährende Milch ist. Er wird der Kuhbaum genannt, und man versicherte uns, die Neger der Meierei, welche diese Pflanzenmilch in Menge trinken, halten sie für eine sehr gesunde Nahrung. Da alle Milchsäfte der Pflanzen scharf, bitter und mehr oder weniger giftig sind, so kam uns diese Angabe sehr seltsam vor. Die Erfahrung jedoch belehrte uns, während des Aufenthalts in Barbula, daß in dem, was man uns von den Eigenschaften des Palo de Vaca gesagt hatte, keine Uebertreibung lag. Es zeigt dieser schöne Baum die Gestalt des Sternapfelbaums. Seine oblongen, zugespitzten, zähen und wechselnd stehenden Blätter sind mit unterhalb vorspringenden und parallellaufenden Seitenrippen versehen. Ihre Länge beträgt bis auf

zehn Zoll. Die Blume haben wir nicht gesehen; die Frucht hat wenig Fleisch und enthält eine, bisweilen auch zwei Nüsse. Wenn in den Stamm des Kuhbaums Einschnitte gemacht werden, so fließt eine klebrige, ziemlich dicke, vollkommen mildschmeckende und einen sehr angenehmen balsamischen Geruch ausdünstende Milch in Menge hervor. Man reichte uns diese Milch in Früchten vom Kürbisflaschenbaum. Wir haben davon ansehnliche Portionen getrunken, sowohl Abends vor Schlafengehen, als früh Morgens, ohne irgend eine schädliche Wirkung zu verspüren. Nur die Klebrigkeit der Milch macht sie etwas unangenehm. Die Neger und die freien Arbeiter der Pflanzung trinken dieselbe, indem sie Mais oder Manioc-Brod, die Arepa und die Cassave hinein tauchen. Der Hausmeier des Pachthofes versicherte, die Sclaven würden zusehends fetter während der Jahreszeit, wo der Palo de Vaca die meiste Milch liefert. Bei freiem Zutritt der Luft bilden sich auf der Oberfläche des Saftes, vielleicht durch Einsaugung des Sauerstoffs der Atmosphäre, Häute von einer dem thierischen Stoff bedeutend sich annähernden, gelblichen, faserigen, käseartigen Substanz. Diese von der übrigen mehr wässerigen Flüssigkeit getrennten Häute sind elastisch, beinahe wie Federharz; in der Folge aber gehen sie in Fäulniß über, wie die Gallerte. Das Volk nennt den sich durch Einwirkung der Luft trennenden Klumpen Käse; derselbe wird in fünf bis sechs Tagen sauer, wie ich an kleinen Portionen desselben, welche ich mit mir nach Nueva Valencia nahm, beobachtet habe. In einem wohlverschlossenen Fläschchen aufbewahrt, setzte sich aus der Milch ein geringes coagulum zu Boden; und, weit entfernt, stinkend zu werden, behielt die Flüssigkeit vielmehr ihren balsamischen Geruch. Unter Beimischung von kaltem Wasser gerann der frische Saft beinahe gar nicht; dagegen erfolgte die Trennung der klebrigen Häute, als ich

ihn mit Salpetersäure in Berührung brachte. Wir sandten zwei Flaschen dieser Milch nach Paris. In der einen war sie in ihrem natürlichen Zustande, in der andern hingegen mit einer gewissen Menge kohlensaurer Soda vermischt.

Es scheint der außerordentliche Baum, von dem hier die Rede ist, der Küsten-Cordillere, vorzüglich der Gegend zwischen Barbula und dem Maracaybo-See anzugehören. Einige Stämme davon stehen auch in der Nähe des Dorfes San Mateo, und, dem Zeugniß des Herrn Bredemeyer zufolge, auch im Thale Caucagua, drei Tagereisen östlich von Caracas. Dieser Naturforscher fand, wie wir, die Pflanzenmilch des Palo de Vaca von angenehmem Geschmack und gewürzhaftem Geruch. In Caucagua nennen die Eingebornen den Baum, welcher diesen nährenden Saft liefert, Milchbaum. Sie behaupten, an der Dichtheit und Farbe des Laubes die Stämme zu unterscheiden, welche am meisten Saft enthalten, wie die Hirten an äußeren Kennzeichen eine gute Milchkuh erkennen. Noch hat bis dahin kein Pflanzenforscher das Dasein dieses Gewächses gekannt, von dem man sich die Befruchtungstheile leicht wird verschaffen können. Nach Herrn Kunth scheint derselbe der Familie der Sapoteen anzugehören. Ich habe erst lange nach meiner Rückkunft in Europa, in der Beschreibung von Ostindien durch den Holländer Laet, eine Stelle gefunden, die auf den Kuhbaum Bezug zu haben scheint.

Ich gestehe, daß unter der großen Zahl merkwürdiger Erscheinungen, die mir auf meinen Reisen vorgekommen sind, nur wenige einen so lebhaften Eindruck auf mich machten, wie der Anblick des Kuhbaums. Alles, was auf Milch Bezug hat, Alles, was die Cerealien angeht, regt eine Theilnahme in uns auf, die nicht einzig nur auf dem Werth der Kenntniß natürlicher Dinge beruht, sondern sich einer andern Reihe von Vorstellungen und Gefühlen

anschließt. Wir mögen uns nicht leicht denken, wie das Menschengeschlecht ohne mehlige Substanzen, ohne den Nahrungssaft bestehen könnte, den die Mutterbrust enthält, und welcher der lange dauernden Schwäche des Kindes angepaßt ist. Der Stärkemehl-Stoff der Cerealien, ein Gegenstand religiöser Verehrung bei sehr vielen alten und neueren Völkern, ist in den Pflanzensamen verbreitet und wird nicht minder in Wurzeln angetroffen; die zur Speise dienende Milch zeigt sich uns ausschließlich als ein Erzeugniß thierischer Bildung. So sind die Eindrücke beschaffen, welche wir von frühester Jugend an empfangen haben, und dies ist auch die Quelle des Erstaunens, das uns der Anblick des so eben beschriebenen Baumes erregt. Es sind hier keine prachtvollen Schatten der Wälder, kein majestätischer Lauf der Ströme, und keine in ewigen Winter gehüllte Berge, die uns mächtig ergreifen. Einige Tropfen eines Pflanzensafts erinnern uns an die Allmacht und Fruchtbarkeit der Natur. Am dürren Abhang eines Felsens wächst ein Baum, dessen Blätter dürr und zäh sind. Seine dicken holzigen Wurzeln haben Mühe, in das Gestein einzudringen. Mehrere Monate des Jahres befeuchtet kein erquickender Regen sein Laub. Die Aeste scheinen abgestorben und vertrocknet, bohrt man aber den Stamm an, so entfließt ihm eine milde und nährende Milch. Bei Sonnen-Aufgang ist diese vegetabilische Quelle am reichsten. Es kommen alsdann von allen Seiten her Neger und Eingeborne, mit großen Näpfen versehen, um die Milch zu sammeln, welche gelb wird und sich auf der Oberfläche verdichtet. Die Einen leeren ihre Näpfe unter dem Baume selbst aus, Andere bringen das Gesammelte ihren Kindern. Man glaubt den Haushalt eines Hirten zu sehen, der die Milch seiner Heerde vertheilt.

Dies sind die Eindrücke, welche der erste Anblick des Kuhbaums im Geiste des Reisenden zurückläßt."

So weit Humboldt über ein Erzeugniß der Natur, von dem er selbst sagt, daß es auf ihn einen Eindruck wie nur wenige andere gemacht habe. Jetzt kehren wir zur Darstellung des weitern Verlaufs seiner Reise zurück.

Er hatte zwar bereits in Caracas die Absicht gehegt, das östliche Ende der Cordilleren von Neugranada zu besuchen, er erfuhr indeß von dem Hausmeier des Pachtgutes in Barbula, daß diese Reise die Hauptsache der ganzen Expedition, nämlich an den Orinoco zu gelangen, um dort durch astronomische Beobachtungen den Vereinbarungspunkt dieses Stromes mit dem Rio Negro und dem Amazonenstrom festzusetzen, um mehr als fünfunddreißig Tage verzögern werde. Humboldt gab also den Plan auf, die östlichen Ausläufer jener Cordilleren zu besuchen, und verließ am 6. März die Thäler von Aragua. Er nahm den Weg von Nueva Valencia durch Villa de Cura und San Juan nach dem kleinen am Eingang der Steppen gelegenen Dorfe Ortiz. Aus Villa de Cura möge hier ein kleines Ereigniß von Humboldt selbst erzählt werden: „Cura hat eher das Aussehen eines Dorfes als einer Stadt. Seine Bevölkerung beträgt nur 4000 Seelen; wir fanden aber daselbst mehrere Personen von sehr gebildetem Geiste. Wir nahmen unsere Herberge bei einer Familie, gegen welche die Regierung zur Zeit der Revolution von Caracas im Jahre 1797 strenge verfahren war. Einer der Söhne ward, nachdem er lange eingekerkert gewesen war, nach der Havannah gesandt, um da in einem festen Schlosse verwahrt zu bleiben. Die Freude der Mutter war unendlich groß, als sie hörte, daß wir nach der Rückkehr vom Orinoko einen Besuch in Havannah machen würden. Sie vertraute mir fünf Piaster an, „alles, was sie hätte ersparen können." Ich würde ihr dieselben gern zurückgegeben haben, wenn ich nicht fürchten mußte, ihr Zartgefühl zu beleidigen, und eine Mutter zu krän-

ken, die in freiwilligen Entbehrungen süßen Genuß findet. Die ganze bessere Gesellschaft der Stadt versammelte sich Abends, um in einer Optik die Ansichten der europäischen Hauptstädte zu bewundern. Das Schloß der Tuilerien ward uns gezeigt und die Bildsäule des großen Kurfürsten in Berlin. Es ist eine ganz außerordent- Empfindung, seine Vaterstadt durch eine Optik zu sehen, wenn man zweitausend Meilen von ihr entfernt ist!" —

Noch zwei andere kleine interessante Notizen aus der Zeit, da dies geschrieben wurde, mögen hier mitgetheilt werden, sie tragen lebhaft zu einer lebendigen Auffassung der Lage unserer Reisenden bei, so wie auch ein wenig ihres Charakters.

„In Nueva Valencia," heißt es an der einen Stelle, „trafen wir etliche französische Ausgewanderte (wir erinnern, daß die Reise zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts begonnen war), die einzigen, welche wir während fünf Jahren in der spanischen Colonie gesehen haben. Der Blutsverwandtschaft ungeachtet, welche zwischen den königlichen Familien von Frankreich und Spanien besteht, war es selbst den französischen Priestern nicht vergönnt, sich in diesen Theil der neuen Welt, wo der Mensch so leicht Nahrung und Obdach finden mag, zu flüchten. Jenseits des Weltmeers waren es die Vereinten Staaten einzig nur, die dem Unglück eine Zufluchtsstätte darboten. Eine Regierung die stark ist, weil sie freisinnig und selbstvertrauend, weil sie gerecht ist, konnte ohne Furcht den Verbannten bei sich Aufnahme geben." —

„Wir übernachteten," lautet es am andern Orte, „im Dorfe Guigue. Die Entfernung dieses in einer trefflich angebauten Gegend gelegenen Dorfes vom Tacarigua-See beträgt nicht über eintausend Toisen. Wir nahmen unser Quartier bei einem alten Feldwebel, der aus Murcia gebürtig und ein sehr origineller Mensch war. Um zu beweisen, daß er bei den Jesuiten studirt habe, sagte

er uns die Geschichte der Weltschöpfung in lateinischer Sprache her. Die Namen von Augustus, Tiberius und Diocletian waren ihm nicht unbekannt. Bei der angenehmen Kühle der Nacht, in einem mit Pisang bepflanzten Gehege, äußerte er viele Theilnahme für alles, was sich am Hof der römischen Kaiser zugetragen hatte. Er bat uns dringend um Heilmittel gegen die Gicht, von der er schrecklich geplagt ward. „Ich weiß," sagte er, „daß ein Zambo aus Valencia, der ein berühmter Curioso ist, mich heilen kann; aber der Zambo verlangt mit einer Auszeichnung behandelt zu werden, die man einem farbigen Menschen, wie er ist, nicht bewilligen kann; ich bleibe darum lieber wie ich bin." —

Die Reisenden gelangten endlich im Verlauf ihres Weges in das Becken der Llanos, der ungeheuren Steppen, welche noch so selten vom Fuß civilisirter Menschen betreten sind. Der Anblick derselben machte auf die Reisenden großen Eindruck, und Humboldt sagt darüber selbst: „Es liegt etwas Imposantes, aber Trauriges und Finsteres in dem einförmigen Anblick dieser Steppen. Alles ist darin gleichsam erstarrt; selten nur mag der Schatten einer kleinen Wolke, die durch den Zenith geht und die Nähe der Regenzeit verkündet, auf der Savane gesehen werden. Ich lasse unentschieden, ob der erste Anblick der Llanos nicht eben so überraschend ist, wie derjenige der Andenkette." Im weitern Verlaufe giebt der edle Reisende eine höchst interessante Vergleichung des europäischen Haidelandes, der asiatischen Steppen, der Wüsten Afrika's und der Savanen Amerika's — wie jedes andere Capitel dieses Reisewerks, so ist auch das gleich bedeutend, gleich werthvoll, gleich interessant für den Gelehrten wie für den Gebildeten.

Der Weg führte unsere Reisenden weiter nach Calabozo, einer Stadt von damals 5000 Einwohnern, woselbst sie Gelegenheit hatten, statistische Mittheilungen über die ungeheure Anzahl von halb-

wilden Pferden und Hornvieh zu erhalten, von denen die Savanen belebt sind, und wo sie außerdem die Bekanntschaft eines Mannes machten, der einen Platz in Humboldts Reisewerke mit größtem Recht verdiente. Auch wir wollen diese kleine Episode hier mittheilen.

„Zu Calabozo," erzählt Humboldt, „fanden wir eine Electrisirmaschine mit großen Scheiben, Electrophore, Batterien, Electricitätsmesser, einen Apparat, beinahe eben so vollständig, wie unsere Naturforscher in Europa besitzen. Alle diese Werkzeuge waren nicht in den Vereinten Staaten gekauft; sie waren die Arbeit eines Menschen, der nie ein solches Instrument gesehen hatte, der Niemand darüber zu Rathe ziehen konnte, und dem die Erscheinungen der Electricität einzig nur durch das Lesen der Schrift von Sigaud de la Fond und aus Franklins Denkschriften bekannt geworden waren. Herr Carlos del Pozo (dies ist der Name des achtungswerthen und sinnreichen Mannes) hatte anfangs cylindrische Electrisirmaschinen verfertigt, wozu er große Glasglocken gebrauchte, denen er die Hälse abbrach. Seit etlichen Jahren erst war es ihm gelungen, sich über Philadelphia zwei Glasscheiben zu verschaffen, mittelst deren er eine Scheiben-Maschine verfertigen und ansehnlichere elektrische Wirkungen erzielen konnte. Man kann sich leicht vorstellen, wie große Schwierigkeit Herr Pozo zu überwinden hatte, nachdem ihm die ersten Schriften über die Electricität bekannt geworden waren, und er den muthigen Entschluß gefaßt hatte, sich durch eigene Anstrengung alles dasjenige, was er in den Büchern beschrieben fand, zu verschaffen. Bis dahin hatte er nur allein das Erstaunen und die Bewunderung genossen, welche seine Versuche bei völlig vorher ununterrichteten Personen, die nie außer die einsamen Llanos hinausgekommen waren, hervorbrachten. Unser Aufenthalt in Calabozo gewährte ihm ein ganz neues Vergnügen.

Es mußte, wie leicht zu erachten, die Meinung zweier Reisender, welche seine Vorrichtungen mit den in Europa gebräuchlichen vergleichen konnten, einigen Werth für ihn haben. Ich führte mehrere Electrometer, von Stroh, von Korkkugeln und geschlagenen Goldblättchen bei mir, auch eine kleine Leydener Flasche, die man nach dem Verfahren von Ingenhouß durch Reibung laden konnte, und die ich zu physiologischen Versuchen gebrauchte. Herr Pozo drückte seine Freude lebhaft aus, als er nun zum ersten Male Instrumente sah, welche er nicht verfertigt hatte, und die den seinigen nachgeahmt schienen. Wir zeigten ihm auch die Wirkung der Berührung ungleichartiger Metalle auf die Nerven der Frösche. Galvani's und Volta's Namen waren in diese weiten Einöden noch nicht vorgedrungen."

Unsere Leser werden uns gern zugeben, daß wir hier eine interessante kleine Episode mitgetheilt haben. Es ist ergreifend, sich diese beiden Männer gegenüber zu denken. Der Eine, ein König seiner Wissenschaft, verläßt Heimath und Freunde, die Aussicht auf hohe Aemter und Anerkennung seiner Leistungen als Beamter u. s. w., um dem in seinem Geiste lebenden Triebe nach Forschung und Wissenschaft in ferne, unbekannte Länder zu folgen. Da steht er nun mit allen geistigen und materiellen Kräften zur Erreichung seines hohen Zweckes ausgerüstet, 2000 Meilen von seiner Heimath, vor einem schlichten Manne, dem alle Vorbildung und alle Mittel zu seiner Fortbildung fehlen — der nur vermöge des in ihm schlummernden Genies und wohl mit großem Eifer sich den Eingang in die Wissenschaft erzwungen hat — wir meinen, diese beiden Männer müssen eine gegenseitige große Hochachtung empfunden haben. —

Von wesentlichem Interesse während des Aufenthalts in Calabozo waren für unsere Reisenden noch die elektrischen Fische,

die Gymnoten, wovon die Gewässer um die Stadt voll waren. Humboldt stellte die speciellsten Untersuchungen mit ihnen an, und hat die eigenthümliche Jagd auf die Fische durch das Treiben wilder Pferde in das Wasser u. s. w. mit malerischen Farben geschildert.

Unsere Reisenden verließen am 24. März die Stadt, am 27. trafen sie in der Villa de San Fernando ein, dem Hauptorte der Kapuziner-Missionen in der Provinz Varinas. Humboldt nennt sie „das Ziel unserer Reise auf dem flachen Lande, denn die drei Monate April, Mai und Juni brachten wir auf den Strömen zu."

Vierter Abschnitt.

Fahrt auf dem Orinoco. — Fahrt auf dem Rio Negro. — Rückfahrt auf dem Cassiquiare in den Orinoco. — Angostura.

Nach einem Aufenthalt von drei Tagen in San Fernando schifften sich die Reisenden am 30. März auf dem Apure ein, um diesen Fluß, welcher sich in den Orinoco ergießt, hinab, letzteren bis zur Einmündung des Rio Negro hinauf und endlich in diesem Flusse selbst weiter zu fahren. Auf dieser ganzen Reise wurden sie von dem Schwager des Statthalters der Provinz Varinas, Don Nicolas Sotto, begleitet, und giebt Humboldt selbst an, daß sein liebenswürdiger Sinn und sein munterer Charakter den Reisenden sehr lieb geworden sei.

Diese Reise war voll unbeschreiblicher Beschwerden und Gefahren. Die Natur in ihrem ganzen schönen und wilden noch unberührten Urzustand umgab die kühne Gesellschaft — die Menge der wilden Thiere, welche sich dem ersten besten Blick des Auges zu jeder Zeit darboten, veranlaßte unter anderm den Steuermann des kleinen Schiffes zu dem Ausrufe: „Es ist wie im Paradiese!"

Von den Zuständen der Nächte, welche sie zumeist bei am Ufer angezündeten Feuern zubrachten, erzählt Humboldt unter andern: „Die Nacht war still und heiter bei schönem Mondschein.

Die Crocodille lagen am Ufer hingestreckt. Sie hatten sich also gelagert, daß sie in's Feuer schauen konnten. Wir haben zu bemerken geglaubt, daß sein Glanz dieselben eben so mächtig anzieht, wie die Fische, die Krebse und andere Bewohner des Wassers. Die Indianer zeigten uns im Sand die Tritte von drei Tigern, unter denen zwei noch ganz junge. Ohne Zweifel war es ein weibliches Thier, das seine Jungen zur Tränke an den Strom geführt hatte. Weil nirgends ein Baum zu finden war, ließen wir unsere Ruder in die Erde stecken, um die Hängematten daran zu befestigen. Alles blieb ruhig bis um elf Uhr Nachts; alsdann erhob sich aus dem nahen Wald ein so furchtbarer Lärm, daß es beinahe unmöglich ward, ein Auge zu schließen. Von der Menge wilder Thierstimmen, welche gleichzeitig ertönten, mochten unsere Indianer nur diejenigen unterscheiden, die sich auch vereinzelt hören ließen. Es waren die leisen Flötentöne der Sapaju's, die Seufzer der Alouaten, das Geschrei des Tigers, des Couguars oder des amerikanischen Löwen ohne Mähne, des Bisamschweins, des Faulthiers, des Hocco, des Parraqua und einiger anderer Vögel aus dem Hühnergeschlecht. Wenn die Jaguars dem Saum des Waldes nahe kamen, fing unser Hund, der zuvor beständig gebellt hatte, zu heulen und sich unter den Hängematten zu verkriechen an. Zuweilen, nach langer Stille, ertönte das Brüllen des Tigers von den Bäumen herab, und alsdann folgte ihm das schneidend anhaltende Pfeifen der Affen, welche der sie bedrohenden Gefahr zu entfliehen schienen. — Ich stelle diese Nachtscenen in ihren einzelnen Zügen dar, weil sie im Anfang der Wasserfahrt auf dem Apure uns noch neu waren. Wir gewöhnten uns daran, nachdem sie ganze Monate lang sich wiederholt hatten, überall wo die Waldung dem Strombett genähert ist." —

Auf dem Orinoco war das Leben der Reisenden in großer

Gefahr — hier die einfache, schmucklose Erzählung, wie sie Humboldt selbst niedergeschrieben hat: „Der Wind wehte kühl und stoßweise. Seit wir den gebirgigen Theil des Landes erreicht hatten, bemerkten wir, daß unsere Piroge ein schlechter Segler sei; der Patron aber wollte den am Gestade versammelten Indiern zeigen, daß, wenn er recht dicht beim Winde segle, er alsdann mit einem einzigen Schlag die Mitte des Stromes erreichen möge. In dem Augenblick, wo er sich seiner Geschicklichkeit und kühnen Schwenkung rühmte, ward der Stoß des Windes auf das Segel so heftig, daß wir auf dem Punkte waren unterzusinken. Die eine Seite des Fahrzeuges stand unter Wasser und dieses drang mit solcher Gewalt ein, daß es uns bis über die Knie ging. Es überschwemmte ein Tischchen, worauf ich im Hintertheil des Schiffes gerade mit Schreiben beschäftigt war. Mit Mühe mochte ich mein Tagebuch retten und augenblicklich sahen wir unsere Bücher, unsere Papiere und unsere getrockneten Pflanzen im Wasser schwimmen. Herr Bonpland hatte sich mitten in die Piroge gelagert und schlief. Durch das eindringende Wasser und das Geschrei der Indianer geweckt, beurtheilte er unsere Lage mit der Gleichmüthigkeit, welche er jederzeit unter den schwierigsten Umständen zu Tage gelegt hat. Weil die eingesenkte Seite des Schiffes sich während des Windstoßes von Zeit zu Zeit emporhob, hielt er das Fahrzeug noch nicht für verloren. Sollte es auch verlassen werden müssen, so, glaubte er, könnten wir uns durch Schwimmen retten, weil kein Crocodill in der Nähe war. Der nämliche Windstoß, der uns seitwärts geworfen hatte, hob uns jetzt hinwieder empor. Mit den Früchten der Crescentia Cujete ward hierauf ungesäumt das Wasser aus der Piroge geschöpft: die Segel wurden ausgebessert, und vor Abfluß einer halben Stunde sahen wir uns im Stand weiter zu fahren. Der Wind hatte sich etwas gelegt. Windstöße,

die mit gänzlicher Luftstille wechseln, sind übrigens diesem Theil des von Bergen eingeschlossenen Stromes sehr gewöhnlich. Sie werden für überladene Schiffe ohne Verdeck gefährlich, und wir waren gleichsam durch ein Wunder gerettet. Der Pilot empfing mit indischem Phlegma die Vorwürfe, welche ihm über sein dicht beim Winde Segeln gemacht wurden, indem er kaltblütig erwiederte, „es werde den Weißen auf diesen Gestaden nicht an Sonne zum Trocknen ihrer Papiere fehlen.“ Wir hatten übrigens nur ein einziges Buch eingebüßt.“ —

Dieser phlegmatische Steuermann weigerte sich aber doch in der Gegend von Pararuma, weiter zu fahren. Die Reisenden liehen von einem Missionair ein anderes Schiff, und schifften sich am 10. April in demselben ein. Es wird für unsere Leser nicht uninteressant sein, etwas Näheres von diesem Fahrzeuge zu erfahren, in welchem der Wissenschaft so treu ergebene Männer Monate lang die gefährlichsten Reisen in völlig wilden und unbekannten Ländern machten.

„Die neue für uns bestimmte Piroge“, erzählt Humboldt, „war, wie alle indischen Kähne, ein auf dem doppelten Weg der Axt und des Feuers ausgehöhlter Baumstamm. Seine Länge betrug vierzig Fuß auf drei Fuß Breite. Drei Personen hätten darin nicht neben einander sitzen können. Diese Pirogen sind so beweglich, und sie erheischen um ihrer geringen Festigkeit willen eine so gleichförmig vertheilte Ladung, daß, wenn man nur einen Augenblick aufstehen will, die Ruderer erinnert werden müssen, auf die andere Seite zu drücken. Ohne diese Vorsicht würde das Wasser unfehlbar über den eingesenkten Rand eintreten. Es hält schwer, sich einen richtigen Begriff von den Beschwerlichkeiten zu machen, die man in so elenden Fahrzeugen erduldet. — Wir hat-

ten Mühe, uns an die neue Piroge, die uns wie ein neues Gefängniß vorkam, zu gewöhnen. Um Breite zu gewinnen, hatte man aus Baumästen auf dem Hintertheil des Fahrzeugs eine Art von Gitter oder Laube errichtet, das zu beiden Seiten über den Rand der Piroge hinausragte. Leider war das Blätterdach des Gitters so niedrig, daß man entweder, ohne etwas zu sehen, ausgestreckt liegen oder dann gebückt sitzen mußte. — Das Dach war für vier Personen, welche auf dem Gitter oder der Laube von Baumästen lagen, berechnet; aber die Beine reichen weit unter der Decke hervor, und wenn es regnet, wird man am halben Leibe durchnäßt. Dazu kommt, daß man auf Ochsenhäuten oder Tigerfellen liegt, und daß die Baumäste, über welche die Häute ausgebreitet sind, durch die dünne Decke schmerzhaft drücken u. s. w. u. s. w."

Diese kurzen Andeutungen mögen hinreichend darthun, welchen enormen Mühseligkeiten und Anstrengungen unsere Reisenden ausgesetzt waren — sie werden fernerhin genügen, um die ganzen großen Verdienste dieser Unternehmungen zu erkennen. —

Nach eben so langer wie beschwerlicher Reise gelangte Humboldt endlich am 6. Mai in den Rio Negro, und der wichtigste Zweck seiner Reise war erfüllt: er konnte den Arm des Orinoco astronomisch bestimmen, der sich in den Rio Negro ergießt, und dessen Existenz vielfach bezweifelt worden war. Aus diesem Zeitabschnitt der Reise selbst möge noch folgende Erzählung Platz finden.

Am 30. April gelangte Humboldt in die Nähe eines Granithügels, den man den Fels der Mutter, piedra de la madre, nennt. Ein Missionair erzählte ihm bezugs des Ursprungs dieser Benennung eine Begebenheit, die wir von Humboldt selbst hier erzählen lassen.

„Wenn der Mensch", beginnt er, „in diesen Einöden kaum irgend eine Spur seines Daseins zurückläßt, so muß es für einen Europäer doppelt beschämend sein, wenn der Name eines Felsstocks, eines der unvergänglichen Denkmäler der Natur, das Gedächtniß der sittlichen Verkehrtheit unseres Geschlechts, die Erinnerung des Contrastes der Tugend des Wilden mit der Barbarei des gesittigten Menschen aufbewahrt!

Der Missionar von San Fernando hatte seine Indianer an's Gestade des Rio Guaviare für einen jener feindseligen Streifzüge geführt, welche mit der Religion und den Gesetzen Spaniens gleichmäßig in Widerspruch stehen. In einer indianischen Hütte ward eine Mutter vom Stamme der Guahiba mit drei Kindern, wovon zwei noch minderjährig, angetroffen. Sie waren mit Zubereitung von Manioc-Mehl beschäftigt. Jeder Widerstand wäre unmöglich gewesen; der Vater befand sich auf dem Fischfang abwesend, die Mutter suchte mit den Kindern zu entfliehen. Kaum aber hatte sie die Savane erreicht, als sie von den Indianern der Mission, welche auf die Menschenjagd gehen, wie die Weißen und die Neger in Africa, sich eingeholt sah. Mutter und Kinder wurden hierauf geknebelt ans Ufer geschleppt. Der Ordensmann hatte, in seinem Fahrzeuge sitzend, den Ausgang eines Unternehmens, an dessen Gefahren er keinen Theil nahm, abgewartet. Hätte die Mutter heftigeren Widerstand geleistet, so würden die Indianer sie getödtet haben; wo sich's um Seeleneroberungen handelt, da ist alles erlaubt, und man sucht vorzugsweise Kinder einzufangen, um sie in der Mission als Sklaven der Christen zu behandeln. Die Gefangenen wurden nach San Fernando gebracht, in der Hoffnung, die Mutter würde keinen Landweg zur Rückkehr in ihre Heimath finden. Allein die Entfernung von denjenigen ihrer Kinder, welche den Vater am Tage des Ueberfalls begleitet hatten,

brachte das Weib zur höchsten Verzweiflung. Sie wollte die in der Gewalt des Missionars befindlichen Kinder zu den Ihrigen zurückbringen, und sie entfloh deshalb mehrmals mit ihnen aus dem Dorfe San Fernando; die Indianer holten sie aber jedesmal wieder ein, und nachdem sie unbarmherzig mit Peitschenhieben war gezüchtigt worden, faßte der Missionar den grausamen Entschluß, die Mutter von den zwei mit ihr eingebrachten Kindern zu trennen. Sie ward den Atabapo hinauf in die Missionen am Rio Negro geführt. Locker gebunden, saß sie im Vordertheil des Fahrzeugs. Unbekannt mit dem ihr bestimmten Schicksal, schloß sie jedoch aus der Richtung der Sonne, daß sie sich immer weiter von ihrer Hütte und von ihrem Geburtslande entferne. Es gelang ihr die Bande zu lösen, sie stürzte ins Wasser und schwamm dem linken Ufer des Atabapo zu. Die Strömung trieb sie an die Felsenbank, welche noch gegenwärtig ihren Namen führt. Auf dieser gelandet, barg sie sich im Gebüsch; aber der Vorsteher der Missionen hieß seine Indianer gleichfalls landen und das Guahiba-Weib aufsuchen. Am Abend wurde sie zurückgebracht, auf den Felsen gestreckt und mit jenen Riemen aus Lamantinfell, welche in dieser Landschaft als Peitschen gebraucht werden, grausam gezüchtigt. Mit starken Schlingen von Mavacure band man ihr die Hände auf den Rücken, und schleppte die unglückliche Frau in die Mission von Javita.

Sie ward hier in eins der Caravanserais, welche den Namen Casa del Rey führen, gebracht. Die Regenzeit war vorhanden und die Nacht stockfinster. Wälder, welche bis dahin für undurchdringlich gehalten wurden, trennen die Mission Javita von derjenigen von San Fernando, 25 Meilen weit in gerader Richtung. Die Flüsse sind die einzigen Straßen, welche man brauchen kann. Niemand hat jemals den Versuch gemacht, über Land von einem Dorf

ins andere, wenn ihre Entfernung auch nur wenige Meilen betrug, zu gelangen. Diese Schwierigkeiten alle können eine Mutter, die von ihren Kindern getrennt wird, nicht abschrecken. Ihre Kinder sind in San Fernando de Atabapo; sie muß wieder dorthin kommen, dieselben aus der Gewalt der Gurten befreien und ihrem Vater an die Gestade des Guaviare zurückführen. Im Caravanserai hütet Niemand das Weib. Weil ihre Arme bluteten, hatten die Indianer von Javita, ohne Vorwissen des Missionars und der Alkalden, sie nur locker gebunden; mit den Zähnen gelang ihr, die Bande völlig zu lösen: in der Nacht war sie verschwunden, und am vierten Morgen ward sie in der Mission von San Fernando in der Nähe der Hütte gesehen, wo ihre Kinder sich befanden. „Was dieses Weib ausgeführt hat", bemerkte der Missionar, welcher uns die traurige Erzählung machte, „hätte der kräftigste Indianer zu unternehmen sich nicht getraut." Sie durchwanderte die Wälder in einer Jahreszeit, wo der Himmel beständig mit Wolken bedeckt ist, und die Sonne wenige Minuten nur sichtbar wird. Ist sie etwa dem Lauf der Gewässer gefolgt? Allein die Ueberschwemmungen der Flüsse nöthigten sie, von den Ufern entfernt mitten durch den Wald ihren Weg zu nehmen, wo die Bewegung der Wasser beinahe unmerklich ist. Wie oft mußte sie durch jene stachlichen Schlingpflanzen, welche ein Gitterwerk um die von ihnen umschlungenen Bäume bilden, aufgehalten werden! Wie oft mußte sie schwimmend über die Flüsse setzen, welche sich in den Atabapo ergießen! Das unglückliche Weib ward gefragt, womit sie sich die vier Tage über genährt habe. Ihre Antwort war, sie habe, durch Anstrengung erschöpft, keine andere Nahrung gefunden, als jene großen schwarzen Ameisen, die vachacos heißen, und in langen Reihen die Bäume aufsteigen, an denen sie ihre harzigen Nester befestigen. Wir drangen in den Missionar, er möchte uns sagen,

ob dem Guahiba-Weib endlich dann das Glück des ruhigen Beisammenlebens mit ihren Kindern zu Theil geworden sei, und ob man die an ihr verübte unsägliche Grausamkeit endlich bereut habe. Er weigerte sich die Frage zu beantworten, aber auf der Rückkehr vom Rio Negro vernahmen wir, daß man der Indianerin nicht einmal Zeit ließ, ihre Wunden zu heilen, daß sie nochmals von ihren Kindern getrennt und in eine der Missionen am Ober-Orinoco gesandt ward, wo sie, durch Weigerung aller Nahrung, wie die Wilden in großem Unglück zu thun pflegen, sich den Tod gab.

Dieß sind die Erinnerungen, welche an dieser traurigen Felsbank, der piedra de la madre, haften. Ich bin in der Beschreibung meiner Reisen nicht gewohnt, bei Erzählung der unglücklichen Schicksale von Einzelnen zu verweilen. Diese kommen überall häufig vor, wo Herren und Sclaven angetroffen werden, wo civilisirte Europäer neben rohen Völkern sich finden, wo Priester mit unbeschränkter Willkür die Gebieter unwissender und ohnmächtiger Menschen sind. Als Geschichtsschreiber der von mir besuchten Länder beschränke ich mich meist auf die Angabe dessen, was in ihren bürgerlichen und religiösen Institutionen mangelhaft oder nachtheilig erachtet werden kann. Wenn ich bei der Felsbank der Guahiba länger verweilt bin, so geschah es, um ein rührendes Beispiel der Mutterliebe unter einem von lange her verläumdeten Menschenstamme bekannt zu machen; weil es mir nützlich dünkte, eine Thatsache kund werden zu lassen, die ich aus dem Munde eines Franziskaner Ordensmannes kenne, und die den Beweis leistet, wie sehr die Verhältnisse der Mission der Aufsicht und Vorsorge des Gesetzgebers bedürfen." So weit Humboldt.

In dieser Mittheilung legt er neue Proben seines Edelmuthes, seines hohen streng menschlich-rechtlichen Sinnes dar. Wem gehen

nicht diese einfachen und schmucklosen ernsten Worte mit größerer Gewalt zu Herzen, als wenn diese Mittheilung mit allem Aufwand rhetorischer Kunst gegeben worden wäre? —

Ein anderer Reisender und Dichter, Adelbert von Chamisso, hat diese Erzählung als Stoff zu einem vortrefflichen Gedichte benutzt.

Nach dieser kurzen Abschweifung begleiten wir unsere Reisenden auf ihrer ferneren Fahrt, auf dem Flusse Cassiquiare und auf dem Orinoco zurück. Die Fahrt auf dem erstern Flusse nennt Humboldt selbst den beschwerlichsten Theil seiner Reise. Er besuchte die spanischen Missionen, unter andern auch das Fort St. Carlos, den südlichsten Militairgrenzposten der Spanier, ohngefähr zwei Breitegrade vom Aequator entfernt. In einer dieser Missionen, in Esmeralda, lernte er das Curare-Gift kennen, und wäre beinahe ein Opfer desselben geworden. Er erzählt darüber: „Ich selbst bin während der Ueberfahrt auf unserer Reise von Esmeralda nach Atures einer ziemlich drohenden Gefahr entgangen. Das durch Anziehung von Feuchtigkeit aus der Luft flüchtig gewordene Curare hatte sich aus einem nicht gut schließenden Gefäße auf unsere Wäsche ergossen. Beim Waschen derselben vergaß man die Innenseite eines Strumpfes, der mit Curare angefüllt war, zu untersuchen, und erst durch die Berührung der klebrigen Materie mit der Hand wurde ich gewarnt, den vergifteten Strumpf anzuziehen. Die Gefahr war um so größer, weil ich damals an Wunden der Fußzehen blutete." Wiederum ein Beitrag, wie gefährlich diese Reisen fast Tag für Tag gewesen sein mögen, welche Humboldt im Interesse der Wissenschaft unternommen.

Mitte Juni (des Jahres 1800) trafen die Reisenden in Angostura, der Hauptstadt des spanischen Guiana, ein, nachdem sie

in 75 Tagen einen Weg von beinahe 400 Meilen zurückgelegt hatten. Humboldt schildert die Ankunft in dieser Stadt mit folgenden Worten: „Ich vermochte nicht leicht das angenehme Gefühl auszudrücken, womit wir in Angostura, der Hauptstadt vom spanischen Guiana, landeten. Die Beschwerden, denen man in kleinen Fahrzeugen auf der See ausgesetzt ist, lassen sich mit denjenigen nicht vergleichen, welche man unter einem brennenden Himmel erduldet, wo man, von einem Mosquito-Schwarme umgeben, Monate lang in einer Piroge liegen muß, die ihrer Beweglichkeit wegen, keinerlei Leibesübung gestatten kann. In 75 Tagen hatten wir auf den fünf großen Flüssen, dem Apure, dem Orinoco, dem Atabapo, dem Rio Negro und dem Cassiquiare, eine Reise von 500 Lieus (zu zwanzig auf den Grad) gemacht, und auf dieser weiten Strecke nur sehr wenige bewohnte Ortschaften angetroffen. Obgleich, nach dem Aufenthalt in den Wäldern, unser Anzug nicht eben zum Besten bestellt war, säumten Herr Bonpland und ich jedoch nicht, dem Statthalter der Provinz Guiana, Don Felipe de Inciarte, unsere Aufwartung zu machen. Er empfing uns auf ungemein zuvorkommende Weise und wieß uns beim Sekretair der Intendanz Wohnung an. Nach dem Aufenthalt in einer fast völligen Einöde war uns die Regsamkeit einer keine 6000 Einwohner zählenden Stadt auffallend. Wir bewunderten die Menge Bequemlichkeiten, welche Industrie und Handel dem civilisirten Menschen gewähren. Einfache Wohnhäuser dünkten uns jetzt prächtig, und alle Menschen, mit denen wir sprachen, kamen uns geistreich vor. Lange Entbehrungen geben auch den kleinsten Genüssen Werth, und ich weiß das Vergnügen nicht auszudrücken, womit wir das erste Mal Waizenbrod an der Tafel des Statthalters erscheinen sahen. Vielleicht sollte ich mich enthalten, Gefühle zu schildern, welche Jedermann, der ferne Länder besucht hat, recht gut kennt. Man schätzt

sich glücklich, wieder unter civilisirten Menschen zu leben, doch mag diese Empfindung nur für eine kurze Weile diejenige der Wunderdinge, wodurch die Natur den heißen Erdstrich ausgeschmückt hat, verdrängen. Das Andenken erlittener Beschwerden verschwindet bald, und kaum auf den von europäischen Kolonisten bewohnten Küsten eingetroffen, geht man mit neuen Planen zur Rückkehr ins Binnenland um."

Fünfter Abschnitt.

Reise durch die Steppen von Venezuela. — Aufenthalt in Nueva Barcelona. — Ankunft in Cumana. — Reise nach Cuba. — Fahrt nach Carthagena. — Fahrt auf dem Magdalenenstrome. — Ankunft in Bogota. — Ankunft in Quito. — Besteigung des Chimborazo.

Der Aufenthalt unserer Reisenden in Angostura sollte länger dauern, als sie gemeint hatten. Humboldt sowohl wie Bonpland wurden in Folge der Reiseanstrengungen von einer heftigen Krankheit befallen, welche bei Bonpland in ein sehr bösartiges Fieber ausging. Während Humboldt die Krankheit besser und schneller überstand, schwebte das Leben seines Reisegefährten Wochen lang in Gefahr. Einen Monat lang dauerte dieser gezwungene Aufenthalt, welcher indeß der Gesundheit der kühnen Reisenden wohl nöthig und vortheilhaft war; dann traten sie die neubeschlossene Reise nach Cumana oder Neu-Barcelona an, von wo sie zu Schiffe nach Cuba gehen wollten. Ihr weiterer Weg von dort sollte nach Mexico und den philippinischen Inseln sich richten, über Bassora und Aleppo die Rückkehr nach Europa genommen werden; wie wir weiter unten sehen werden, wurde dieser Reiseplan später abgeändert.

Der Weg von Angostura nach der nördlichen Küste führte sie

durch die Steppen von Venezuela. Da die Reisenden es für gefährlich hielten, sich von ihren Sammlungen zu trennen, ging die Reise durch die Steppen nur sehr langsam von Statten, sie dauerte volle dreizehn Tage, inbegriffen einen kurzen Aufenthalt in den Karaiben-Missionen und in der Stadt Pao. Ueber den Aufenthalt bei den Karaiben finden wir in Humboldts Reisewerke die interessantesten Notizen. So baten z. B. die Frauen dieses Volksstammes um Stecknadeln, welche sie in Ermangelung von Taschen an der Unterlippe befestigten: sie durchstechen die Haut damit so, daß der Kopf der Nadel in der Mundhöhle bleibt. Humboldt bemerkt u. A. ferner, der Begriff von Nacktheit sei unter den verschiedenen Völkern beider Halbkugeln ein sehr relativer Begriff. In einigen Gegenden Asiens dürfen die Frauen die Fingerspitzen nicht zeigen, während eine Indianerin vom Karaibenstamme sich nicht für nackt hält, wenn sie eine zwei Zoll breite Binde trägt, und diese wiederum wird für ein minder wesentliches Kleidungsstück angesehen, als der Pigment, mit welchem die Haut bedeckt ist. Seine Hütte verlassen, ohne mit der rothen Farbe des Onoto gefärbt zu sein, hieße gegen alle Regeln karaibischer Wohlanständigkeit sich vergehen. Nebenbei erwähnt Humboldt, daß die Karaiben wohl von allen wilden Stämmen des neuen Continents grade sich am wenigsten dem Genuß des — Menschenfleisches hingäben, daß also der ihnen Bezugs dessen allgemein gemachte Vorwurf mindestens sehr übertrieben sei. Ueber die geistige Befähigung dieses seine Aufmerksamkeit sehr in Anspruch nehmenden Stammes spricht er sich gleichfalls merkwürdig vortheilhaft in folgenden Worten aus: „Nicht ohne Erstaunen sahen wir während unseres Aufenthalts in den Karaiben-Missionen, mit welcher Tüchtigkeit junge Indianer von 18—20 Jahren, wenn sie zur Stelle eines Alguazils oder Fiscals ernannt waren, ganze Stunden lang vor der

Gemeinde redeten. Die Betonung, die ernste Haltung, die Geberden, womit die Rede begleitet ist, alles verkündigt ein geistreiches und eines hohen Grades von Kultur fähiges Volk. Ein Franziskaner-Mönch, der das Karaibische hinlänglich verstand, um zuweilen in dieser Sprache predigen zu können, machte uns aufmerksam, wie in den Reden der Indianer die langen und zahlreichen Redesätze sich niemals verdunkeln oder die Klarheit behindern. Eigenthümliche Biegungen deuten vorhinaus den regierten Fall an, je nachdem derselbe belebt oder unbelebt ist, einen einzelnen Gegenstand oder eine Mehrheit von Gegenständen begreift. Kleine annere Formen vermögen das Gefühl zu nuanciren; und hier, wie in allen durch ungehemmte Entwickelung gebildeten Sprachen, geht die Klarheit aus jenem ordnenden Instinkt hervor, welcher die menschliche Intelligenz in den verschiedenen Stufen der Barbarei und Kultur bezeichnet."

Wir führen diese Stelle als Beweis an, wie speciell Humboldts Forschungen und wie sehr sie geeignet waren, nach allen Richtungen hin belehrend und aufklärend zu wirken. Diese Humboldtschen Reisewerke enthalten eine so glückliche und entschiedene Bewältigung des umfangreichsten Materials, daß uns ein wahrhaftes Staunen über die geistige Höhe überkommt, auf welcher dieser Mann vor allen Andern vor wie mit ihm seinen Platz genommen hat.

Nachdem die Reisenden am 23. Juli in Nueva-Barcelona angelangt, eine Stadt, in deren Hafen sie sieben Monate zuvor einige Stunden vor Anker gegangen waren, mietheten sie dort wegen Ausbleibens der nach Cuba und Mexico bestimmten Paquetboote eine Boot ohne Verdeck, auf dem sie sich nach Cumana einschifften. Das Boot war mit Kakao beladen und wurde unterwegs von einem Kaper genommen, die Dazwischenkunft einer

englischen Corvette machte es wieder frei. Der englische Capitain benahm sich sehr höflich und rücksichtsvoll gegen unsere Reisenden, von denen ihm europäische Zeitungen bereits Nachrichten gebracht hatten, das Boot konnte seinen Weg fortsetzen und brachte unsere Reisenden glücklich nach dem vor sieben Monaten verlassenen Cumana. Hier hatte sich die falsche Nachricht verbreitet, daß die Reisenden am Orinoco ihren Tod gefunden hätten, und die Freude der Bevölkerung war eine allgemeine, als sie durch die Ankunft Humboldts und seines Gefährten vom Gegentheil überzeugt wurde.

Durch die Blokade, welche damals alle spanischen Häfen sperrte, wurden sie zwei und einen halben Monat in Cumana aufgehalten. Am 16. November reisten sie nach Nueva-Barcelona ab, um sich daselbst auf einem amerikanischen nach Cuba bestimmten Fahrzeuge einzuschiffen. Sie waren sechszehn Monate auf diesen Küsten und im Innern von Venezuela gewesen, ihre Abreise fand am 24. November, Abends 9 Uhr, statt. Unterwegs brach am 30. November Feuer auf dem Schiffe aus, welches indeß glücklich gelöscht wurde, im Uebrigen brachte die Reise nichts von Bedeutung. Das Schiff ging am 19. December bei Havannah vor Anker und die Reisenden blieben mehrere Monate hier. Daß dieser Aufenthalt wiederum zu Forschungen und Untersuchungen aller Art benutzt wurde, ist zu erwähnen kaum nöthig.

Gegen Ende April 1801 wollte Humboldt mit der Escadre des Admiral Ariztizabal nach Veracruz abreisen, da kamen ihm jedoch vorher irrige Nachrichten über die früher als beabsichtigt erwähnte Reise des Capitain Baudin zu, nordamerikanische Blätter meldeten nämlich, es seien zwei französische Corvetten, le géographe und le naturaliste, nach dem Cap Horn unter Segel gegangen, sie würden ihre Fahrt längs den Küsten von Chili und Peru nehmen, um sich von da nach Neuholland zu wenden; diese Nachricht wirkte

so entscheidend auf Humboldt ein, daß er sogleich beschloß, die Reise nach Mexico aufzugeben und den Versuch zur Erreichung jener beiden Schiffe zu machen. Hören wir darüber Humboldts eigene Worte: „Alle Entwürfe, die ich zur Zeit meines Aufenthalts in Paris gemacht hatte, als ich die Minister des Directoriums bestürmte, um eine beschleunigte Abreise des Capitain Baudin von ihnen auszuwirken, stellten sich meiner Phantasie wieder lebendig dar. Im Augenblicke der Abreise von Spanien hatte ich das Versprechen gethan, mich den Reisenden überall anzuschließen, wo ich sie treffen werde. Wer etwas lebhaft wünscht, das einen schlimmen Ausgang haben kann, der beredet sich leicht, es sei sein Entschluß aus einem Pflichtgefühl einzig hervorgegangen. Herr Bonpland, allzeit entschlossen und unserm guten Glücke vertrauend, war auch alsbald bereit, unsere Pflanzensammlungen in drei Theile zu sondern. Um das, was wir mit so viel Mühe an den Ufern des Orinoco, des Atabapo und des Rio Negro zusammengebracht hatten, nicht dem ungewissen Schicksal einer langen Seereise auszusetzen, sandten wir eine von den Sammlungen über England nach Deutschland, eine andere über Cadiz nach Frankreich. Die dritte Sammlung blieb in der Havannah aufbewahrt. Wir hatten uns dieser durch Klugheit empfohlenen Anordnungen im vollen Maaße zu erfreuen. Jede der drei Sendungen enthielt ungefähr die nämlichen Arten, und alle Vorsichtsmaßnahmen waren getroffen, auf daß die allfällig durch brittische oder französische Schiffe erbeuteten Kisten an Sir Joseph Banks oder an die Professoren des Museums der Naturgeschichte in Paris übergeben werden sollten. Glücklicherweise wurden die Handschriften, welche ich anfangs der Sendung nach Cadiz beizufügen im Sinne gehabt hatte, nicht an unsern Freund und Reisegefährten, Fray Juan Gonzales, vom Orden der Observanz des heiligen Franz, übergeben. Dieser schätzbare junge Mann hatte

uns nach der Havannah begleitet, um nach Spanien zurückzukehren. Er verließ die Insel Cuba bald nach uns, allein das Fahrzeug, auf dem er sich eingeschifft hatte, ging während eines Sturms an der afrikanischen Küste mit seiner ganzen Ladung zu Grunde. Wir haben durch diesen Schiffbruch einen Theil der Doubletten unserer Herbarien verloren, und, was für die Wissenschaft ein empfindlicher Verlust ist, alle Insekten, welche Herr Bonpland unter sehr schwierigen Umständen auf unserer Reise an den Orinoco und den Rio Negro gesammelt hatte. Durch ein ganz außerordentliches Mißgeschick haben wir in den spanischen Colonien zwei volle Jahre verweilt, ohne einen einzigen Brief aus Europa zu erhalten: die Briefe, welche wir in den drei folgenden Jahren empfingen, meldeten nichts von dem Schicksal unserer Sendungen. Man begreift, wie groß meine Unruhe über das Schicksal eines Tagebuchs sein mußte, welches die astronomischen Beobachtungen und alle mit dem Barometer angestellten Höhenmessungen enthielt, von denen ich eine vollständige Abschrift zu fertigen die Geduld nicht gehabt hatte. Erst nach zurückgelegter Reise durch Neu-Granada, Peru und Mexico, im Augenblick, wo wir das neue Festland zu verlassen im Begriff standen, erblickte ich ganz zufällig auf der öffentlichen Bibliothek zu Philadelphia bei Durchgehung des Registers einer wissenschaftlichen Revue die Worte: „Ankunft der Handschriften des Herrn von Humboldt bei seinem Bruder in Paris, über Spanien.“ Ich hatte Mühe, meine Freude nicht laut werden zu lassen, und nie, däuchte mir, sei ein Register brauchbarer verfertigt gewesen.“

Die Reise nach der neuen Richtung erforderte viele Vorbereitungen und stieß auf bedeutende Schwierigkeiten. Endlich fand Humbold auf der Rhede von Batabano eine catalonische Goelette, und miethete sie, damit sie ihn nach Carthagena bringe. Am

9. März gingen die Reisenden unter Segel, wenig erbaut von der Kleinheit und unbequemen Einrichtung des Schiffes. Bald wurde dasselbe durch heftigen Sturm zu weit nach Westen getrieben und mußte u. A. am südamerikanischen Festlande, am Rio Sinu landen. Am 27. März ging es von neuem in See und lief endlich im Hafen von Carthagena ein.

Hier war Humboldt genöthigt, seinen Reiseplan wiederum wesentlich zu ändern. Er mußte die Idee, den Isthmus von Panama zu durchforschen, deßhalb aufgeben, weil die Jahreszeit bereits zu weit vorgerückt war, um noch eine Fahrt auf der Südsee von Panama nach Guayaquil unternehmen zu können. Humboldt sagt über diese Aenderung selbst: „Alle Personen, die wir um Rath fragten, waren einstimmig, uns zu beweisen, daß die Landreise längs der Cordilleren über Santa Fe de Bogota, Popayan, Quito und Caramanca einer Seereise vorzuziehen sei und uns ein ungeheures Feld zu Nachforschungen darbieten würde. Die Vorliebe der Europäer für das kalte und gemäßigte Klima, das auf dem Rücken der Anden herrscht, gab diesen Rathschlägen noch mehr Gewicht. Man wußte uns genau die Entfernungen anzugeben, allein man täuschte sich in der Berechnung der Zeit, die wir gebrauchen würden, um auf Maulthieren dieselben zurückzulegen, und man schien keine Ahnung zu haben, daß ein Weg von sechshundert Stunden, der bei jedem Schritte für Geographie und Botanik Interesse darbietet, über 18 Monate erforderte, um von Carthagena nach Lima zu gelangen." Wir werden im weitern Verlauf unserer Erzählung sehen, welchen Weg die Reisenden einschlugen, jetzt theilen wir noch mit, daß sie sich nach sechstägigem Aufenthalt in Carthagena vorläufig aus Gesundheitsrücksichten nach dem in der Nähe liegenden Dorfe Turbaco zurückzogen. Ueber dieses Dorf sagt Humboldt selbst: „Kein Aufenthalt in den tropischen Gegenden ist mir

reizender als der in Turbaco vorgekommen.“ Und an einer andern Stelle: „Unser Aufenthalt in Turbaco war überaus angenehm und nützlich für unsere botanischen Sammlungen. Noch in diesem Augenblicke, da ich nach einem so langen Zwischenraum von den Ufern des Obi und den Gränzen der chinesischen Songarei zurückkehre, weilt meine Phantasie gern auf dem Bilde jener Bambuswälder, jener wilden Ueppigkeit des Bodens; der majestätische Anblick der schneebedeckten Berge, die leichten Nebel, die bei dem Aufgang der Sonne auf den Thälern ruhen; die Gebüsche gigantischer Bäume, die wie Laub-Eilande einem Dunstmeer entsteigen — dieß alles tritt noch unaufhörlich vor meine Erinnerung. Unser Leben in Turbaco war einfach und thätig; wir waren jung, vereinigt durch Neigungen und Sinnesart, voll Hoffnung in die Zukunft, im Begriff, eine Reise anzutreten, die uns auf die höchsten Gipfel der Andeskette, in ein beständig durch Erdbeben erschüttertes Land führen sollte; und so fühlten wir hier uns glücklicher, als bei irgend einer anderen Epoche unserer weiten Wanderung. Die seitdem verflossenen Jahre, die nicht alle ohne bittere Erfahrungen und Schmerz gewesen, haben den Reiz jener Eindrücke noch erhöht; und ich darf mich der Hoffnung hingeben, daß mein unglücklicher Freund, Herr Bonpland, aus der Ferne seines Exils unter der südlichen Hemisphäre, in der Einsamkeit von Paraguay, oft noch mit Freude unserer Streifzüge in Turbaco u. s. w. gedenkt.“

Wie liebenswürdig und tief empfunden sind diese so zart und duftig angegebenen Erinnerungen! — —

Die Reisenden hatten sich entschlossen, auf dem Magdalenenstrome bis zum Orte Honda zu fahren, und von da auf Mauleseln den Weg nach Santa Fe de Bogota fortzusetzen. Die Reise dauerte fünfunddreißig Tage, bis zum September verweilten sie dann in Bogota, dessen Umgebungen den Reisenden großartigen

Stoff zu Forschungen aller Art darboten. Von Bogota gingen sie über den Paß der Anden von Quindiu nach Popayan, nach viermonatlicher Reise und den unbeschreiblichsten Anstrengungen erreichten sie endlich am 6. Januar 1802 Quito. Neun Monate lang verweilten die Reisenden an diesem Orte, dessen vorzügliches Klima ihre angegriffene Gesundheit wieder herstellte. Humboldt besuchte von hier aus den Krater des Vulkans Pichincha, die Schneekuppen des Antisana, des Cotopaxi, des Tunguragua, und am 23. Juni bestieg er mit Bonpland und einem jungen Manne, der seit längerer Zeit sein Begleiter war, Namens Montufor, den Chimborazo bis zu einer Höhe von 3036 Toisen, eine Höhe, die bis dahin noch nicht erreicht worden war.

Am 16. December 1833 wurde der Chimborazo zum zweiten Male bestiegen, von Boussingault, welcher der Spitze noch etwas näher kam, als unsere Reisenden.

Sechster Abschnitt.

Fahrt auf dem Amazonenstrom. — Ankunft in Lima. — Aufenthalt in Mexico. — Aufenthalt in Nordamerika. — Rückkehr nach Europa. — Reise nach Italien. — Rückkehr nach Berlin. — Beginn der Herausgabe des großen Reisewerkes.

In Quito erfuhr Humboldt, daß der Capitain Baudin nach Neu-Holland gesegelt sei und ostwärts um das Cap der guten Hoffnung seinen Weg genommen habe. Eine Vereinigung mit ihm war also nun nicht mehr möglich, und er entschloß sich, auf dem Amazonenstrom eine große Fahrt zu unternehmen und nach Lima zu gehen, um daselbst den Durchgang des Planeten Merkur durch die Sonnenscheibe beobachten zu können. Ihr Weg führte die Reisenden durch die Schneegefilde von Assuay und Cuenca nach Loxa, von da nach dem Amazonenstrom, welchen sie bis zu den Wasserfällen von Retama befuhren. Dann überstiegen sie die Anden zum fünften Male, kehrten nach Peru zurück, wo sie unter anderm die Silberbergwerke von Hualguayok, die heißen Quellen von Caramarca und anderes mehr besuchten, gingen über die westlichen Cordilleren der Andenkette nach Truxillo zurück, und erreichten endlich die Hauptstadt von Peru, Lima. Hier verweilten sie mehrere Monate, welche von den umfangreichsten Forschungen angefüllt waren.

Im Januar 1803 gingen beide Reisenden nach Guayaquil unter Segel. Nach einer Fahrt von dreißig Tagen kamen sie in Acapulco an, sie waren somit in Mexico, dem Lande ihrer Sehnsucht, angekommen.

Nach einem längern Aufenthalt in diesem Hafen setzten sie die Reise nach Mexico fort, von wo aus Humboldt die Bergwerke von Moran und Real del Monte besuchte. Von der Hauptstadt aus bereiste er in der zweiten Hälfte des Jahres 1803 den nördlichen Theil des Landes, im folgenden Jahre schiffte er sich in Veracruz nach der Havannah ein, um ihre im Jahre 1800 dort zurückgelassenen Sammlungen in Empfang zu nehmen; zwei Monate nach ihrer Ankunft auf Cuba schifften sich die Reisenden nach den nordamerikanischen Staaten ein. Nach einer Fahrt von 32 Tagen kamen sie in Philadelphia an, besuchten Washington, verweilten zwei Monate im Gebiete der vereinigten Staaten, und im August 1804, nachdem sie länger als fünf Jahre von Europa entfernt gewesen waren, fuhren sie im Hafen von Bordeaux ein.

Wir haben es hier natürlich nur mit der wesentlichen Betrachtung des Antheils zu thun, welchen Humboldt an dieser Reise genommen hatte — Bonplands Antheil ist von der Nation, welcher er angehörte, gleichfalls hinreichend gewürdigt worden.

Betrachten wir also das, was Humboldt innerhalb dieser fünf Jahre geleistet hatte, so finden wir es sehr erklärlich, welche Theilnahme diese Reise in Deutschland gefunden, welche allgemeine Freude empfunden wurde, als man den bereits todtgesagten kühnen Forscher mit allen seinen für die Wissenschaft so unberechenbaren Schätzen glücklich in Europa ankommen sah. Ein neuer Columbus hatte dieser Mann bisher ganz unbekannte und unzugängliche große Länder durchforscht — unzählige Male hatte er sein Leben, seine Gesundheit auf das Spiel gesetzt, kein Tag fast war ihm ohne

Mühe und Beschwerde vieler Art vergangen. Er hatte diesem unendlichen Drange des Forschens und höchsten wissenschaftlichen Strebens aber auch wiederum nur, was nicht zu übersehen ist, Folge leisten können, indem er bei seinem Heroismus, bei seiner Ausdauer die größte Selbstgenügsamkeit, die umfangreichste Bescheidenheit, die eigenste Selbstaufopferung besaß — nicht allein hatte er für eine Reihe von Jahren sein Vaterland, sein Amt, seine Familie, seine Freunde verlassen, sondern er hatte diese wissenschaftliche Reise auch aus seinen eigenen Mitteln, ohne die geringste fremde Unterstützung, gemacht. Und nun betrat dieser Held der Wissenschaft, der für dieselbe öfter sein Leben der Gefahr unter allen Formen preisgegeben hatte, als der größte Feldherr das seinige in allen Kriegen, mit nicht weniger frischem und reichem Lorbeer um die erhabene Stirn das Ufer des Erdtheils, der ihm das Leben gegeben hatte, wieder — erfüllt von dem Verlangen nach dem geliebten Bruder und ihren gemeinschaftlichen Freunden, erfüllt endlich nicht minder von dem Verlangen, das reiche gesammelte Material der Wissenschaft zugänglich zu machen.

Wahrlich, es müssen Gedanken und Empfindungen eines Gottes in dem Herzen dieses Mannes gewohnt haben, als er, fast ein siegreicherer und größerer Eroberer denn alle, die man bisher so genannt, den ersten Fuß wieder auf europäische Erde setzte! — — —

Alexander von Humboldt sollte die Freude haben, ein theures Glied seiner Familie, die Frau seines Bruders Wilhelm, früher wieder zu sehen, als er es hoffen durfte. Wilhelm von Humboldt lebte damals als preußischer Ministerresident in Rom, und erhielt am 28. März dieses Jahres (1804) einen Brief seines Bruders Alexander, von der Havannah datirt, worin derselbe ihm seine baldige Rückkehr nach Europa ankündigte. Gleich nachher indeß

hatte sich die Nachricht verbreitet, Alexander von Humboldt sei kurz vor seiner Einschiffung am gelben Fieber gestorben. Diese, allerdings unbestätigte Nachricht hatte die Familie Humboldt in Rom in die größte Bestürzung und Trauer versetzt, und Frau von Humboldt, welche im Mai einen Besuch in Weimar gemacht hatte, eilte nach Paris, von der Hoffnung noch immer beseelt, den geliebten und hochverehrten Schwager glücklich zurückkehren zu sehen. Ihre Hoffnung wurde erfüllt, und Alexander von Humboldt war nicht wenig auf das freudigste überrascht, seine Schwägerin gleich nach seiner Ankunft in Europa in Paris zu sehen. Wir schicken jetzt schon voraus, daß sie zu großer Freude ihres Schwagers bis Beginn des nächsten Jahres in Paris verweilte. Humboldt selbst hatte die Absicht, sich ganz in Paris niederzulassen. Keine Stadt der Welt bot ihm noch so umfangreiche wissenschaftliche Hülfsmittel, dazu kam die Nothwendigkeit, mit seinem treuen Reisegefährten Bonpland an der Ordnung der mitgebrachten Sammlungen zu arbeiten, so wie endlich die mitgebrachten Manuscripte auszuarbeiten und das große Werk über die vollendete Reise zu beginnen. Mit aller Anstrengung ging er an diese Arbeit, an der sich, wie wir später sehen werden, die größten Gelehrten Frankreichs betheiligten.

Im Frühjahr des folgenden Jahres 1805 eilte er zu seinem Bruder, der zu Albano in einem Kreise bedeutender Männer lebte. Das Wiedersehen der beiden Brüder hinreichend zu schildern, dünkt eine zu schwere Aufgabe für uns — zwei so bedeutende Menschen, zwei so große Männer, eben so sehr durch die Größe ihres Geistes wie durch die engsten Bande des Blutes einander verwandt, mußten in unbeschreiblichem Glück diese Vereinigung empfinden.

Nach dem Tode des ältesten der beiden Brüder ließ Alexander von Humboldt ein Gedicht bekannt werden, welches Wilhelm

im Jahre 1808 an ihn gerichtet hatte — dieses Gedicht giebt in edelster Form Andeutung der Empfindungen, welche damals für den theuren Bruder in der Brust des Dichters lebten; das Ganze, eine Antwort auf die Widmung der „Ansichten der Natur", ist in Wilhelm von Humboldts gesammelten Schriften zu finden, wir wollen hier nur den Beginn und das Ende mittheilen:

„Ach! Alle, die Dich liebend hier empfingen,
Vertrauten ungern Dich des Meeres Pfaden,
Als ab Du stießest von Iberiens Strand.
— „O Winde!" — so flehten sie — „mit leisen Schwingen
Geleite den, den ferne Küsten laden,
Die Welt der Welt tiefspähend abzuringen!
O Meer, laß sich in stillen Fluthen baden
Sein Schiff — und du empfang' ihn mild, o Land!
Das ihn, wenn er von Fluth und Sturm befreiet,
Mehr noch, als Sturm und Fluth, mit Tod bedräuet!" —

. . . .

. . . .

Glücklich bist Du gekehrt zur Heimatherde,
Vom fernen Land und Orinoco's Wogen —
O wenn — die Liebe spricht es zitternd aus —
Dich andern Welttheils Küste reizt, so werde
Dir gleiche Huld gewährt — und gleich gewogen
Führe das Schicksal Dich zum Vaterherde,
Die Stirn von neu errung'nem Kranz umzogen.
Mir g'nügt, im Kreis der Lieb', ein stilles Haus,
Daß mir den Sohn zum Ruhm Dein Name wecke,
Mich einst Ein Grab mit seinen Brüdern decke.
Geh' jetzt, o Lied! dem Theuren anzusagen,
Daß von Albano's Hügeln
Schüchtern zu ihm sich diese Töne wagen.
Empor ihn werden feiernd Andre tragen,
Auf höh'rer Dichtkunst Flügeln. —

— — — —

Im Sommer des genannten Jahres besuchte Alexander von Humboldt in Begleitung Leopold's von Buch und Gay-Lussac's den Vesuv, dann kehrte er nach Berlin zurück, woselbst er die beiden folgenden Jahre 1806 und 1807 zubrachte.

Hier begann er eins der wenigen Werke, welches er in deutscher Sprache geschrieben, die „Ansichten der Natur." Sie erschienen 1808 im Verlage der Cottaschen Buchhandlung in Stuttgart in erster, 1826 in zweiter, 1849 in dritter Auflage, 1808 auch französisch, übersetzt von Eyriàs. Die zweite Abtheilung unseres Werkes wird Näheres darüber enthalten, wir können uns hier mit dieser kurzen Anführung begnügen, und fügen nur noch wie schon oben bemerkt hinzu, daß das Buch recht eigentlich eine Gabe der Liebe, etwas von der großen amerikanischen Reise Mitgebrachtes für seinen Bruder Wilhelm war.

Im Jahre 1807 kehrte Alexander v. Humboldt nach Paris zurück und begann die Bearbeitung und Herausgabe seines großen Reisewerks. Die Materialien waren so umfangreich, daß er, um die einzelnen Theile in möglichster Vollendung ediren zu können, sich mit andern bedeutenden Männern der Wissenschaft in Verbindung setzte, welche mit großem Eifer die Bearbeitung und Herausgabe der einzelnen Theile übernahmen. Dieses Werk ist unzweifelhaft das großartigste, welches jemals durch die Buchdruckerkunst und die ihr verwandten artistischen Gewerbe erzeugt worden ist — ein Exemplar der Folio-Ausgabe kostet gegen 3000 Thaler; Druck, Papier und Herstellung der artistischen Beilagen dieses Werkes haben beinahe 300,000 Thaler gekostet. Und natürlich ist nicht die äußere Ausstattung, der äußere Umfang das Bedeutendste und Beachtenswertheste, sondern der wissenschaftliche Werth dieses Werkes übertrifft Alles, was jemals von naturwissenschaftlichen Werken in solcher Weise geleistet wurde. Die größten Naturhistoriker der

neueren Zeit haben mit Humboldt daran gearbeitet, sie betrachteten es als ein Glück, wie als eine Verpflichtung gegen die Wissenschaft und ihren großen Jünger, bei der Herausgabe sich mit allen ihnen zu Gebote stehenden geistigen Kräften zu betheiligen.

Wir wollen versuchen, in Umrissen ein Bild von diesem großen Werke zu zeichnen.

Das große Werk führt den Titel „Voyage aux régions equinoxiales du nouveau continent par A. de Humboldt et A. Bonpland.“ Hiervon sind zwei Ausgaben erschienen, eine in 3 Bänden in Folio und 12 Bänden in Quartformat, die andere in 23 Octavbänden. Dazu gehört ein geographisch-physikalischer Atlas und eine Sammlung Zeichnungen.

Der eigentliche Reisebericht „Relation historique etc.“ füllt vier Quartbände. Die beiden speciellen Werke über Mexico und Cuba, jedes zwei Bände stark, heißen „Essai politique sur le royaume de la Nouvelle Espagne“ und „Essai politique sur l'isle de Cuba.“ Ein anderes in zwei Foliobänden erschienenes Werk heißt „Vues des Cordillères et monumens des peuples indigènes de l'Amérique.“

Das Gebiet der Zoologie in Bezug auf die auf der Reise gemachten Erfahrungen und Forschungen wurde erschöpft in dem Werke „Recueil d'observations de Zoologie et d'Anatomie comparées, faites dans un voyage aux Tropiques“, an dem sich Cuvier und Latreille hauptsächlich betheiligten.

Das Gebiet der Botanik hatte Bonpland besonders für sich genommen, er schrieb unter Anderm die Werke „Plantes équinoxiales au Mexique, dans l'isle de Cuba, dans les provinces de Caracas, Cumana etc.“ und „Monographie des Rhexia et des Melasthomes.“

Der Botaniker Professor Kunth in Berlin bearbeitete gleichfalls von Humboldt ihm übergebenes Material, es erschienen die

Werke „Famille des Mimosacées et autres plantes légumineuses"; „Graminées rares de l'Amérique équinoxiale"; „Nova genera et species plantarum."

Unter Oltmanns Beihülfe erschien ein Werk in zwei Bänden, „Observations astronomiques"; ferner von Leonhardt deutsch bearbeitet „Essai sur le gisement des roches dans les deux hémisphères", eine vergleichende Darstellung der geologischen Erdbildungen der alten und neuen Welt. Ferner sind hier noch anzuführen die Werke „Tableau physique des régions équinoxiales" und „Sur les lignes isothermes".

Hier möge noch die Angabe der Zeitfolge Platz finden, in welcher die in Humboldts Reise sich begründende und aus ihr hervorgegangene Literatur erschien.

Im Jahre 1805 erschien der „Versuch zu der Pflanzengeographie."

Im Jahre 1807 erschienen die „Ideen zu einer Geographie der Pflanzen und einem Naturgemälde der Tropen", sowie das „Tableau der Aequinoctial-Gegenden."

Im Jahre 1808 erschienen die „Ansichten der Natur"; das Werk „über die Aequinoctialpflanzen" wurde begonnen und dauerte bis 1816.

Im Jahre 1809 wurde die von Bonpland verfaßte „Monographie der Melasthomen" begonnen, sie wurde gleichfalls 1816 beendigt.

Im Jahre 1810 begann der erste Band des „Politischen Versuches über das Königreich Neu-Spanien"; das Werk wurde 1815 beendigt.

Im Jahre 1811 erschienen die „Ansichten der Cordilleren."

Im Jahre 1815 begann das Erscheinen des großen Reisewerks

unter dem Titel „Reise in die Aequinoctial-Gegenden des neuen Continents in den Jahren 1799—1804.

Der zweite Band erschien 1818, der dritte 1820, der vierte 1823, der fünfte 1826, der sechste 1829.

Im Jahre 1817 erschien die Schrift „Ueber die isothermischen Linien", sowie die „Einleitung in die Pflanzengeographie."

Im Jahre 1819 erschien das von Kunth besorgte Werk „Die Familie der Mimosen."

Im Jahre 1820 erschien die „Revision der Gräser."

In den Jahren 1822—25 erschien die „Pflanzen-Synopsis."

Im Jahre 1826 erschien der „Politische Versuch über die Insel Cuba."

Diese bloße Titelangabe wird hinreichend darthun, von wie großer Bedeutung die Ausbeute der amerikanischen Reise für die Wissenschaft war. Zu bedauern ist, daß der größere Theil dieser Werke, entweder gar nicht deutsch oder wenigstens nur in Uebertragungen und Bearbeitungen deutsch erschienen, in Deutschland einen solchen Eingang nicht gefunden hat, wie er wünschenswerth gewesen wäre. Uns Deutschen sind eigentlich nur zwei von den großen Leistungen Humboldts eigenthümlich geworden: die „Ansichten der Natur" und der „Kosmos." Diese zwei Werke haben indeß Eingang bei den Gebildeten aller Klassen der Gesellschaft gefunden und haben seinem Namen für immer einen der ersten Plätze im Ehrentempel deutscher Literatur und Wissenschaft zugewiesen. —

Siebenter Abschnitt.

Aufenthalt in Paris. — Ablehnung einer Berufung nach Berlin. — Reise nach Wien, London und Aachen. — Reise nach Italien und Berlin. — Dauernder Wohnsitz in Berlin. — Vorlesungen daselbst.

Der ältere Bruder Alexanders von Humboldt, der unterdessen zu den bedeutendsten Aemtern in Preußen berufen worden war, erkannte die Nothwendigkeit sehr genau, dem durch schweres Kriegsunglück niedergebeugten Preußen mit allen Mitteln wieder aufzuhelfen; als ein wirksames Mittel hierzu erkannte er auch die Gründung einer Universität in der Hauptstadt des Landes, und seine eindringlichen Vorstellungen beim König hatten die besten Resultate, die Gründung der Universität wurde beschlossen, die vortrefflichsten Lehrer an dieselbe aus den verschiedenen Fächern der Wissenschaften berufen. Es war natürlich, daß Wilhelm von Humboldt auch seinen berühmten Bruder gern in Berlin gesehen hätte, und als er bald darauf in eine andere Stellung als außerordentlicher Gesandter am österreichischen Hofe nach Wien ging, wurde die Leitung der Section des Unterrichts im Ministerium Alexander von Humboldt angeboten. Er schlug diese Stellung aus. Dagegen war ein anderes großes Project in ihm rege geworden, er wollte eine neue große Reise unternehmen, deren Ziel

Mittelasien und Thibet sein sollte. Das russische Ministerium machte ihm nämlich das Anerbieten, eine Expedition über Kaschphor nach Thibet zu begleiten, und Humboldt nahm es an.

Die Reise sollte im Anfang des Jahres 1812 begonnen werden, und Alexander von Humboldt ging im November des vorhergehenden Jahres von Paris nach Wien, um von seinem Bruder und dessen Familie Abschied zu nehmen.

Die russische Expedition unterblieb indeß, gehindert durch den Krieg mit Frankreich, und Humboldt kehrte vorläufig zur weiteren Förderung seines amerikanischen Reisewerks nach Paris zurück, ohne indeß die Reise nach dem Innern Asiens aus dem Auge zu verlieren. Er ging mit großem Eifer an das Studium der Gebirge Asiens, dabei beschäftigte er sich mit Erlernung der persischen Sprache, er bereitete sich überhaupt nach allen Richtungen für die Reise vor, welche er auf eigene Kosten auszuführen gedachte. Außerdem arbeitete Humboldt, wie wir bereits erwähnten, eine Reihe von Jahren in Paris an dem großartigen wissenschaftlichen Material, welches er aus Amerika mitgebracht hatte. Im Jahre 1818 verließ er Paris. Vorher wollen wir noch erwähnen, daß in demselben Jahre sein treuer Freund und Reisegefährte, Bonpland, sich von ihm trennte. Diese beiden vortrefflichen Männer, welche eine so lange Reihe von Jahren ihre geistigen und physischen Kräfte vereint der Wissenschaft geopfert hatten, die beiden treuen Freunde, welche so oft gleiche Mühe getragen, gleicher Gefahr sich ausgesetzt hatten — sie sollten sich nicht wieder sehen. Bonpland ging im Jahre 1818 als Professor der Naturgeschichte nach Buenos-Ayres. Für diejenigen unserer Leser, welchen das weitere Schicksal dieses Mannes noch unbekannt sein sollte, fügen wir hinzu, daß er im Jahre 1820, bei einem Besuch der von ihm im Staate Paraguay gegründeten indianischen Colonie St. Anna,

auf Befehl des Dictators von Paraguay, des Dr. Francia, gefangen genommen und nach St. Martha gebracht wurde. Dieser Gewaltstreich hatte darin seinen Grund, daß Bonpland durch Anlegung mehrerer Thee-Anpflanzungen in Brasilien dem Hauptausfuhrartikel Paraguays, dem Thee, eine bedeutende Concurrenz zu machen drohte. Bonpland durfte in St. Martha als Arzt practiciren, aber das Land nicht verlassen. Trotz aller Bemühungen seiner europäischen Freunde, besonders Humboldts, erhielt er seine Freiheit doch erst eine Reihe von Jahren nachher wieder, worauf er nach Buenos-Ayres zurückkehrte, und endlich in San Borja sich niederließ, einer kleinen Stadt in Paraguay. An eine Rückkehr nach Europa soll er nicht mehr denken. —

Doch kehren wir zu Alexander von Humboldt zurück. Im Jahre 1818 reiste er nach London, um seinen als preußischer Gesandter dort residirenden Bruder zu besuchen, sowie daselbst im Auftrag der verbündeten Mächte eine politische Uebersicht der südamerikanischen Colonien zu verfassen. Doch bereits im October verließ er England wieder, von dem König von Preußen nach Aachen berufen; er langte am 13. October daselbst an. Hier verweilte er bis zum 26. November und fand für seine noch nicht aufgegebene Reise in das Innere von Asien bei dem König ein großes Interesse, so daß ihm derselbe unter Andern eine jährliche Unterstützung von 12000 Thalern für die Reise zusicherte. Indeß auch jetzt sollte dieselbe noch nicht zu Stande kommen, und Humboldt ging wiederum nach Paris zurück, wo er wiederum mehrere Jahre seinen Studien lebte.

Im Herbst 1822 wurde diese der Wissenschaft so förderliche Ruhe durch eine Reise nach Italien unterbrochen, welche Humboldt als Begleiter des Königs von Preußen machte. Auf dieser Reise verglich und erweiterte er seine früheren naturwissenschaftlichen

Betrachtungen, unter Anderm bestieg er in der Zeit vom 22. November bis 1. December drei Mal den Vesuv. Zu Beginn des Jahres 1823 kehrte er aus Italien zurück, ging nach Berlin, und verlebte hier wie in Tegel einige glückliche Monate. Dann reiste er nach Paris zurück, um es wenige Jahre nachher wieder zu verlassen und fortan seinen dauernden Wohnsitz in Berlin zu nehmen. Der edle Fürst seines Vaterlandes hatte den Wunsch gegen ihn ausgesprochen, ihn ganz in seiner Nähe zu haben und auf dem Gebiete der Wissenschaft speciellen Umgang mit ihm zu pflegen; das eigene Verlangen, in der Nähe des älteren Bruders und seiner Familie zu leben, trug weiter zu dem Entschlusse bei, Paris zu verlassen und seinen Wohnsitz für die Folge in der Vaterstadt zu nehmen. Im Herbst 1826 besuchte er vor dieser Uebersiedelung Berlin noch einmal, blieb bis Mitte December hier, und kehrte dann nach Paris zurück, um schon in wenigen Wochen für immer nach Berlin zurückzugehen.

Die direkte Rückreise nach Berlin, wie er sie beschlossen, brachte er nicht in Ausführung. Im Februar des folgenden Jahres, 1827, als er schon reisefertig war, machte ihm der Schwiegersohn seines Bruders, der Freiherr von Bülow, der als Gesandter nach London ging, einen Besuch in Paris, und veranlaßte den theuren Onkel seiner Frau, die Reise nach London mitzumachen. Humboldt wurde auch hier wiederum mit größter Hochachtung und Anerkennung aufgenommen, blieb indeß nicht lange in England, sondern ging bald über Hamburg nach Berlin zurück. Unterm 21. Mai schreibt Wilhelm von Humboldt bereits an Gentz: „Alexander ist nun auch hier und hat ganz eigentlich seinen Wohnsitz hier genommen. Er ist thätiger und lebendiger als je u. s. w.“

Von jetzt ab hatte Alexander v. Humboldt seinen eigentlichen Wohnsitz in Berlin. Er lebte hier in den Kreisen seiner Freunde

und Mitjünger in der Wissenschaft, geehrt von der persönlichen Freundschaft der höchsten Personen der Hauptstadt, geschätzt und geehrt von Jedermann. Der in ihm liegende Drang, das Gebiet der Wissenschaft mehr und mehr zu erweitern und es selbst dem Laien zugänglich zu machen, wurde hier die erste Veranlassung zu einem Werke, durch welches er sich später den Dank aller Gebildeten sicherte, durch welches er seinem Namen eine größere Berühmtheit in seinem Vaterlande sicherte, als durch alle seine bisherigen Schriften — wir meinen seinen „Kosmos." Er hatte nämlich bereits am 3. Juli vor der Akademie der Wissenschaften eine öffentliche Vorlesung über die Ursachen der Temperaturverschiedenheit der Erde gehalten, er ging noch im Lauf dieses Jahres weiter und begann am 3. November — 1827 — seine so berühmt gewordenen Vorträge über physische Weltbeschreibung. Er hielt deren einundsechszig, sie begannen am 3. November 1827 und endeten am 26. April des folgenden Jahres. Die Vorträge sollten in einem Saale des Universitätsgebäudes gehalten werden, aber schon nach den ersten wurde der Zudrang zu ihnen ein so außerordentlicher, daß Humboldt sich genöthigt sah, sie zu wiederholen, dieselben für ein größeres und mehr gemischtes Publikum einzurichten und sie in der großen Halle der Singakademie abzuhalten. Humboldts Zuhörer bildeten ein Auditorium, wie man es noch bisher in der Hauptstadt nicht vereinigt gesehen hatte — die königliche Familie, alle namhafte Gelehrte, eine große Zahl der ersten Beamten, nicht minder die gebildeten Laien der Hauptstadt nicht nur waren die Zuhörer, sondern oft genug kamen bedeutende Männer aus der Ferne herbei, um den einen oder andern Vortrag zu hören. Diese Vorträge hatten so großen Erfolg, daß ein allgemeines Staunen rege wurde über die außerordentliche Bedeutung eines Mannes, der sich, mit der alleinigen Ausnahme der Aner-

kennung, welche ihm auf dem Felde der strengen Wissenschaft zu Theil geworden, bisher noch so wenig mit seinem immensen Wissen herausgemacht und dasselbe mit einer außerordentlichen Bescheidenheit, ja vielleicht sogar Schüchternheit bedeckt hatte. Sein Bruder Wilhelm schrieb über diese Vorlesungen am 1. Mai 1828 an einen Freund: „Alexander ist wirklich eine „Puissance“ und hat durch seine Vorlesungen eine neue Art des Ruhmes erworben. Sie sind unübertrefflich. Er ist mehr wie je der Alte und es ist, wie es immer war, ein Charakterzug in ihm, selbst eine eigene innere Scheu, eine nicht abzuleugnende Besorgniß in der Art des Auftretens zu haben.“

Es konnte nicht fehlen, daß diese Vorträge Humboldts auch in weiteren Kreisen die größte Anerkennung fanden, und bald genug wurde von allen Seiten der Wunsch laut, sie gedruckt zu sehen. Humboldt entschloß sich schon damals dazu, seine Vorträge im Druck erscheinen zu lassen, indeß trat mancherlei Hinderndes dazwischen, und sie sind also erst später, mit allen neuen Erfahrungen aus der Wissenschaft vermehrt, als Humboldts großes Meisterwerk „Kosmos“ erschienen. Wir kommen später speciell darauf zurück. — —

Wir haben schon früher angeführt, daß Humboldt die vor einer Reihe von Jahren bereits gefaßte Idee einer großen Reise nach Asien durchaus nicht aufgegeben hatte. Im Jahre 1827 sollte sie ihrer Ausführung näher gebracht werden, der Kaiser von Rußland ließ ihm nämlich das Anerbieten machen, er solle eine große Reise im russischen Reiche auf alleinige Kosten der Regierung unternehmen, wobei diese Reise als einzig zum Nutzen der Wissenschaft bestimmt und die Vortheile nur als Nebensache zu betrachten seien, welche die Regierung etwa aus seinen Forschungen über den Bergbau, die Industrie u. s. w. ziehen werde. Humboldt ging auf die-

ses Anerbieten ein, hielt sich indeß für verpflichtet, nicht sofort davon Gebrauch zu machen, sondern erst die oben erwähnten Vorträge zu beendigen. Außerdem bedurfte es natürlich sehr umfangreicher Vorbereitungen zu dieser großen Reise, welche das nachfolgende Jahr 1828 ganz anfüllten.

Aus diesem Jahre haben wir noch mehreres von Wichtigkeit anzuführen. Unter Anderem wurde im Herbst die siebente Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Berlin abgehalten, wobei Humboldt neben Lichtenstein zum Präsidenten gewählt wurde. Er eröffnete diese Versammlung mit einer Rede über den Geist und den Nutzen derartiger Zusammenkünfte, und wirkte im Uebrigen auf eine bessere Organisation dieser Versammlungen hin. Auf seinen Rath fand eine Theilung des vorliegenden wissenschaftlichen Materials in besondere Fächer statt, es wurden für die einzelnen Zweige der Naturwissenschaften Sectionen eingerichtet, in denen diese einzelnen Zweige zu besonderer Verhandlung kamen, während den allgemeinen Sitzungen die der Gesammtwissenschaft angehörenden allgemeinen Stoffe überwiesen wurden.

Außerdem veranlaßte Humboldt, daß in diesem Jahre in allen Bergwerken Preußens Temperaturbeobachtungen angestellt wurden, deren Resultate von ihm im Interesse der Wissenschaft geprüft und benutzt wurden.

Dieses Jahr 1828 sollte aber auch noch eine andere Bedeutung für Humboldt haben, welche sein Herz mit tiefem Kummer erfüllte. Wilhelm von Humboldts Frau, Alexanders geliebte Schwägerin, welche schon seit lange leidend war, verfiel in eine tödtliche Krankheit, so daß bereits im November ihr Tod erwartet wurde. Derselbe kam indeß nicht so schnell — die Krankheit zog sich so sehr in die Länge, daß der Tod der Frau von Humboldt erst am 26. März des folgenden Jahres eintrat. Alexander von Hum-

boldt hatte während dieses langen Krankenlagers und nach dem Tode seiner Schwägerin dem vom Schmerz völlig niedergebeugten Bruder mit aller Aufopferung treuester brüderlicher Liebe zur Seite gestanden, und litt selbst sehr bei diesem Verlust. —

Unterdeß waren die Vorbereitungen zu der großen Reise beendigt, insbesondere hatte Humboldt zwei Begleiter für dieselbe gefunden, welche ihm dazu besonders geeignet erschienen. Es waren dies die in Berlin lebenden Gelehrten Gustav Rose und Ehrenberg. Die drei Reisenden hatten sich in das Gebiet der sie erwartenden Wirksamkeit getheilt: während Rose die Führung und spätere Bearbeitung des Reisetagebuchs und die Resultate der chemischen Analyse der Mineralogie übernahm, waren die botanischen und geologischen Arbeiten Ehrenberg überwiesen; Alexander von Humboldt übernahm die Beobachtungen des Erdmagnetismus, die astronomische Geographie, sowie die Gesammtdarstellung des geognostischen und physikalischen Gemäldes vom nordwestlichen Asien.

Am 12. April 1829 verließ Humboldt Berlin; vorher wurde ihm noch von Seiten seines Königs eine besondere Anerkennung zu Theil, er erhielt nämlich den Titel eines wirklichen Geheimenraths mit dem Prädikat „Excellenz". —

Achter Abschnitt.

Reise nach dem europäischen und asiatischen Rußland. — Resultate derselben. — Tod Wilhelms von Humboldt. — Weitere wissenschaftliche Thätigkeit. — Herausgabe des Kosmos.

Die Reisenden verließen am 20. Mai Petersburg in Begleitung des russischen Bergbeamten, späteren Berghauptmanns von Manschenin, der ihnen von der Regierung beigegeben war. Ueber Moskau gelangten sie nach Nischnei-Nowgorod, hier schifften sie sich auf der Wolga ein und trafen am 4. Juni in Kasan ein. Von da gingen sie über Bulgari und Perm nach Jekatharinenburg, wo sie vier Wochen verweilten, und wo Humboldt Beobachtungen auf dem mittlern und nördlichen Ural anstellte. Der Ural, dessen höchste Spitzen sich bis auf fast 5000 Fuß erheben, bot Humboldt Gelegenheit zu den interessantesten und wichtigsten Forschungen über die Entstehung und Zusammensetzung des aufgeschwemmten Bodens, über die vielen Mineralien, welche sich dort finden, u. s. w. Sodann besuchte er die Malachitgruben von Zumeschefskoi, den magnetischen Berg Blagodad, die Topas- und Barytlager von Murzinsk, und reiste über Tjumen nach Tobolsk, von da über Tara durch die Borabinski'sche Steppe, eine Reise, welche mit nicht geringeren Anstrengungen und Gefahren verbunden war, als seine früheren Wande-

rungen am Orinoco — und diese neue Reise wurde von Humboldt in einem Alter von sechzig Jahren gemacht!

Am 2. August gelangten die Reisenden nach Barnaul an den Ufern des Obi, sie besuchten den Kolywan-See und die Silberbergwerke des Schlangenberges von Riddersk und Zyrianowskoi am südwestlichen Abhang des Altai; von da gingen sie nach der südlich gelegenen Festung Ust-Kamenoigorsk und über Buchtorminsk an die Grenzen der chinesischen Dsungarei. Ein Besuch bei dem mongolischen Posten Bati führte sie fast in den Mittelpunkt von Asien. Der Rückweg wurde durch die Steppe Ischim nach dem südlichen Ural genommen bis nach Orsk. Am 21. September trafen die Reisenden in Orenburg ein, von da gingen sie nach Ilezk, dem Hauptort der Uralski'schen Kosaken, wo das berühmte Steinsalzbergwerk besucht wurde, dann weiter zu den deutschen Colonien an der Wolga im Gouvernement Saratow, an den Salzsee Elton, zu der Ansiedelung der mährischen Brüder zu Sarepta. — Mitte October gelangten sie nach Astrachan. Hier beschäftigten sich die Reisenden mit chemischer Untersuchung des Wassers aus dem kaspischen Meere, stellten barometrische Beobachtungen an und machten zoologische Ausbeute, besonders von Fischen. Von hier wurde die Rückreise nach Moskau angetreten, am 13. November trafen die Reisenden in Petersburg, am 28. December in Berlin wieder ein, nach einer Abwesenheit von acht und einem halben Monat, in welcher Zeit sie die enorme Entfernung von 2500 Meilen zu Lande zurückgelegt hatten.

Die Resultate dieser Reise waren wiederum von großer Bedeutung für die Wissenschaft, welche zum größeren Theil in mehreren darauf bezüglichen Werken veröffentlicht wurden. So gab Humboldt zwei hierher gehörende Werke heraus, zuerst die „Fragmens de géologie et de climatologie asiatique," 2 Bände, sodann

das größere Werk „Asie centrale, recherches sur les chaines des montagnes et la climatologie comparée,“ 3 Bände. Von dem erstern erschien eine deutsche Bearbeitung von Löwenberg, von dem andern von Mahlmann.

Die erzielten Resultate auf dem Gebiete der Mineralogie und Geognostik gab Rose unter dem Titel „Mineralogisch-geognostischer Theil und historischer Bericht der Reise“ in zwei Bänden heraus. Die botanischen und zoologischen Resultate hatte, wie wir bereits erwähnten, Ehrenberg zu bearbeiten übernommen.

Es war natürlich, daß die Bearbeitung des gesammelten Materials für die nächste Zeit Humboldt am meisten in Anspruch nahm — dieselbe Veranlassung war es auch, welche ihn hin und wieder nach Paris führte. Im Jahre 1830 und 1831 wurde er indeß in diplomatischer Mission dorthin gesandt, unter Andern mit dem Auftrage, den neugewählten König zu begrüßen.

In diese Zeit fällt auch eine Art „Restauration“, wie Alexander von Humboldt es selbst nennt, seines Bruders Wilhelm. Derselbe war seit lange aus dem Staatsdienst in das Privatleben zurückgekehrt, dazu genöthigt durch Intriguen bedeutender Gegner — jetzt wurde er in den Staatsrath berufen und der schwarze Adlerorden ihm verliehen. —

In den folgenden Jahren war es endlich den beiden Brüdern vergönnt, für und miteinander zu leben. Wir entnehmen eine Schilderung dieses Verhältnisses einem über Wilhelm von Humboldt erschienenen biographischen Werke, in dem es heißt: „Den Bruder (Alexander) hatte er nun in der Nähe. Wie viel hatten sich die zu sagen, die so lange getrennt gewesen waren und aus Gründen, die man leicht erräth, nicht einmal schriftlich ihr Herz ausschütten konnten. Die Briefe, die sie einander schrieben, waren selten und öde, wie eine Landschaft ohne Wasser und ohne Grünes. Denn,

wie es zu gehen pflegt, sie theilten sich am Ende selbst das nicht mit, was sie ganz ungescheut hätten sagen dürfen. Mit welcher Freude mußte also Wilhelm den Bruder in die Heimath zurückkehren und ihn, den Jüngeren und Rüstigeren, neben sich seine Bahn fortschreiten sehen! Wir wissen, wie von Jugend an ihre Studien Hand in Hand gingen, wie auch auf weit auseinander führenden Bahnen Einer des Andern Richtung theilnehmend und mitgehend verfolgte, und wie selbst in ganz entgegengesetzten Forschungen die Verwandtschaft der Naturen und die Seite, an der sie sich berührten, erkennbar blieb. Wenn der Eine sich in die Gesetze des geistigen und geschichtlichen Lebens oder in Ueberreste verschwundener Völker und Sprachen vertiefte, und in seiner Thätigkeit manchmal wie auf einen Punkt gebannt schien, der Andere indeß sich die physische Welt in immer größerer Ausdehnung unterwarf, mußten Beide doch bei der Natur des Menschengeistes, bei den Menschenstämmen, bei der Verschiedenheit der Sprachen wieder zusammentreffen. Aber auch bei der größten Entfernung ihrer Thätigkeit konnte die gleich harmonische Bildung, ihre Denkart und Richtung, endlich selbst die Art und Schönheit ihrer Darstellungsweise die sichere Gemeinsamkeit des Ursprungs und den festen Zusammenhang ihrer Wesen bekunden. Auch schienen sie gemüthlich immer enger an einander gekettet zu werden. . . . . Den Bruder noch so rüstig zu sehen, mußte für Wilhelm v. Humboldt ein um so größeres Glück sein, als er daran die Hoffnung knüpfen durfte, daß die Herausgabe seines literarischen Nachlasses von diesem besorgt und überwacht sein werde." — —

Und es sollte den beiden edlen Brüdern nicht gar lange mehr vergönnt sein, mit einander zu leben.

Wilhelm von Humboldt lebte seit dem Tode seiner geliebten Gattin mit wenig Unterbrechungen in Tegel, in dessen Park die

theure Hingeschiedene beerdigt war. Seine Töchter waren bei ihm, und suchten ihm die Bürde des Alters nach Kräften zu erleichtern. Schon seit Jahren schrieb er des Zitterns wegen nicht mehr mit eigener Hand — in einem Briefe an Nicolovius vom 5. Februar 1835 finden wir eine Stelle, wo es heißt: „Ich bin kein Leidender, sondern führe vielmehr mit meinen Kindern und einsam zwischen Arbeiten und Träumen, in Erinnerungen der Vergangenheit und heiterm Denken an die Zukunft ein stillglückliches Leben." Aber in diesem Winter begann die Schwäche seines Körpers bedenklich zuzunehmen. — Dieffenbach und Rust, Berlins berühmteste Aerzte, behandelten ihn. Eine Erkältung, welche er sich am Geburtstage der gestorbenen Gattin an deren Grabe zugezogen, beeilte den Tod. Am 27. März trat zum ersten Male ein ohnmachtähnlicher Zustand ein, er wiederholte sich mehrere Male. Nach Eintritt eines heftigen oft mit Bewußtlosigkeit verbundenen Fiebers starb er am 8. April des erwähnten Jahres (1835) gegen 6 Uhr Abends, mit der scheidenden Sonne, in den Armen des geliebten Bruders. —

Wer möchte versuchen, den Schmerz zu schildern, den Alexander von Humboldt um den Tod eines solchen Bruders empfand! Wir wollen nur zwei seiner Briefe anführen, deren ersten er am 5. April an Varnhagen, deren zweiten am 10. April an Arago schrieb, sie drücken alles aus, was sich hier sagen läßt.

Der Brief an Varnhagen lautet: „Sie, mein theurer Varnhagen, der Sie den Schmerz nicht fürchten, und ihm sinnig in der Tiefe der Gefühle nachspüren, Sie müssen in dieser trauervollen Zeit einige Worte der Liebe, die Ihnen beide Brüder zollen, empfangen. Die Erlösung ist noch nicht erfolgt. Ich verließ ihn gestern Abend 11 Uhr, und eile wieder hin. Der gestrige Tag war weniger erschütternd. Ein halb soporöser Zustand, viel nicht

sehr unruhiger Schlaf, und bei jedem Erwachen Worte der Liebe, des Trostes, immer noch die Klarheit des großen Geistes, der alles faßt und sondert, seinem Zustande nachspäht. Die Stimme war sehr schwach, rauh und kindlich fein, daher man ihm noch Blutigel auf den Kehlkopf setzte. Völlige Besinnung!! „Denkt recht oft an mich," sagte er vorgestern, „doch ja mit Heiterkeit. Ich war sehr glücklich; auch heute war ein schöner Tag für mich! denn die Liebe ist das Höchste. Bald werde ich bei der Mutter sein, Einsicht haben in eine höhere Weltordnung." . . . . Mir bleibt keine Spur von Hoffnung. Ich glaubte nicht, daß meine alten Augen so viel Thränen hätten. Es dauert acht Tage."

Und der Brief an Arago ist der folgende: „J'ai eu le malheur de perdre mon frère avant-hier soir. Je suis dans le plus profond abattement. Dans les plus grands douleurs on pense à ceux qui nous sont le plus chèrs; je me sens un peu soulagé en vous écrivant . . . . Nous l'avons vu mourant pendant dix jours. Sa faiblesse avait cruellement augmenté depuis plusieurs semaines: un tremblement continuel s'était manifesté dans les membres; mais la pensée avait conservé toute son énergie. Il travaillait sans cesse: il laisse deux ouvrages à peu près achevés: l'un sur les langues de l'archipel indien, dérivant du sanscrit; l'autre sur l'origine et la philosophie de langues en général. Ces ouvrages seront publiés. Mon frère a légué ses manuscrits, des travaux commencés, la précieuse collection de ses livres à la bibliothèque publique. Il est mort d'une inflammation de poitrine, épiant avec une douloureuse sagacité les progrès du mal. C'ètait une haute intelligence et une âme pleine d'élévation et de noblesse. Je reste bien isolé etc. etc.

Wir glauben einer Anzahl unserer Leser eine Gefälligkeit zu erzeigen, wenn wir dieses edelmüthige Denkmal brüderlicher Liebe

hier in folgenden Worten deutsch wiedergeben: „Ich habe das Unglück gehabt, vorgestern Abend meinen Bruder zu verlieren — ich bin in tiefster Trauer. Wenn wir den größten Schmerz empfinden, erinnern wir uns an diejenigen, welche uns die theuersten sind, und ich fühle mich ein wenig erleichtert, indem ich an Sie schreibe. . . . .

Wir haben ihn zehn Tage lang sterben sehn. Seine Schwäche hatte seit mehreren Wochen gefährlich zugenommen, ein fortwährendes Zittern hatte sich in den Gliedern gezeigt, aber der Geist hatte seine ganze Energie bewahrt. Er arbeitete ununterbrochen und hinterläßt zwei beinahe vollendete Werke. Das eine über die Sprachen des indischen Archipelagus, die vom Sanscrit abstammen, das andere über den Ursprung und die Philosophie der Sprachen im Allgemeinen. Diese Werke werden veröffentlicht werden. Mein Bruder hat seine Manuscripte, begonnenen Arbeiten und seine werthvolle Büchersammlung der öffentlichen Bibliothek vermacht. Er ist an einer Brustentzündung gestorben, wobei er mit schmerzlicher Beharrlichkeit die Fortschritte der Krankheit fortwährend beobachtete. Er hatte eine hohe Intelligenz und eine Seele voll erhabener Anschauung und Adel. Ich bin recht allein u. s. w. u. s. w."

Der edle Todte wurde am 12. April unter der Theilnahme aller Klassen der Gesellschaft in dem Park seines Schlosses Tegel neben der Ruhestätte seiner Gattin beerdigt. —

Alexander von Humboldt suchte in dem Schooße seiner zweiten Mutter, der Wissenschaft, Trost für den großen Verlust. Die Hinterlassenschaft seines Bruders gab ihm zugleich Gelegenheit zu umfangreichen literarischen Arbeiten. Unter anderm beaufsichtigte er die Herausgabe der gesammelten Werke Wilhelms von Humboldt, ferner aber nahm ihn die Herausgabe von dessen großem Werke über die Kawi-Sprache, welche die königliche Akademie der

Wissenschaften übernahm, und bei der er sich hauptsächlich betheiligte, bedeutend in Anspruch. Außerdem hatte er noch viel mit der Herausgabe seiner asiatischen Reisewerke zu thun, sowie mit der Fortsetzung einer großen in französischer Sprache erschienenen Schrift, der „Kritischen Untersuchungen über die historische Entwickelung der geographischen Kenntnisse von der neuen Welt und die Fortschritte der nautischen Astronomie im 15. und 16. Jahrhundert", welches Werk von Ideler deutsch bearbeitet wurde. Außerdem schrieb er im Jahre 1838 einen Artikel „Ueber die Schwankungen der Goldproduction" in die deutsche Vierteljahrschrift, in den beiden folgenden Jahren zeichnete er eine hypsometrische Karte von den Gebirgen Mittelasiens.

Der Tod König Friedrich Wilhelms III. war wiederum ein Ereigniß, wodurch Humboldts Herz und Gemüth tief erschüttert wurde. Er hatte dem verstorbenen Monarchen so nahe gestanden, daß ihm seine hohen Tugenden zu innigster Ueberzeugung geworden waren. Der neue Fürst, schon seit lange dem größten Gelehrten des Landes mit aller Huld zugethan, ließ ihn nun noch in ein näheres Verhältniß zu sich treten — Humboldt wurde des Königs Vertrauter und Gesellschafter, eine Würde, wodurch beide Theile geehrt waren.

Ehe wir zu den höchsten äußerlichen Auszeichnungen kommen, welche Humboldt von Seiten seines Monarchen zu Theil wurden, haben wir noch anzuführen, daß er im Jahre 1840 seine „Akademischen Abhandlungen über die Besteigung des Chimborazo und über die mittlere Höhe des Continents" sowie ein „Kritisches Memoire über einige wichtige Positionen von Guyana" für den Druck vollendete; ferner nahm er die Arbeiten wieder auf, deren Kern den Inhalt seiner im Jahre 1828 gehaltenen Vorlesungen bildete, und beschloß er, eine allgemeine physische Weltbeschreibung

unter dem Titel „Kosmos" zu liefern — endlich wurde er noch Mitglied der Commission, welche die Herausgabe der Werke des großen Königs Friedrich besorgte.

Im Jahre 1842 begleitete er den König auf der Reise nach England zur Taufe des Prinzen von Wales — und in demselben Jahre empfing er die größte Auszeichnung von der Hand des Königs: er wurde nämlich zum Kanzler der Friedensklasse des Ordens pour le mérite ernannt. Diese Friedensklasse wurde vom König Friedrich Wilhelm IV. für die größten Gelehrten und Künstler gestiftet, und zwar sollte er nur an dreißig deutsche Gelehrte und Künstler verliehen werden, wozu noch eine kleine Anzahl von Ausländern kam. Alexander von Humboldt, der größte Gelehrte der neueren Zeit, wurde also Kanzler dieses Ordens.

Wir haben in diesem biographischen Theil unseres Buches wenig mehr zu sagen. In den Jahren 1843 und 1844 schrieb er die freien Vorträge aus dem Gedächtniß nieder, welche er im Winter von 1827—28 in Berlin gehalten hatte, sie wurden die Grundlage zu dem seither in drei Bänden erschienenen unsterblichen Werk „Kosmos." Ueber dieses wissenschaftliche Testament des großen Mannes an seine Nation sprechen wir im zweiten Theil unseres Buches ausführlicher, hier wollen wir nur noch anführen, daß es in Deutschland das Eigenthum fast jedes Gebildeten geworden ist, daß aber auch andere Nationen nach seinem Besitz verlangten und daß es fast in alle lebenden Sprachen übersetzt worden ist. Unter den mehreren französischen Uebersetzungen wird die von Galusky, unter den englischen die von Sabina für die beste gehalten.

Trotz seines hohen Alters ist Alexander von Humboldt, das zeigt seine letzte Arbeit, der „Kosmos", auf jeder Seite, noch von der glücklichsten und wunderbarsten Geistesfrische beseelt, sowie nicht minder von dem unwiderstehlichen Trieb, die Wissenschaft selbst

persönlich dort aufzusuchen, wo sie zu finden ist. So können wir anführen, daß er im Wintersemester von 1834—35 das Colleg besuchte, wo Böckh griechische Literaturgeschichte vortrug; ferner besuchte er Ritters Collegien über allgemeine Erdkunde, und mehr als einmal wurde der Anwesende in wichtigen Fragen von dem Vortragenden als entscheidende Autorität citirt. Welch ehrfurchtgebietendes, welch liebenswürdiges Bild, den Fürsten der Wissenschaft inmitten ihrer jüngsten Jünger zu sehen!

— — — — — — —

Wir kommen zu der zweiten Abtheilung unseres Werkes, zur specielleren Darstellung von Humboldts wissenschaftlicher Thätigkeit; wir mußten dieselbe natürlich auf einen möglichst kleinen Raum beschränken — um Humboldts wissenschaftliche Thätigkeit nur etwas mehr als in Umrissen zu schildern, würde man dicke Bücher schreiben müssen.

Der nachfolgende Abschnitt enthält ein Bild Alexanders von Humboldt des G e l e h r t e n, des F o r s c h e r s, des M a n n e s d e r W i s s e n s c h a f t, soweit als möglich in Verbindung mit seinem großen Hauptwerk, dem Kosmos, dargestellt. Einiges wenige, was wir bereits oben angedeutet, mußte in diesem Abschnitt nochmals mit ein Paar Worten wiederholt werden.

Neunter Abschnitt.

Alexander von Humboldt und die Wissenschaft. — Der Kosmos.

Von der Anschauung der uns umgebenden Thatsachen und Erscheinungen, in deren Kette die Menschheit, wie die einzelnen Völker und Menschen, mehr oder minder wichtige Glieder des Weltganzen bilden, ist die Auffassung der sittlichen und daher auch der religiösen, gesellschaftlichen und politischen Ordnung abhängig. Durch weitgreifende, folgenreiche Ereignisse, oder durch das beharrliche und ruhige Streben einzelner Völker oder begabter Männer unter allen gebildeten Nationen, oder endlich auch durch die außerordentliche Thätigkeit einzelner hervorragender Geister kann eine für das Leben der Menschheit wichtige Erweiterung der Weltanschauung herbeigeführt werden.

Alexander von Humboldt ist einer von den wenigen Menschen, welche mit geistiger Ueberlegenheit begabt und berufen sind, durch ihre reformatorische Thätigkeit das Menschengeschlecht mit sich fortzureißen und auf eine höhere Stufe der wissenschaftlichen und somit der sittlichen Bildung zu bringen. Gewöhnlich wird erst nach dem Tode solcher Männer die höhere Bedeutung ihres Strebens und Schaffens anerkannt. Alexander von Humboldt hat das Glück

gehabt, noch während seines Lebens weit über die Grenzen Europa's hinaus als Repräsentant der Wissenschaften erkannt und verehrt zu werden. Seinen Namen wird man auch in Jahrhunderten noch mit Achtung nennen, obgleich die Naturwissenschaften, als die Grundlage aller unserer Anschauungen, namentlich in der jetzigen Zeit sich mächtig fortentwickeln und bald selbst dasjenige Ziel weit überschreiten werden, das ihnen Humboldt mit prophetischer Hand vorgezeichnet hat. In allen Zweigen der Wissenschaft hat er geforscht und vergleichend das Wichtige und Unbedeutende, das Ganze und Einzelne zusammengestellt; Alles mit dem Blicke höherer Einsicht zusammenfassend, nur selten von dem zum Ziel führenden Wege abweichend und die unzählige Menge der einzelnen Thatsachen und Erscheinungen unter den höheren Gesichtspunct der gegenseitigen Abhängigkeit anordnend, enthüllt er oft wie durch einen Zauber dem Geiste das anscheinend bunte Gewirr der Erscheinungen in nicht geahnter Einfachheit. Die Masse der Thatsachen, welche sich seinem umfassenden Blicke darbietet, verwirrt oder zerstreut ihn nicht, sondern indem er den untergeordneten Erscheinungen ihre untergeordnete Stelle anweist und das Bedeutungsvolle, wenn es auch bisher verkannt worden war, oft mit kecker, immer aber mit sicherer Hand hervorhebt, — indem er vereinzelte Erfahrungen aus alter Zeit mit den neuesten Entdeckungen und Beobachtungen verbindet, findet er immer glücklich den Standpunct, von welchem aus alle Erscheinungen zugleich und in ihrem inneren und gesetzlichen Zusammenhange übersehen werden können. Er eröffnet dem menschlichen Geiste eine tiefe Einsicht in das geheimnißvolle Walten und Schaffen der Natur und weist in den scheinbar regellosen und der Willkür dahingegebenen Bewegungen und Erscheinungen in der Welt das Gesetzliche und Geistige auf eine so überzeugende Weise und mit einer so großen Klarheit und Einfachheit der

Sprache nach, daß auch dem Nichtgelehrten das Verständniß des von ihm ausgesprochenen Gedankens nicht entgehen kann. Die liebevolle Betrachtung und Erkenntniß der Natur, die er als Mittel zur sittlichen Erhebung des Menschen ansieht, strebt er zu einem Gemeingut der Menschheit zu machen, weil von ihnen im Grunde jeglicher Fortschritt des geistigen Lebens und der damit zusammenhängenden Einrichtungen bedingt oder getragen wird. Eben so sehr aber, als der außerordentliche Scharfblick Humboldts, ist auch seine ununterbrochene Thätigkeit und Ausdauer zu bewundern. Durch seine Reisen, welche mit großen Beschwerlichkeiten und Gefahren verbunden waren, lernte er aus unmittelbarer Anschauung das Naturleben von Amerika, Asien und Europa kennen und bereicherte die Wissenschaften mit einem so großen Schatz von Beobachtungen und Erfahrungen, daß derselbe noch jetzt nicht vollständig ausgebeutet worden ist; eine ganz neue und Humboldt eigenthümliche Betrachtungsweise unseres Erdkörpers und seiner Entstehung war gleichfalls eine unmittelbare Folge von Humboldts Reisebeobachtungen. — Wo auf dem Gebiete der Wissenschaft sich noch Lücken vorfanden, da bestrebte sich Humboldt mit unermüdlicher Ausdauer, dieselben auszufüllen, indem er ganz neue Wissenschaften, wie z. B. die Pflanzengeographie, die Klimatologie, die Hydrographie, die physische Weltbeschreibung und so weiter in das Leben rief oder eine neue sicherer zum Ziele führende Methode anbahnte. Seine Studien in den Werken der Alten und Neuen und seine literarische Thätigkeit waren enorm und die von ihm herausgegebenen und redigirten Werke bilden für sich allein eine bedeutende und inhaltschwere Bibliothek.

Bei weitem das wichtigste Werk Humboldts aber ist der Kosmos, dessen Bild dem Verfasser, wie er sich selbst darüber ausdrückt, in unbestimmten Umrissen fast ein halbes Jahrhundert lang

vor der Seele geschwebt, und in welches er den Kern seiner ganzen Lebenserfahrungen und Arbeiten, jedem Gebildeten verständlich, niedergelegt hat. An dieses große Werk wollen wir die Bemerkungen anknüpfen, welche Alexander von Humboldt in seiner geistigen Bedeutung für die Menschheit darstellen sollen.

Der Kosmos enthält eine physische Weltbeschreibung, wie sie vor Humboldt nicht gegeben worden ist, und verdankt seine Entstehung Vorlesungen, welche Humboldt zunächst zu Paris in französischer Sprache und später in dem Winter von 1827 auf 1828 zu Berlin deutsch über denselben Gegenstand gehalten hat. War schon die Begeisterung, mit welcher diese Vorträge in Paris aufgenommen worden waren, eine außergewöhnliche gewesen, so war in Berlin kein Saal groß genug, um die von weither zuströmende Menschenmenge zu fassen, so daß sich Humboldt gezwungen sah, seine Vorlesungen doppelt zu halten. Von vielen Seiten aufgefordert, dieselben dem Drucke zu übergeben, entschloß er sich, dieses Werk unter dem Titel „Kosmos" zu unternehmen, führte es aber erst in seinen späteren Lebensjahren aus, weil er durch seine Reise nach Centralasien und durch große dieser Reise folgende Arbeiten an der baldigen Herausgabe verhindert ward. Wenn daher auch die von Humboldt zu Paris und Berlin gehaltenen Vorträge über physische Weltbeschreibung den Kern des Kosmos bilden, so hat doch der Verfasser sowohl seine eigenen später gemachten Erfahrungen, als die Fortschritte der Wissenschaft überhaupt in dem Kosmos wohl berücksichtigt.

Der Inhalt des Kosmos zeigt uns den innern geistigen und gesetzlichen Zusammenhang in den Erscheinungen des großen Weltganzen, wie sich derselbe vor dem geistigen Auge Humboldts darstellt. Wir haben daher zugleich in dem Kosmos ein geistiges Bild des großen Verfassers und es wird denjenigen, welche Humboldts

wissenschaftliche Bedeutung kennen lernen wollen, ebenso erwünscht sein, als es in der Absicht des Verfassers, der sein Werk als Mittel geistiger Veredelung betrachtet, liegen muß, wenn wir hier in Umrissen den Inhalt des Kosmos darstellen.

Zunächst macht Humboldt darauf aufmerksam, daß durch einen veredelten Naturgenuß, bei welchem, mit Erkenntniß der in der Natur waltenden Kräfte und mit dem Verständniß des inneren Zusammenhangs der uns umgebenden Erscheinungen, auf ein höheres vernünftiges Walten hingewiesen wird, der Mensch selbst bewußter, freier, edler werden müsse. Die Ergebnisse der Naturforschung dürfen daher nicht allein in ihrem Verhältniß zu einzelnen Stufen der Bildung oder zu besonderen Bedürfnissen und Verwendungen des geselligen oder ökonomischen Lebens betrachtet, sondern müssen namentlich auch in ihren großen Beziehungen auf das Leben der gesammten Menschheit berücksichtigt werden. Durch die vermehrte Einsicht in den Zusammenhang der Erscheinungen muß der Genuß der Natur und dadurch das Wesen des menschlichen Geistes gehoben und veredelt werden.

Wie aber zwischen der staunenden, kindischen Freude der Völker des Alterthums über das mit zahllosen Sternen besetzte Himmelsgewölbe und dem alle Bewegungserscheinungen der Gestirne umfassenden Blicke eines Astronomen unserer Tage ein unendlicher Unterschied ist, so muß auch die Naturauffassung im Allgemeinen eine ganz andere sein bei den ungebildeten, im ersten Erwachen des Bewußtseins befindlichen Völkern und bei den gebildeten, unter denen alle Zweige der Bildung gleichzeitig angebaut werden. Beide empfinden bei der Betrachtung der Natur einen Genuß, der beglückend und veredelnd einwirkt; aber bei den ersteren besteht dieser nur in einer Ahnung des Einklangs, der in dem ewigen Wechsel der Erscheinungen in der Natur besteht, während für die letzteren

der Genuß aus der Einsicht in die Ordnung des Weltalls, aus der Erkenntniß der Einheit in der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen und des harmonischen Zusammenwirkens der physischen Kräfte entspringt. Insofern also von der Erkenntniß der Genuß der Natur abhängig ist, wird es kaum zwei Menschen geben, welche in gleicher Weise den Anblick der Natur genießen. Die unterste Stufe des Naturgenusses, unabhängig von der Einsicht in das Wirken der Naturkräfte, ja fast unabhängig von dem eigenthümlichen Charakter der umgebenden Gegend, nur durchdringend mit dem Gefühle der großen, schönen und freien Natur ist nichts als ein dumpfes Ahnen, ein unklares Gefühl von dem Bestehen der Natur nach ewigen inneren Gesetzen, gegen welche menschliche Macht sich nicht erheben, Nichts ausrichten kann. Und dennoch wirkt, je nach dem Zustand unserer Seele diese Art des Naturgenusses, das Hinaustreten in das Freie, wie die Sprache bezeichnend sagt, stärkend und erfrischend, wenn wir niedergedrückt waren von den Schlägen des Schicksals, oder erheiternd und besänftigend, wenn schmerzliche und leidenschaftliche Bewegungen die Tiefen des Geistes durchschüttern. Unter allen Himmelsstrichen und auf jeder Stufe der geistigen Bildung ist dem Menschen diese Wohlthat gewährt, welche aus dem bewußtlosen Gefühl einer höheren Macht und Ordnung entspringt.

Schon eine höhere, aber gleichfalls nur in dem Gefühl begründete Stufe des Naturgenusses ist diejenige, auf welcher wir den besondern Charakter einer Gegend mit Liebe und erhöhetem Gefühl betrachten. Diese Art des Genusses ist lebendiger, frischer und deshalb mehr für besondere Gemüthszustände geeignet. Ein ganz bestimmter Kreis von Ideen und Gefühlen wird durch die Naturerscheinungen geweckt und die Empfindung mächtig angeregt, je nachdem uns die Größe der Naturmassen im wilden Kampfe

oder in unbeweglicher Starrheit ergreift, oder die Oede der unermeßlichen Grasfluren und Steppen des nördlichen Asiens oder des neuen Continents uns in Erstaunen setzt, oder der Anblick der bebauten Fluren, die erste Ansiedelung des Menschen, von schroffen Felsschichten umringt am Rande des schäumenden Gießbachs uns freundlicheren Bildern hingiebt. Diese großen Naturscenen wirken nicht durch die eine höhere Macht verkündende Ruhe, sondern durch den eigenthümlichen Charakter der Landschaft, und selbst das Schreckliche wird ein erhabenes Schauspiel und eine Quelle des Genusses.

Wenn nun auch ein dumpfes, schauervolles Gefühl von der Einheit der Naturgewalten, von dem geheimnißvollen Band, welches das Sinnliche und Uebersinnliche verknüpft, bei allen Völkern gefunden wird, so ist doch die höchste Stufe des Naturgenusses diejenige, auf welcher der innerliche Zusammenhang der Erscheinungen nicht blos geahnt, sondern zum deutlichen, vernunftgemäßen Bewußtsein wird. Für diese Art des Naturgenusses hat Humboldt durch seine Schriften und durch Anregungen anderer Art vielseitig gewirkt und der Kosmos selbst ist vielleicht das beste Mittel, sich die Fähigkeit dieses veredelten und veredelnden Naturgenusses zu verschaffen. Denn durch die Naturschilderungen des Kosmos wird nicht nur eine mächtige Einwirkung auf das Gemüth, sondern auch die Erkenntniß der Naturerscheinungen in ihrer Ordnung und Gesetzmäßigkeit hervorgerufen.

Die Besorgniß, daß die Natur bei dem Erforschen des inneren Wesens ihrer Kräfte von ihrem geheimnißvollen Zauber, von ihrer Erhabenheit verlieren und der Naturgenuß durch das Naturwissen geschwächt werden müsse, löst sich auf, wenn wir bedenken, daß die Einsicht in den Zusammenhang der Erscheinungen die des denkenden Menschen würdige, höchste Stufe des Naturgenusses vermittelt, Geist und Gemüth erweitert und veredelt, Freu-

den höherer Intelligenz weckt und zum Anschauen des Geistigen und Gesetzlichen in der Welt führt. Durch das Erforschen der Natur werden gleichsam Organe, welche lange in uns geschlummert haben, geweckt und wir fühlen uns geistig und sittlich gehoben, wenn wir die Stellung des Menschen zu der ihn umgebenden Welt aus den bis jetzt erkannten Weltgesetzen beurtheilen.

Versuchen wir daher, wie Humboldt in seinem Kosmos gethan hat, ein allgemeines Naturgemälde, eine Darstellung der Weltordnung nach ihren beiden Sphären, der himmlischen und irdischen, zu entwerfen.

Dieses Gemälde beginnt mit den Tiefen des Weltbaues, in welchen wir nichts mehr erkennen, als die Gesetze der allgemeinen Schwere, mit den Regionen der fernsten Nebelflecken und Doppelsterne, und steigt allmählig durch die Sterneninsel, welcher auch unser Sonnensystem angehört, bis zu dem luft- und meer-umflossenen Erdkörper, seiner Gestalt, seiner Lebensthätigkeit, seinem Stoff, seiner Temperatur und magnetischen Spannung, seiner Lebensfülle von Pflanzen und Thieren, welche, vom Licht angeregt, sich an seiner Oberfläche entfalten, herab. So umfaßt dieses Weltgemälde die ungemessenen Räume des Himmels, wie die nur dem Mikroscop erkennbaren Organismen der Pflanzen- und Thierwelt. Alles Wahrnehmbare, das strenge Forschung in jeglicher Richtung bis zu jetziger Zeit erkannt hat, bildet das Material dieser Darstellung. Die Anordnung des Weltganzen, wie sie uns von Humboldt dargestellt wird, und die höhere kosmische Bedeutung, welche er auch Erscheinungen beilegt, die man früher von einem solchen Standpunkte aus nicht erklärte, müssen Geist und Gemüth des denkenden Menschen auf das Gewaltigste fesseln. — Das Weltgemälde beginnt nicht mit der Erde, weil diese als ein verhältnißmäßig unendlich kleiner Theil des Ganzen dem Ganzen

untergeordnet erscheinen muß; es beginnt mit dem, was die Himmelsräume erfüllt, mit der Vertheilung alles Geschaffenen, mit der Verbreitung des Stoffes. Diesen letzteren sehen wir theils zu rotirenden und kreisenden Weltkörpern von sehr verschiedener Dichtigkeit und Größe geballt, theils selbstleuchtend und dunstförmig als Lichtnebel zerstreut, entstanden und eingehüllt von einem unendlich feinen und durchsichtbaren, in dem ganzen Weltraume verbreiteten Aether oder, wie ihn Humboldt nennt, Weltdunst. Dieser Aether tritt bald in scharfbegrenzten, scheibenförmigen Lichtwölkchen auf, bald ergießt er sich formlos oder vielgestaltet, auch dem unbewaffneten Auge auf den ersten Anblick von den übrigen Himmelskörpern verschieden erscheinend, über große Räume des Himmels. Daß der ganze Weltraum wirklich mit diesem feinen Aether erfüllt ist, geht unläugbar aus den Beobachtungen hervor, welche man über die regelmäßig veränderte Umlaufszeit der Kometen gemacht hat. Freilich sind nicht alle Lichtwolken an dem Himmelsgewölbe bloße Verdichtungen von Weltdunst, sondern viele bestehen aus Sterngruppen, bei deren weiter Entfernung wir nicht mehr im Stande sind, die einzelnen Sterne zu unterscheiden und deren Licht uns daher zu einem matten Lichtwölkchen vereinigt erscheint. Aber wenn auch nach und nach eine bereits sehr große Anzahl solcher Nebelflecken als Zusammenhäufungen zahlloser Sonnen erkannt worden sind, so giebt es doch deren noch fast dritthalbtausend, in denen auch die raumdurchdringendsten Fernröhre einzelne Sterne nicht unterscheiden lassen. Diese Lichtwolken können nur als verdichteter Aether betrachtet werden, aus welchem möglicher Weise in vielen Tausenden von Jahren allmählig Sternengebilde sich zusammenballen. Denn aus der verschiedenartigen Dichtigkeit und Gestalt, aus der fortschreitenden Entwickelung, welche bei verschiedenen Nebeln von der größten Feinheit bis zu

Nebelsternen (feste Sterne, welche mit einer dunstförmigen Hülle umgeben sind) geht, können wir schließen, daß auch jene Himmelsräume in beständiger Entwickelung und Fortbildung begriffen sind, wenn wir auch dieselbe bei der kurzen Dauer unserer Beobachtungen noch nicht bemerken können. In dieser Beziehung besonders prachtvoll ist die von Humboldt beobachtete Zone des südlichen Himmels zwischen den Parallelkreisen vom 50°—80°, wo namentlich die beiden magelhanischen Wolken als ein wundersames Gemenge von Sternschwärmen, kugelförmigen Haufen von Nebelsternen verschiedener Größe und von unauflöslichen Nebelflecken, nach Humboldts Ausspruch, einen unvergeßlichen Eindruck auf den Beschauer machen.

Schreiten wir nun von der bald formlos zerstreuten und unbegrenzten, bald in Nebelflecken verdichteten dunstartigen Materie im unermeßlichen Himmelsraum zu den festeren, geballten Theilen des Weltalls, zu denjenigen Erscheinungen, welche man Gestirne oder Himmelskörper nennt, so finden wir schon in unserem Sonnensystem Körper von der verschiedensten Größe und Dichtigkeit. Am zartesten gewebt sind die Kometen, deren Masse vielleicht nie den fünftausendsten Theil der Erdmasse erreicht und die sich doch oft mehrere Millionen Meilen weit mit ihrem Schweife erstrecken.

Wie einzelne Nebelflecken in große Mengen von Sonnen aufgelöst worden sind, so bildet auch unsere Sonne im Verein mit den zahllosen Sternen, welche unsern nächtlichen Himmel schmücken, und deren entfernteste Menge ihr Licht zu dem matten Schimmer der Milchstraße zusammenfließen läßt, ein solches großes Sternensystem, eine Welteninsel in dem unendlichen Raum. Unsere Sonne, welche sich ungefähr in der Mitte dieser ziemlich linsenförmigen Sternenmasse befindet, bildet mit den Planeten, Trabanten und Kometen nur einen unendlich kleinen Theil in dem großen Ganzen. — Solcher Welteninseln aber sind bereits viele Tausende entdeckt, und es

liegt vielleicht nur an der Schwäche unserer Fernröhre, daß wir nicht noch viele andere kennen.

Zu unserem Sonnensystem rechnet Humboldt außer der Sonne, den Planeten, ihren Nebenplaneten und den Kometen auch noch den Ring des Thierkreislichtes und die Sternschnuppen. — Wenn man in dem Sonnengebiete die Region der kleinen Planeten oder Asteroiden zwischen den Bahnen des Mars und des Jupiter gleichsam als eine mittlere Gruppe betrachtet, so bieten die der Sonne näheren inneren Planeten (Merkur, Venus, Erde, Mars) manche Aehnlichkeiten unter sich und Verschiedenheiten mit den äußeren, der Sonne ferneren, jenseits der Asteroiden gelegenen Planeten (Jupiter, Saturn, Uranus, Neptun) dar. Die ersteren sind alle von mäßiger Größe, einer ziemlich bedeutenden Dichtigkeit, ziemlich gleich und dabei langsam um ihre Achse rotirend, minder abgeplattet und bis auf die Erde mondlos; die letzteren dagegen mächtig größer, fünfmal weniger dicht, mehr als zweimal schneller in der Rotation um ihre Achse, stark abgeplattet und mondreich; außer zwanzig Monden, welche diese vier äußeren Planeten umkreisen, finden wir noch beim Saturn das Wunder eines seinen Hauptplaneten frei umschwebenden festen Ringes. Die mittlere Planetengruppe weicht von dem Charakter der eben geschilderten Gruppen bedeutend ab durch ihre ineinander verschlungenen, stark geneigten und langgedehnten Bahnen und durch die beträchtliche Kleinheit ihrer Planeten. Die bis zum Jahre 1851 als dieser mittleren Gruppe angehörig entdeckten Planeten heißen: Ceres, Pallas, Juno, Vesta, Asträa, Hebe, Iris, Flora, Metis, Hygiea, Parthenope, Victoria, Egeria, Irene; seitdem sind noch einige andere entdeckt und in ihren Bahnen bestimmt worden. Wir kennen daher bis jetzt 24 Hauptplaneten und 21 Nebenplaneten in unserem Sonnensystem.

Bei weitem größer ist die Anzahl der unserem Sonnensystem

angehörigen Kometen, obwohl bei kaum 150 derselben die Bahnen berechnet sind und bei einer noch weit geringeren Anzahl die Rückkehr bereits beobachtet worden ist. — Sowohl die Gestalt der Kometen, die bald nur aus einem runden Nebel bestehen, in welchem jedoch immer eine festere Stelle als Kern oder Kopf erkennbar ist, bald einen oder mehrere Lichtschweife nach sich ziehen, als auch die Richtung und Größe ihrer Bahnen weichen eben sowohl von denen der Planeten als untereinander sehr bedeutend ab. Bei der äußerst geringen Masse derselben und bei der Erfahrung, daß ein Komet in den Jahren 1767 und 1779 durch das System der Monde des Jupiters hindurchging, ohne die geringste Störung hervorzubringen, müssen alle Befürchtungen vor einem etwaigen Zusammenstoß eines Kometen mit der Erde und einer daraus hervorgehenden Zerstörung der letzteren wegfallen. Von der großen Anzahl der Kometen beschreiben nur sechs ihre langgedehnten Bahnen innerhalb der Planetenbahnen; alle übrigen gehen weit über die letzteren hinaus, oft in undenkbare Fernen.

Außer den Planeten, Monden und Kometen — und hier kommen wir zu einer Ansicht, welche wir größtentheils dem geistigen Scharfblick Humboldts verdanken — rechnet A. v. Humboldt als die kleinsten der Asteroiden zu unserem Sonnensystem die Sternschnuppen, Feuerkugeln und Meteorsteine; er betrachtet sie als kleine mit planetarischer Geschwindigkeit sich bewegende Massen, die in dem Weltraum eben so gut ihre regelmäßigen Bahnen beschreiben, als die uns bekannten und berechneten Planeten. Wenn diese Massen auf ihrem Laufe in das Bereich der Schwerkraft der Erde gelangen, so werden sie von ihr angezogen, an den Grenzen unserer Atmosphäre leuchtend und vielleicht zerstört. Denn öfters lassen sie mehr oder minder erhitzte, auf ihrer Oberfläche mit einer schwarz glänzenden Kruste überzogene, steinartige Bruchstücke fallen, welche

bisweilen 10—15 Fuß tief in die Erde einschlagen oder noch hoch über der Erde mit einem lauten Getöse zerplatzen und ganze Landesstrecken mit Brocken von gleicher Beschaffenheit aber ungleicher Größe bedecken. Die enge Verwandtschaft der Sternschnuppen und Feuerkugeln geht für Humboldt daraus hervor, daß in den Zeiten der Sternschnuppenschwärme Feuerkugeln und Sternschnuppen gemischt fielen und daß bisweilen Feuerkugeln, welche bedeutende Meteorsteine herabschleuderten, unter einem sehr geringen Durchmesser beobachtet wurden und sich daher in einer sehr bedeutenden Höhe befinden mußten. Doch bleibt nach Humboldt die formbildende Kraft in dieser Erscheinung noch zu erforschen und es ist bis jetzt zweifelhaft, ob die Theilchen, welche die dichten Massen der Meteorsteine bilden, ursprünglich wie bei den Kometen dunstförmig auseinander liegen und sich erst zusammenziehen, wenn sie für uns zu leuchten beginnen, und ob auch aus den Sternschnuppen etwas Festes herabfalle oder nur ein höherauchartiger eisen- und nickelhaltiger Meteorstaub.

Die größten Meteorsteine, welche wir bis jetzt kennen, haben eine Länge von 7—7 $^1/_2$ Fuß. Die Höhe der Sternschnuppen, d. h. des Anfanges und Endes ihrer Sichtbarkeit ist überaus verschieden und beträgt 4—35 Meilen, ihre relative Geschwindigkeit 4—9 Meilen in der Secunde. Die Annahme eines ursprünglichen Daseins dieser kleinen planetarischen Körper in dem Weltraume wird von Humboldt ungemein wahrscheinlich gemacht durch Hinweisung auf die regelmäßig wiederkehrenden Sternschnuppenschwärme vom 9.—14. August und vom 12.—14. November, welche nur durch die Hypothese erklärt werden können, daß ein Ring, aus zahllosen kleinen Weltkörpern gebildet, bald dicht gedrängt, bald in lockeren Massen, sich um die Sonne bewege und an den oben genannten Tagen die Erdbahn schneide.

Durch einen ähnlichen rotirenden Ring aus dunstartigem Stoffe, der über die Erdbahn hinaus sich erstreckt, erklärt Humboldt das Zodiakal- oder Thierkreis-Licht, welches in den tropischen Gegenden allnächtlich als eine mild glänzende Pyramide einen Schmuck der tropischen Nächte ausmacht und auch bei uns, aber freilich nur selten und schwach, im Anfange des Frühlings nach der Abenddämmerung am westlichen Himmel und zu Ende des Herbstes vor der Morgendämmerung am östlichen Himmel bemerkt werden kann. Die Annahme, daß dieser Nebelring des Thierkreislichtes als ein Theil der weit ausgedehnten Sonnenatmosphäre zu betrachten sei, wird nach Untersuchungen über die letztere von Humboldt sehr zweifelhaft gefunden.

Alle in dem Vorhergehenden erwähnten Himmelskörper, — die Planeten mit ihren Monden, die Kometen mit ihren oft Jahrtausende dauernden Umlaufszeiten, die meteorförmigen Planetoiden, die einzeln oder in einem geschlossenen Ring zusammengedrängt ihre Bahnen wandeln, der leuchtende Nebelring des Zodialkallichtes — werden beherrscht durch die anziehende Kraft der Sonne und kehren, so verschieden auch das Maaß ihrer Geschwindigkeit, Größe und Masse ist, immer wieder zur Sonnennähe in ihren Bahnen zurück. Die Sonne kann daher in Beziehung auf diese großen oder kleinen, dichten oder fast nebelförmigen Himmelskörper als ruhend oder wenigstens als kreisend um den gemeinschaftlichen Schwerpunkt des ganzen Systems, welcher bisweilen in die Sonne selbst fällt, bisweilen in ihrer Nähe liegt, gedacht werden.

Aber ganz verschieden von dieser Erscheinung ist die fortschreitende Bewegung unseres ganzen Sonnensystems in dem Weltraume. Diese erfolgt so schnell, daß wir mit der Sonne zugleich während eines Tages die kaum denkbare Entfernung von 834,000 geographischen Meilen zurücklegen. Dennoch aber würden wir bei der

unbegreiflichen Entfernung der Fixsterne diese Bewegung nicht merken, wenn nicht durch die bewunderungswürdige Genauigkeit der astronomischen Meßinstrumente und die Fortschritte der beobachtenden Astronomie dieses Fortschreiten uns dargethan worden wäre, ungefähr auf dieselbe Weise wie wir das Fortrücken eines Schiffes an der scheinbar veränderten Lage der Gegenstände des Ufers erkennen. Verknüpfen wir mit dieser Thatsache der aus der wirklichen Bewegung unseres Sonnensystems hervorgehenden scheinbaren Bewegung der Fixsterne die Möglichkeit einer wirklichen Bewegung aller Sonnen; nehmen wir dazu noch die Beobachtung der regelmäßigen Bahnen der um einen gemeinsamen Schwerpunkt sich bewegenden doppelten und mehrfachen Sterne, die weit über die Gränzen unseres Sonnensystems hinaus durch ihre Bewegung uns die Gültigkeit des Gesetzes der allgemeinen Schwere für die ganze Schöpfung zeigen; erinnern wir uns daran, daß neue Sterne an dem Himmel erglüht sind und daß man demgemäß auch wohl ein Erlöschen der Sterne annehmen darf: — so geht daraus hervor, daß der Anblick des gestirnten Himmels, d. h. die gegenseitige Lage der Sterne und Nebelflecken und die Vertheilung der Lichtmassen, kurz die landschaftliche Anmuth des Himmels allmähligen Veränderungen im Laufe der Jahrtausende unterworfen ist. Die Festigkeit und Ruhe, welche wir mit dem Fixsternhimmel verbunden zu denken gewohnt waren, löst sich plötzlich in eine allgemeine Bewegung auf, und wir können uns keine Masse in dem Weltraume denken, die nicht in diese allgemeine Bewegung mit fortgerissen würde. So ist es möglich und wahrscheinlich, daß Sterne der Milchstraße durch ein scheinbares Auseinanderrücken der letzteren an derjenigen Stelle, gegen welche sich die Erde mit der Sonne bewegt, unserem unbewaffneten Auge sichtbar würden, was Humboldt ein Aufbrechen der Milchstraße nennt; und ebenso kann das

Landschaftliche des Sternenhimmels durch das Auflodern neuer Sterne, welche noch nicht die Zeit gehabt haben, ihr Licht bis zu uns zu senden, sehr verändert werden. Denn wenn auch das Licht in einer einzigen Stunde die Entfernung von 148 Millionen Meilen zurücklegt, so braucht es doch schon von verhältnißmäßig nahe liegenden Fixsternen Jahre, um zu uns zu gelangen, und nach Herschel zwei Millionen Jahre, um von den entferntesten Lichtnebeln unser Sonnensystem zu erreichen. Der Anblick des gestirnten Himmels bietet uns daher Ungleichzeitiges, und das Leuchten der entfernten Himmelskörper bleibt nach der Kenntniß, welche wir von der Geschwindigkeit des Lichts haben, das älteste sinnliche Zeugniß von dem Dasein des Stoffes.

Wenn auch diese erhabene und wohlgeordnete Auffassung und Darstellung des uns umgebenden Weltalls und seiner einzelnen Erscheinungen, wie wir sie nur in Umrissen wiedergeben konnten, nicht allein aus Humboldts Nachdenken und Arbeiten hervorgegangen ist, sondern mit ihm zugleich und ihm voraus viele andere geistig hochbegabte Männer gearbeitet und glücklich aufgefunden haben, so hat er doch mit lebhafter Theilnahme die große Fortschrittsperiode der Astronomie seit dem Anfange dieses Jahrhunderts, hervorgerufen durch eine Reihe neuer und glücklicher Entdeckungen und durch scharfsinnige Verbesserungen an den Meßinstrumenten, mit durchlebt, selbst beobachtend, vergleichend, zusammenstellend und anregend, und hat sicher das Verdienst, zuerst die Meinung begründet zu haben, daß die Sternschnuppen, Feuerkugeln u. s. w. nicht, wie man in früheren Jahrhunderten auch von den Kometen glaubte, tellurischen oder meteorologischen, sondern kosmischen Ursprungs seien, und daß das Thierkreislicht, eine noch in dem vorigen Jahrhundert kaum beachtete Erscheinung, gleichfalls aus einem kosmischen Nebelring bestehe.

Aus jenen unermeßlichen Räumen des Himmels mit ihren unzählbaren Sonnen kommen wir nunmehr mit Humboldt herab auf die heimische Erde, den Wohnsitz des menschlichen Geschlechtes. Durch das geheimnißvolle Band der Schwere, des Lichtes und der Wärme ist die Erde nicht nur mit der Sonne, sondern auch mit den übrigen Fixsternen und dem Weltraume verknüpft.

Hier kommen wir recht eigentlich auf das wissenschaftliche Feld Humboldts; denn den größten Theil seines Lebens hat er mit unermüdlicher Anstrengung und Ausdauer unter mancherlei Gefahren, aber auch mit einem seltenen Scharfblick und einer nicht gewöhnlichen Vergleichungsgabe die tellurischen Verhältnisse zu erforschen sich bestrebt. Die vergleichende Betrachtung der Gestalt der Erde, ihrer mittleren Dichtigkeit, ihres Wärmegehalts, ihrer electro-magnetischen Kraft führt ihn sogleich auf diejenige Kraft, welche Bedingung für alle diese Erscheinungen ist, auf die Reaktion der unterirdischen Erdwärme gegen die Erdrinde. In dieser Kraft erblickt er nicht bloß die Ursache der jetzt noch vorkommenden mächtigen vulkanischen Ausbrüche, der Erdbeben, heißen Quellen u. s. w., sondern auch die Bedingung für diejenige Gestalt der Oberfläche der Erde, welche wir kennen. Durch dieselbe Kraft wurden in längst vergangenen Zeiten aus Spalten der Erdrinde mächtige Ströme geschmolzener Gesteine emporgetrieben und zu Gebirgen und Hochebenen (Welttheilen) gebildet, deren Form und Begrenzung allmählig durch die auflösenden und auswaschenden Flüssigkeiten der Erde modificirt worden ist. Dieselben Erscheinungen, welche damals im Großen eingetreten sind, wiederholen sich noch jetzt in kleinerem Maßstabe, und durch die vergleichende Zusammenstellung dieser Thatsachen unter Beachtung der Thiere- und Pflanzenreste, welche sich in dem aus dem Wasser niedergeschlagenen oder von demselben zusammengeschwemmten Gesteinen vorfinden, ist Alexander

von Humboldt recht eigentlich der Begründer der neuen Geognosie geworden.

Bevor Humboldt zur Darstellung unseres Erdkörpers in allen seinen Verhältnissen übergeht, macht er auf den Unterschied, welcher zwischen der Natur unseres Wissens von irdischen Gegenständen und unserer Kenntniß des Himmelsraumes und seines Inhaltes stattfindet, und auf den Vorzug aufmerksam, den das Wissen, das einen heimathlichen Ursprung hat, vor der Beschreibung des Himmels zeigt. Wenn wir auch im Stande sind, von den fernschimmernden Nebelflecken herab bis zu unserer Sonne und ihren zahlreichen Begleitern die Massen und Dichtigkeiten der Himmelskörper zu bestimmen, so können wir doch nicht die geringste Lebensregung auf ihnen deutlich wahrnehmen, sondern höchstens vermuthen.

Einen unermeßlichen, die Weltanschauung erhöhenden Schatz von physischer Erkenntniß verdanken wir der Oberfläche des Planeten, den wir bewohnen, und zwar weit mehr dem festen als dem flüssigen Theil desselben. Dennoch ist aber auch auf der Erde der Raum, von welchem unsere ganze Kenntniß der Verschiedenartigkeit der Stoffe und materiellen Erscheinungen hergenommen ist, nur ein sehr beschränkter, denn er besteht nur aus den obersten Schichten der Erdrinde, welche uns durch spaltenartige Thäler oder durch die Arbeiten der Menschen in Bohrlöchern oder bergmännischen Gruben aufgeschlossen worden sind. Diese Arbeiten erreichen keine größere Tiefe, als ungefähr den 10,000. Theil des Erdhalbmessers, während schon die aus feuerspeienden Bergen ausgeworfenen Lavamassen gewiß aus sechzigmal größerer Tiefe emporsteigen. Betrachten wir aber selbst den Abstand der höchsten Berggipfel von den bis zu 6000 Fuß unter den Meeresspiegel eingesunkenen Steinkohlenmulden, so ist derselbe dennoch nicht größer als der 524. Theil des Erdhalbmessers. Alles was unter der Meeresfläche liegt

oder tiefer als die oben angeführten Mulden, die Arbeiten der Menschen oder der vom Senkblei erreichte Meeresgrund (den man an einzelnen Stellen in einer Tiefe von 25,400 Fuß noch nicht gefunden hat), ist uns ebenso unbekannt, als das Innere der anderen Planeten unseres Sonnensystems. Die Masse der ganzen Erde und ihre mittlere Dichtigkeit ist wohl bekannt, aber über die Tiefe, in welcher die Gesteinmassen als zähe oder geschmolzene Flüssigkeiten zu betrachten sind; über den Zustand der Flüssigkeiten, wenn sie unter einem ungeheuren Drucke glühend werden, über das Gesetz der Dichtigkeit von der Oberfläche der Erde aus nach ihrem Mittelpunkte zu, können nur Vermuthungen aufgestellt werden.

Den einzigen Weg, tiefer in die Erkenntniß des Erdinnern einzudringen, bietet die vergleichende Betrachtung und Erforschung aller derjenigen Erscheinungen, welche mit der nach dem Inneren unseres Planeten zunehmenden Wärme im Zusammenhange stehen. Solche Erscheinungen sind Erdbeben, Ausbrüche von Gas, Wasser, Schlamm und Lava, langsame Hebungen und Senkungen großer Landesstrecken, Reste von vorweltlichen, in einem heißen Klima entstandenen Thieren und Pflanzen, die Stoffe und Hebungen der verschiedenen Gebirgsketten und anderes mehr.

Durch die Reaktion des Erdinnern gegen die äußere Rinde aber hat die Erdoberfläche nicht blos ihre jetzige Gestalt nach und nach erhalten, sondern dieselben Mächte, welche Gebirge bis zur Schneeregion erhoben, haben auch Felsmassen in ihrem Stoffe umgewandelt und die Lage von Gestein-Schichten geändert, welche aus reichbelebten, mit organischen Stoffen erfüllten Flüssigkeiten sich abgesetzt oder niedergeschlagen haben, und wir können noch deutlich die Reihenfolge der einzelnen Formationen, die ihrem Alter nach übereinander gelagert sind, und ihre Abhängigkeit von den Gestaltveränderungen der Erdoberfläche durch hebende Kräfte oder durch

die chemischen Einwirkungen der aus den Erdspalten hervorbrechenden Dämpfe und Gase, erkennen. Die Form und Gliederung der trocken gelegten, aus dem Meere emporgehobenen und einer üppigen Pflanzendecke fähigen Theile der Erdrinde aber stehen in beständiger Abhängigkeit und Wechselwirkung mit dem sie einschließenden Meere, welches der hauptsächlichste Sitz des thierischen Lebens sein muß. Land und Meer aber wiederum werden bedeckt von dem Luftmeere, in welchem die Bergketten und Hochebenen mannichfaltige Strömungen und Temperaturwechsel erzeugen, Feuchtigkeit in Wolken sich ansammelt und als Regen herabströmt, der auf der über das Meer gehobenen Bodenfläche durch strömendes Wasser Bewegung und Leben verbreitet. Von diesen Verhältnissen aber ist die Verbreitung der Thier- und Pflanzenwelt abhängig, und zwar in einem sehr viel höheren Grade, als die Verbreitung von Menschenstämmen und Völkerschaften, die großentheils durch die Stufe der geistigen Ausbildung und Gesittung und der daraus gewöhnlich hervorgehenden politischen Uebermacht bedingt wird.

Auf diese Weise macht Humboldt, ehe er zu der Darstellung der einzelnen Erscheinungen der Erde übergeht, klar, daß alle tellurischen Verhältnisse eng verkettet und in gegenseitiger Abhängigkeit von einander sind, so daß z. B. die Gestalt der Erdoberfläche durchaus nicht ohne Einfluß auf die Verbreitung der Thiere und Pflanzen ist.

In der nun folgenden Schilderung der einzelnen tellurischen Erscheinungen beginnt Humboldt mit der Gestalt und den Raumverhältnissen unseres Planeten. Die Gestalt der Erde bezeugt nach ihm die Art ihrer Entstehung, ist ihre Geschichte. Die Erde ist ein elliptisches Rotationssphäroid, d. h. ein kugelähnlicher, an zwei diametral gegenüber liegenden Punkten abgeplatteter Körper, wie er entstehen würde, wenn eine flüssige Masse unabhängig von allen

äußeren Einwirkungen, eine Drehung um sich selbst hätte. Aus dieser Gestalt kann daher zurückgeschlossen werden, daß die Erde früher eine weiche und flüssige Masse gewesen sein muß. Man hat drei Wege eingeschlagen, um die Krümmung der Erdoberfläche genauer zu ergründen und es ist dieselbe aus Gradmessungen, aus Pendelschwingungen und aus gewissen Ungleichheiten der Mondbahn bestimmt worden.

Die erste Methode ist unmittelbar die geometrisch-astronomische, in den beiden anderen wird aus zwei genau beobachteten Bewegungen auf die Kräfte geschlossen, welche diese Bewegungen erzeugen und von diesen Kräften auf die Ursache derselben, auf die Abplattung der Erde. Die Vergleichung von 11 Gradmessungen, von denen drei außereuropäische sind, hat die Abplattung von $^1/_{299}$ ergeben, so daß der Durchmesser von einem Pol zum andern fast $5^3/_4$ geographische Meilen kürzer ist, als ein Aequatorialdurchmesser. Aus den Störungen, welche der Mond in seiner Bahn durch die nicht vollständig kugelförmige Gestalt der Erde erleidet, geht nahe dasselbe Ergebniß hervor, während aus den Pendelversuchen im Ganzen eine weit größere Abplattung ($^1/_{288}$) sich ergiebt. Die Abplattung, welche aus den Ungleichheiten der Mondbahn geschlossen wird, gewährt den Vorzug, daß sie eine mittlere, dem ganzen Planeten zukommende ist, was die Bestimmung aus Gradmessungen nicht leistet, und beweiset zugleich, mit der Rotationsgeschwindigkeit verglichen, die Zunahme der Dichtigkeit der Erdschichten von der Oberfläche gegen den Mittelpunkt hin. Die nördliche und südliche Erdhälfte zeigen unter gleichen Breitengraden ungefähr dieselbe Krümmung der Erde; für einzelne Theile der Erdoberfläche aber ist das Ergebniß der Beobachtungen so verschieden, daß sich die wirkliche Gestalt der Erde zu ihrer mathematisch-regelmäßigen so verhält, wie die Oberfläche eines bewegten zu der eines ruhigen Wassers.

Nachdem man so die Erde gemessen hat, ist sie auch gewogen worden und man hat durch Pendelschwingungen und Bleiloth auf verschiedene Weise gefunden, daß ihre mittlere Dichtigkeit 5,44 beträgt, d. h. daß die letztere die Dichtigkeit des Wassers um so viel Mal übertrifft. Diese auffällig geringe Dichtigkeit, welche selbst sehr berühmte Physiker zu widersprechenden und oft ganz fabelhaften Ansichten verleitet hat, wie zum Beispiel zu der, daß die Erde eine große Hohlkugel sei, ist von Humboldt von einem neuen Gesichtspunkte aus betrachtet worden; seine Betrachtungsweise hat sich allgemein Bahn gebrochen. Da nemlich durch die Erfahrungen, welche man bei dem artesischen Brunnen und anderen Bohrlöchern gemacht hat, in der oberen Erdrinde die Wärme im Durchschnitt mit einer senkrechten Tiefe von je 90 Fuß um einen Grad der hunderttheiligen Thermometerscala zunimmt und daher bereits, wenn diese Zunahme eine beständige ist, in einer Tiefe von $5^1/_5$ geographischen Meilen eine Granitschicht geschmolzen sein müßte, und die Ausdehnung durch die Wärme gegen den Mittelpunkt zu den Druck der darüber liegenden Schichten aufheben würde; — so braucht man keineswegs anzunehmen, daß schon in verhältnißmäßig geringer Tiefe der Erde selbst flüssige und luftförmige Stoffe durch den Druck der überliegenden Schichten so stark verdichtet werden müßten, daß sie an Härte unser Platin überträfen.

Die Ansicht Humboldts, daß das Innere der Erde eine heißflüssige Masse sei, um welche sich allmählig durch Abkühlung eine feste Schale von nicht genau bestimmbarer Dicke gebildet habe, ist jetzt allgemein angenommen. Demnach befinden wir uns auf der Oberfläche der Erde zwischen der Glühhitze der unteren Schichten und dem Weltraume, dessen Temperatur wahrscheinlich unter dem Gefrierpunkt des Quecksilbers ist. Durch Ausstrahlung an den Weltraum verliert die Erde einen Theil der Centralwärme, ein

Verlust, welcher zur Zeit der ältesten Erdrevolutionen bei einem größeren Temperaturunterschied sehr beträchtlich gewesen sein muß, jetzt aber wahrscheinlich durch die der Erde zukommende Sonnenwärme ausgeglichen wird. Seit den geschichtlichen Zeiten ist eine Wärmeabnahme der Erde für unsere Instrumente nicht meßbar. Nach Beobachtungen von Mondfinsternissen und nach Vergleichung derselben mit der Umdrehungsgeschwindigkeit der Erde kann nachgewiesen werden, daß die mittelbare Wärme des Erdkörpers seit 2000 Jahren nicht um $^1/_{170}$ Grad verändert worden ist; denn wäre dieses geschehen, so müßte sich die Erde um so viel zusammengezogen haben, daß die Umdrehungsgeschwindigkeit vermehrt und die Tageslänge, wenn auch um ein sehr Geringes, vermindert worden wäre, was aber nicht sein kann, weil sonst die Zeitangaben über jene in alten Zeiten beobachteten Mondfinsternisse nicht mehr mit unseren Berechnungen dieser Finsternisse übereinstimmen könnten. Wir scheinen uns daher wirklich in dem Zustande der Erde zu befinden, in welchem diese durch Erkältung an den Weltraum eben so viel Wärme verliert, als ihr durch die Sonne mitgetheilt wird. Möglicher Weise hat das Menschengeschlecht den Planeten erst betreten, nachdem dieser Zustand eingetreten war.

Weit beträchtlicher und sehr bemerkbar sind die Wärmebewegungen, welche auf der Erde durch die Verschiedenheit des Sonnenstandes und der Jahreszeiten entstehen. Bei der einen dieser Bewegungen dringt alljährlich einmal in täglichen Schwingungen die Wärme von den oberen Erdschichten nach den unteren ein und strömt auf demselben Wege von unten nach oben wieder aus, bei der anderen bewegt sich die in den Aequatorialgegenden eingedrungene Wärme in dem Inneren der Erdrinde gegen die Pole hin und verliert sich dort in den Luftkreis oder in den fernen Weltraum.

Eng verbunden und in einer inneren Verwandtschaft mit die-

sen Wärmebewegungen ist die geheimnißvolle Kraft des Erdmagnetismus, mit deren Erforschung A. v. Humboldt während seines ganzen Lebens sich eifrig beschäftigt hat. Für die richtige Erkenntniß dieser Kraft verdanken wir Humboldt unendlich viel, weil durch seine Thätigkeit und seinen Einfluß in allen Theilen der civilisirten Welt, ja über dieselbe hinaus, zahllose magnetische Beobachtungswarten eingerichtet worden sind.

Der Erdmagnetismus bringt hauptsächlich zwei Erscheinungen an der Magnetnadel hervor, zunächst nämlich, daß eine frei schwebende Nadel eine ganz bestimmte Richtung annimmt, und dann, daß sie mit einer gewissen Kraft in dieser Richtung verharrt oder in dieselbe zurückkehrt, wenn sie gestört wird. — Die horizontal aufgestellte Magnetnadel zeigt nun keineswegs genau nach Norden, sondern weicht, wenn man z. B. in der Nähe des Aequators die Erde umkreiset, bis zu 20 Grad von dieser Richtung ab, jedoch so, daß diese Abweichung fast überall verschieden ist und zweimal gänzlich wegfällt. Man nennt diese Abweichung die Declination der Magnetnadel; diejenigen Linien auf beiden Halbkugeln, welche man durch eine Verbindung aller Orte von gleicher Declination erhält, heißen magnetische Meridiane, und diejenigen Punkte, wo die magnetischen Meridiane auf beiden Halbkugeln zusammen zu treffen scheinen, die magnetischen Pole, von denen der eine im nördlichen Amerika, der andere zwischen Neuholland und dem Südpole liegt. Die Declination für jeden Ort auf der Erde kann auf dreierlei Weise geändert werden. Zunächst erleidet sie säculare Schwankungen, d. h. sie rückt im Laufe der Jahrhunderte weiter, vielleicht in einer großen Drehung um den Erdpol herum; die Beobachtungen sind noch nicht alt und reich genug, um Genaueres zu bestimmen. Die zweite Schwankung findet täglich Statt, ist sehr klein, aber sehr regelmäßig und scheint von dem Stande der

Sonne abhängig zu sein. Die dritte Art der Schwankungen ist unregelmäßig, tritt gewöhnlich bei starken Nordlichten, welche Humboldt magnetische Ungewitter nennt, am stärksten ein und ist oft sehr weit verbreitet.

Hängt man eine Magnetnadel in ihrem Schwerpunkt auf, so zeigt sie an jedem Ort der Erde eine bestimmte Neigung gegen den Horizont von 0—90 Grad; bei uns beträgt diese Neigung ungefähr 67 Grad. Man nennt eine solche Nadel eine Inclinationsnadel, und die Linien, welche man erhält, wenn man die Orte gleicher Neigung der Nadel mit einander verbindet, Inclinationslinien. Die Linien aber von gleicher Neigung und gleicher Abweichung heißen isoklinische und isogonische Linien.

Die zweite wichtige Erscheinung der Magnetnadel ist die Kraft, mit welcher sie in ihrer Richtung zu beharren strebt und auch diese nimmt ungleichförmig von den magnetischen Polen nach dem Aequator zu ab, ohne jedoch gänzlich aufzuhören. Die Linien, welche gleiche Stärke des Erdmagnetismus angeben, nennt man isodynamische.

Als einen unmittelbaren Ausfluß des Erdmagnetismus betrachtet Humboldt das Polar- oder Nordlicht, und nennt es daher, wie wir schon angegeben, eine Folge eines magnetischen Ungewitters, dessen Erscheinen durch die Unregelmäßigkeit in dem Gange der Magnetnadel vorausverkündigt wird und gewissermaßen als eine Entladung der magnetischen Kraft der Erde an ihren Polen und als ein Selbstleuchtendwerden unseres Planeten zu betrachten ist. Bei dieser Gelegenheit erwähnt Humboldt, daß die Erde auch noch auf andere Weise, unabhängig von der Sonne, in den Zustand des Lichtausstrahlens versetzt werden könne, wie z. B. durch das öfters beobachtete Leuchten von Wolken und trockenen Nebeln, durch das

Erglänzen einer dem unbewaffneten Auge unsichtbaren Thierwelt in dem Meere, besonders in tropischen Gegenden u. s. w.

Da Temperaturveränderungen magnetische und electrische Strömungen hervorbringen, so findet Humboldt einen inneren Zusammenhang der eigenen Wärme unseres Planeten mit seinen electromagnetischen Strömungen und seinem Selbstleuchten.

Von diesen Erscheinungen des Magnetismus geht Humboldt weiter zu denjenigen über, welche die Erdwärme auf die Erdmasse und deren Bildung hervorgebracht hat und zeigt, daß die Lebensthätigkeit des heißflüssigen Erdkerns nach außen als die Hauptquelle der geognostischen Erscheinungen zu betrachten sei. Hiermit gelangen wir auf das Gebiet der vulkanischen Erscheinungen, welche von Humboldt mit so großer Vorliebe während seines ganzen Lebens bearbeitet und erforscht worden sind und in denen er mit Leopold von Buch der Wissenschaft einen ganz neuen Weg vorgezeichnet hat.

Die neuere Geognosie hat dadurch einen so großen Fortschritt gemacht, daß sie eine Menge von Erscheinungen, welche sich auf den ersten Anblick als sehr verschiedenartig zeigten, als innig verkettet darstellt und für alle eine gemeinsame Grundursache aufgefunden hat. Hauptsächlich dem umfassenden Scharfblicke Humboldts und seiner Fähigkeit, Einzelnes unter den Gesichtspunkt des gesetzmäßigen Ganzen zusammen und aneinander zu reihen, verdanken wir diesen Fortschritt. —

Die Erdbeben, die Hebung ganzer Theile der Erdrinde mit stoffhaltigen Ergüssen von gasförmigen und tropfbaren Flüssigkeiten, von heißem Schlamm und geschmolzenen Erden, die sich als Gebirgsarten erhärten, — dies Alles verschmilzt Humboldt in dem einen Begriff des Vulkanismus oder Reaktion des Innern eines Planeten gegen seine Rinde oder Oberfläche. Er läßt uns über-

zeugend erkennen, daß in den Tiefen der Erde nicht nur der Keim der erschütternden Bewegungen über große Länderstrecken, der allmähligen Erhebung oder Senkung ganzer Welttheile, des Aufbaues gewaltiger Bergketten auf langen Erdspalten, der noch jetzt stattfindenden vulkanischen Ausbrüche und der Erzeugung neuer Mineralien zu suchen, sondern daß wahrscheinlich auch durch mächtige Ausströmungen von kohlensaurem Gas in der Urwelt das großartige Pflanzenleben befördert worden sei, dessen Reste wir noch als Stein- und Braunkohlen, ein unerschöpfliches Material von Brennstoff, in den obern Schichten begraben finden. Wenn man von diesem Gesichtspunkt ausgeht und demgemäß die heißflüssige Masse des Erdkerns in ihrem Verhalten gegen die feste Erdrinde, deren Dicke je nach örtlichen Bedingungen auf 5 bis 20 Meilen geschätzt werden kann, als einzige Ursache aller obengenannten Erscheinungen betrachtet, so lassen sich alle diese Phänomene auf eine leichte und befriedigende Weise erklären.

Entwickelung von Dämpfen oder Gasarten durch Zutritt von Wasser oder aus flüssig gewordenen Mineralien; die Anziehungskraft von Mond und Sonne, welche in dem flüssigen Erdinnern, ebenso wie in dem Meere die Ebbe und Fluth, Strömungen hervorbringen; die Zusammenziehung der Erdrinde durch fortgehende Abkühlung; die nicht ganz gleichmäßige Vertheilung der Erdwärme wegen der verschiedenen Dicke der Erdrinde; alle diese Ursachen müssen regelmäßige und unregelmäßige Bewegungen und Erschütterungen in der flüssigen Masse hervorrufen, deren Wirkungen bald weiter und heftiger, bald kleiner und schwächer sind. — Wo die feste Kruste durch ein Zusammentreffen von Umständen weniger stark oder ihrer Unterlage beraubt ist, können langsame Senkungen des Bodens eintreten und sich über ganze Länder erstrecken, während umgekehrt durch ein beständiges Zuströmen nach anderen Punkten der Erd-

rinde eine fortdauernde oft sehr langsame Erhebung, wie z. B. an der Nordwestküste von Schweden stattfinden kann. Andere heftige Strömungen in dem flüssigen Erdkern, besonders wenn sie mit Entwickelung von Gasen und Dämpfen verbunden sind, können plötzliche Senkungen, Hebungen und Spaltungen der Erdoberfläche oder Ausstoßungen von Gasarten, Wasserdämpfen, Schlamm und flüssigen Erdmassen hervorrufen. Die thätigen Vulkane sind daher als Kanäle zwischen dem innern flüssigen Kern der Erde und ihrer Oberfläche, als nützliche Sicherheitsventile gegen gewaltsame Erderschütterungen zu betrachten. — Die mächtigen unterirdischen Donner, welche gewöhnlich die Erdbeben begleiten und die durch das Beben der Erde ohnehin schon große Bangigkeit um ein Bedeutendes erhöhen, werden in erdbebenreichen Gegenden oft gehört, ohne daß eine Erderschütterung stattfindet, und Humboldt erklärt diese eigenthümliche Erscheinung dadurch, daß in dem Innern der Erde sich Klüfte gewaltsam öffnen und schließen und daß die Schallwellen von diesen Ereignissen bis zu uns gelangen, ohne daß die Erschütterungswellen uns erreichen.

Die Stoffe, welche in Folge der inneren Lebensthätigkeit unseres Planeten aus dem Schooße desselben durch Spalten und Ausbruchskegel von Vulkanen, welche auch als eine Art intermittirender Quellen betrachtet werden können, emporsteigen, sind sehr verschiedener Art und wir haben schon erwähnt, daß sowohl gas- und dampfartige, als auch flüssige und feste Körper ausgeworfen werden. Alle diese Stoffe verdanken ihre Beschaffenheit und ihre Temperatur dem Orte ihres Ursprungs.

Unter allen Luftquellen sind diejenigen, welche Kohlensäure ausstoßen und gewöhnlich als die letzten Regungen der vulkanischen Thätigkeit angesehen werden können, die häufigsten und stärksten. In früheren Perioden, bei einer höheren Erdwärme und einer

häufigeren Communication des Erdinnern mit der Oberfläche, mögen die der Luft beigemengten Kohlensäuremassen in Gemeinschaft mit den durch eine höhere Temperatur erzeugten Wasserdämpfen die großartige Pflanzenwelt hervorgerufen haben, welche uns als Steinkohle noch erhalten ist, oder sich mit dem Kalke zu den mächtigen aus kohlensaurem Kalk bestehenden Gebirgsketten verbunden haben, während die aus der Erde hervorströmenden Schwefeldämpfe mit dem Kalke zu Gyps sich vereinigten.

Die heißen Wasserquellen erhalten ihre Wärme in einer derselben entsprechenden Tiefe der Erde und ihren Mineralgehalt (der gewöhnlich mit heißen Quellen verbunden ist) von Lagern auflöslicher Metalle, über welche sie hinwegfließen. Beim Erkalten setzt das Mineralwasser die in ihm aufgelösten Mineralien zum Theil wieder ab. Oft sind Erderschütterungen von Ausbrüchen von heißem Wasser oder Dämpfen begleitet.

Von den wechselnden Erscheinungen, welche die Dampfausbrüche und heißen Quellen darbieten, zu der mächtigen grausenerweckenden Thätigkeit lavaspeiender Vulkane bilden die Schlammvulkane oder Salsen einen allmähligen Uebergang. Man hat oft die Bedeutung der Salsen verkannt, weil man gewöhnlich nicht an ihre Entstehung dachte, welche mit Erdbeben, unterirdischem Donner, Hebung ganzer Länderstrecken und mit einem hohen, aber nur auf kurze Dauer beschränkten Feuerausbruche verbunden ist; man berücksichtigte gewöhnlich nur den friedlichen Zustand derselben, welcher oft Jahrhunderte lang dauert und in Ausströmungen kalten Schlammes besteht, woraus geschlossen werden kann, daß nach Verstopfung der Verbindungskanäle mit dem Innern der Erde der Grund dieser Erscheinung im Beharrungszustand nicht tief unter der Oberfläche zu suchen ist.

Von ganz anderer Gewalt zeigt sich die Reaktion des Erdkerns gegen die Erdoberfläche in den eigentlichen Vulkanen oder feuerspeienden Bergen. Vulkane sind solche Punkte der Erde, in welchen eine bleibende oder wenigstens von Zeit zu Zeit sich erneuernde Verbindung mit dem inneren Wärmeheerde sich offenbart. — Abgesehen von den schwachvulkanischen Erscheinungen des Auswurfs von heißen Dämpfen, heißem Wasser und Schlamm sind hier zunächst als Folge einer großen, aber örtlichen Kraftäußerung im Innern der Erde die sogenannten Trachytkegel zu erwähnen, welche in domartigen, nicht geöffneten Massen emporgehoben werden. Wenn die bei der Aufsteigung des Trachyts gehobenen Schichten durchbrochen und so nach außen geneigt werden, daß die innere Seite einen steilen Felsrand bildet, so wird dieser Rand als die Umgebung eines Erhebungskraters bezeichnet. Von solchen Kratern gehen keine Ausbruchserscheinungen aus, da durch sie kein Verbindungskanal mit dem Innern der Erde eröffnet ist. Denn die Hebung dieser Trachytkegel war erfolgt durch eine lange gesammelte und verstärkte Kraft, die aber nach Abströmung der sie verursachenden Dämpfe oder nach Aufhebung der anderen möglichen Druckursachen wieder aufgehört hat zu wirken. Solche Erhebungskrater scheinen die Berge des Mondes zu sein.

Ein eigentlicher Vulkan entsteht nur da, wo eine bleibende Verbindung des innern Erdkörpers mit dem Luftkreise errungen ist, und dauert dann gewöhnlich längere Zeit, wenn auch mit Unterbrechungen seiner Thätigkeit fort.

Das Maaß der hebenden Kräfte offenbart sich in der Höhe der Vulkane und diese ist so verschieden, daß sie bald einem Hügel gleicht, bald einen 18,000 Fuß hohen Kegel bildet. Dabei scheint es, daß die Ausbrüche niedriger Vulkane weit häufiger sind, als

die bei höheren Vulkanen. Mit dem Krater des Vulkans, welcher ein tiefes, oft zugängliches Kesselthal bildet, dessen Boden beständigen Veränderungen unterworfen ist, darf der Aschenkegel nicht verwechselt werden, welcher sich nach jedem Ausbruch aus Schlacken, Auswürflingen und Asche bildet und oft bald darauf wieder zusammenstürzt. Die Lava ergießt sich bisweilen aus offenen Spalten und kleinen Schlünden in den Krater selbst, ohne den Kraterrand zu durchbrechen, öfter aber findet ein Durchbruch des Kraters Statt und dann fließt der feurige Strom, Alles vor sich verheerend bald schneller, bald langsamer vorwärts. Bei den Vulkanen, welche ihre Gipfel hoch über die Grenzen des ewigen Schnees erheben, schmilzt vor oder während eines Ausbruchs die gewaltige, den Gipfel umpanzernde Schnee- und Eismasse und vermehrt die Schrecken des Feuerausbruchs durch furchtbare Ueberschwemmungen. Der heiße Wasserdampf, welcher während des Ausbruchs eines Vulkans sich aus dem Krater in den Luftkreis ergießt, bildet bei dem Erkalten um die viele tausend Fuß hohe Feuer- und Aschensäule einen Mantel von Wolken, in deren Innern sich die heftigsten electrischen Erscheinungen zeigen. Die Zusammensetzung der Lava ist verschieden nach der Natur des Gesteins, aus welchem der Vulkan besteht, nach der Höhe, in welcher der Ausbruch erfolgt und nach dem Temperaturzustande des Inneren. Oft reißt die emporquellende heißflüssige Masse ganze Felsstücken aus einer älteren Formation mit sich empor. Der metallinische Gehalt der Lava ist gewöhnlich gering und beschränkt sich auf die Metalle Eisen, Kupfer, Blei, Arsenik und Selen. Der aufsteigende Dampf ist zum größten Theil reiner Wasserdampf, doch enthält er auch Schwefel- und andere Dämpfe. Das Erscheinen der Asche, welche Stunden, ja Tage lang die Luft verfinstert und durch ihren Fall den Weinbergen und Oelbäumen so verderblich wird, bezeichnet durch ihr säulenförmi-

ges Emporsteigen, von Dämpfen getragen, gewöhnlich das Ende eines großen Ausbruchs.

Die Art der Vertheilung der Vulkane auf der Erdoberfläche, gänzlich unabhängig von allen klimatischen Verschiedenheiten, ist auf die zwei Classen der Centralvulkane und der Reihenvulkane zurückgeführt worden, je nachdem dieselben den Mittelpunkt vieler, fast gleichmäßig nach allen Seiten hin wirkender Ausbrüche bilden oder in einer Richtung wenig von einander entfernt liegen, gleichsam wie Essen auf einer sich weithin erstreckenden Spalte. Bei den Reihenvulkanen kann man wieder zweierlei Arten unterscheiden; entweder nämlich erheben sie sich als Kegelinseln von dem Grunde des Meeres aus, und dann läuft ihnen gewöhnlich zur Seite auf dem Lande in derselben Richtung ein ursprüngliches Gebirge, dessen Fuß sie zu bezeichnen scheinen; oder die Reihenvulkane stehen auf dem höchsten Rücken des Gebirges selbst und bilden dessen Gipfel, und dann sind sie gewöhnlich in gegenseitiger Abhängigkeit von einander und scheinen durch unterirdische Kanäle mit einander verbunden zu sein.

Der lange Zeit allgemein angenommene Glaube, daß die vulkanische Thätigkeit in Verbindung mit der Nähe des Meeres stehe und ohne die letztere nicht fortdauern könne, eine Annahme, welche durch die zahlreichen Küsten- und Insel-Vulkane entstanden sein mag, ist nach den von Humboldt aus eigener Anschauung gemachten Erfahrungen und gesammelten Thatsachen als widerlegt zu betrachten. Denn es befinden sich in der neuen Welt Vulkane 39 Meilen und in Asien eine große vulkanische Gebirgskette 370—380 Meilen von dem Meere entfernt und man kann kaum auf solche Entfernungen unterirdische Verbindungswege zwischen dem Meere und dem Boden der Vulkane annehmen.

Das Erlöschen der Vulkane kann ein vollständiges sein, ist

jedoch oft nur ein partielles, so daß sich nach einer viele Jahrhunderte dauernden Ruhe neue Ausbrüche zeigen können.

Wir haben uns bei der Schilderung des Vulkanismus etwas ausführlicher gehalten, weil dieser das Feld ist, auf welchem der Verfasser selbst sich mit besonderer Liebe bewegt und Resultate erzielt hat, welche von der früheren Betrachtungsweise gänzlich verschieden waren. — Humboldt faßt mit richtiger Uebersicht alle vorerwähnten Erscheinungen als aus einer Grundursache hervorgehend und von einander abhängig zusammen, während man sie früher als einzeln und unabhängig von einander darzustellen und zu erklären versuchte.

Wir kommen jetzt zu den Verhältnissen der Vulkane zu der Natur der Gebirgsmassen. Noch heute und unter unseren Augen bilden die feuerspeienden Berge neue Gebirgsarten und wandeln ältere Gesteinmassen um. Das vergleichende Studium dieser Erscheinungen leitet uns zu dem mineralogischen Theil der Geognosie, d. h. zu der Lehre von der Lage und dem Gewebe der Erdschichten und zu der Lehre von der geographischen Form und den Umrissen der über den Meeresspiegel durch unterirdische Kräfte gehobenen Festländer und Inselgruppen. — Wenn wir die Gebirgsarten nicht, wie dies früher geschah, nach äußeren Merkmalen oder nach ihrer Gestalt und Richtung in geschichtete und ungeschichtete, schiefrige und massige, normale und anormale eintheilen, sondern, indem wir ihrer Bildung und Umwandlung nachspüren, ihre Entstehungsart zu Grunde legen, so müssen wir eine vierfache Gebirgsbildung annehmen:

1) Eruptionsgestein, das aus dem Inneren der Erde vulkanisch geschmolzen, in einem mehr oder minder weichen oder zähen Zustande hervorgebrochen ist;

2) Sedimentgestein, das aus einer Flüssigkeit, mit welcher es mechanisch oder chemisch verbunden war, abgesetzt oder niedergeschlagen worden ist;

3) umgewandeltes Gestein, das in seinem inneren Gewebe und seiner Schichtenlage entweder durch die Berührung oder die Nähe eines Ausbruchsgesteins oder durch dampfartige Verflüchtigung und Wiederabsetzung solcher Stoffe, welche mit den heißflüssigen ausbrechenden vulkanischen Massen hervortraten, verwandelt worden ist; und endlich

4) Conglomerate, grob- und feinkörnige Sandsteine, Trümmergesteine, aus mechanisch zertheilten Massen und Bruchstücken der drei vorhergenannten Gesteinarten zusammengesetzt.

Wir sehen noch jetzt, freilich in einem geringeren Maßstabe, als in jenen Zeiten der Urwelt, wo eine höhere Temperatur der Erdrinde und der von derselben ausgehauchten Dämpfe und Gase und ein anderer Zustand des Druckes stattfand, die Bildung dieser vier Gebirgsarten vor sich gehen. Aus den Vulkanen ergießt sich als Eruptionsgestein die Lava, verändert die älteren Gebirgsschichten, welche sie in ihrem Laufe berührt, aus den heißen Mineralquellen setzen sich die darin aufgelösten Mineralien bei Erkältung des Wassers ab, Gebirgsströme lassen die in ihnen schwebenden Theile der Gebirgsarten, die sie in ihrem raschen Laufe mit sich fortgerissen haben, in Seen oder wo sonst ihr Lauf langsamer wird, und Trümmergesteine, oft von ganz ungleichen Mineralien, werden durch Einsickerung kalkhaltiger Gewässer allmählig mit einander verkittet.

Zu dem Eruptionsgestein rechnet Humboldt Granit, Syenit, die Quarzporphyre, die Grünsteine, den Hypersthenfels, Melaphyr, Augit-, Uralit-, Oligoklas-Porphyre, endlich den Basalt, Trachyt und Dolerit. Alle diese zusammengesetzten Gebirgsarten sind

bestimmte Vereinigungen von einfachen Mineralien, wie Feldspath, Glimmer, Quarz, Augit u. s. w. und haben in allen Zonen der Erde eine gleichartige Struktur. Noch jetzt werden durch vulkanische Prozesse ganz ähnliche Gebirgsarten hervorgebracht.

Zu den Sedimentgesteinen, die sich aus tropfbaren Flüssigkeiten, je nachdem die Stoffe vor der Bildung entweder wirklich aufgelöst oder nur beigemengt waren, abgesetzt oder niedergeschlagen haben, rechnet Humboldt alles dasjenige, was man früher unter den Bezeichnungen Uebergangs- und Flöz-Gebirge oder Secundär- und Tertiär-Formation begriff, also Kalkstein, Schiefer, Steinkohlenablagerungen, Niederschläge von heißen Quellen und die neuerdings von Ehrenberg in ihrer großen Erstreckung nachgewiesenen Infusorienlager. Wenn die Erde nach der Ablagerung dieser Gesteinschichten nicht mehr durch vulkanische Hebungen und Erschütterungen durchbrochen und verändert worden wäre, so müßte der größte Theil der Oberfläche unseres Planeten aus gleichförmig horizontal übereinander gelagerten Schichten bestehen.

Durch das Hervortreten heißflüssiger Massen aber wurden die von denselben durchbrochenen Schichten nicht bloß zertrümmert und gehoben, sondern auch durch Berührung, durch die Wirkung eines ungeheuren Druckes, durch eine langandauernde Erhitzung und allmählige Abkühlung und ähnliche Einflüsse sowohl in der Zusammensetzung ihrer Stoffe, als auch in der Natur ihres Gewebes oft so bedeutend verändert, daß sich zum Beispiel der Schiefer in Bandjaspis, der Kalkstein in körnigen Marmor und Dolomit verwandelte und in dem Thonschiefer schöne Krystalle von Granat, Augit u. s. w. gebildet worden sind. Doch sind die Erscheinungen der Umwandlung des Gesteins bis jetzt noch nicht vollständig aufgeklärt, da man durch Versuche im Kleinen, die man allerdings nicht ohne Erfolge

gemacht hat, die großen Operationen, wie sie in der Werkstatt der Natur vor sich gehen, nicht nachahmen kann.

Das Trümmergestein endlich, dessen Name an die Zerstörungen erinnert, welche die Oberfläche der Erde durch verschiedene großartige Erdrevolutionen oder durch langsam wirkende Kräfte erlitten hat, ist meistentheils durch Bewegung im Wasser abgeschliffen, bevor es zusammengekittet worden ist.

Das relative Alter der einzelnen Gebirgsformationen wird durch die gegenseitige Auflagerung der Sedimentgesteine, der umgewandelten und Trümmergesteine und durch die Natur der wunderbaren, in den Gesteinschichten begrabenen Thier- und Pflanzenwelt der Vorzeit bestimmt. In diesen Versteinerungen tritt uns ein hingeschwundenes Thier- und Pflanzenleben vor Augen. Weit verbreitete Erdrevolutionen, die Erhebung mächtiger Bergketten, deren relatives Alter bestimmt ist, bezeichnen den Untergang alter Organismen und das Auftreten neuer Schöpfungen. Wir sind auf diese Weise in den Stand gesetzt, aus einer einzigen versteinerten Muschel, aus den Fußstapfen eines Thieres, die wir in versteinertem Abdruck in einer Gebirgsart finden, zu bestimmen, in welcher Zeit diese Gebirgsart in dem Verhältniß zu den übrigen entstanden sei. Denn die ausgestorbenen Arten der Thiere und Pflanzen gehören keineswegs einer einzigen Periode an, sondern stammen vielmehr aus verschiedenen Entwickelungsperioden unseres Erdkörpers, deren Organismen eben so sehr von einander, als von denen der jetzigen Schöpfung abweichen. Die Abweichung von der letzteren wird um so auffälliger, je älter die Schichten sind; die vollkommeneren Thier- und Pflanzenformen verschwinden um so mehr, je weiter wir in der Zeit zurückgehen, so daß eine allgemeine Entwickelungsreihe der Organismen und daher eine Zeit angenommen werden muß, in welcher noch gar keine organischen Formen auf der Erde bestanden.

Die seltsame Erscheinung der erratischen Blöcke, d. h. großer Felsblöcke, welche oft in bedeutender Menge auf einem Boden ausgestreut sind, welchem sie nicht angehören, und deren entfernter Ursprung oft sogar deutlich nachgewiesen werden kann, ist Humboldt nicht geneigt, nach der gewöhnlich und jetzt beinahe allgemein angenommenen Betrachtungsweise zu erklären, zufolge welcher diese Blöcke von Eisschollen getragen oder von Gletschern in die Thäler herabgeführt worden seien. Wir bedauern bei dieser Gelegenheit, daß die interessante Erscheinung der Gletscher in dem Kosmos nicht erwähnt ist. Rücksichtlich der erratischen Blöcke nimmt Humboldt an, daß sie von dem Durchbruch und Herabsturz zurückgehaltener Wassermassen bei der Hebung von Gebirgsmassen fortbewegt worden seien.

Die Betrachtung der geognostischen Epochen, die durch das länderbildende und zertrümmernde Emporsteigen von Bergketten und Hochebenen bestimmt und begrenzt sind, führt uns auf die gegenwärtige räumliche Vertheilung des Festlandes und Wassers, auf die jetzige Gestaltung der Erdoberfläche, d. h. von der Erdgeschichte zur geographischen Erdkunde. —

Nicht immer hatte das feste Land dieselbe Ausdehnung und Form, wie jetzt, sondern wie wir aus den in den einzelnen Gebirgsschichten abgelagerten Muscheln und anderen Wasserthieren erkennen, waren große Strecken, welche heutigen Tages hoch über dem Wasserspiegel liegen, früher unter demselben oder von großen Süßwasserseen bedeckt. Wir können von jeder der großen Erdrevolutionen besondere Karten des Festlandes entwerfen, die uns eine ganz andere Gestalt desselben zeigen, als die jetzige, aber in das Große und Ganze als richtig betrachtet werden müssen. Die heutige Form des Festlandes ist vorzugsweise hervorgebracht worden durch das Ausbrechen der Quarzporphyre welche die Steinkohlen

lager durchbrochen und dadurch bedeutende Hochebenen über dem Meeresspiegel gebildet haben. Bei dem jetzigen Zustand der Erdoberfläche verhält sich das Festland zu dem Meere wie 5 zu 14 und die nördliche Halbkugel hat von dem ersteren dreimal so viel, als die südliche.

Nach Bestimmung dieser Flächenverhältnisse betrachtet Humboldt die sonderbare Erscheinung, daß in der alten Welt die Längenachse des Continents in der Richtung von Osten gegen Westen, in der neuen Welt aber von Norden gegen Süden liege und daß alle Welttheile nach dem Südpol zu sich pyramidal endigen, was sich im Kleinen öfter, nicht bloß in dem indischen Ocean, sondern auch in dem Mittelmeere bei Europa wiederholt, und macht darauf aufmerksam, daß die Cultur und Entwickelung der Völker in einer unverkennbaren Abhängigkeit stehe von der mehr oder weniger gegliederten Gestalt der Küste. — Sehr geringe Störungen des Gleichgewichts im Inneren der Erde können die hebenden Kräfte bestimmt haben, mehr gegen die nördliche, als gegen die südliche Erdhälfte zu wirken, und das Festland in der östlichen Erdhälfte als eine breite zusammenhängende Masse, mit der Hauptachse fast dem Aequator parallel und in der westlichen Hälfte meridianartig und schmal aufzutreiben. Gesetze lassen sich bei der großen Begebenheit der Länderbildung nicht aufstellen und wir wissen nur, daß die Ursache eine unterirdische war und in verschiedenen Zeiträumen wirkte und sogar noch jetzt fortbesteht und wirkt, wie wir in dem nordwestlichen Theile Europas an der beständigen Hebung der schwedischen Küste erkennen können. Jedoch darf uns dies nicht zu der Annahme verleiten, daß das Festland fortwährend im Wachsen begriffen sei; denn es ist auch eben so gut möglich, daß, während an einer Stelle der Erde allmählig sich Land aus dem Meere emporhebt, an einer anderen Stelle ein Sinken und eine endliche

Ueberschwemmung vom Meere eintritt. Diese Erscheinung mahnt an die Unbeständigkeit der gegenwärtigen Ordnung der Dinge und an die Veränderungen, welchen, freilich in langen Zwischenräumen, die jetzige Gestalt des Landes sehr wahrscheinlich unterworfen ist.

Von der Form des Festlandes in seiner horizontalen Ausdehnung und äußeren Gliederung, welche einen wesentlichen Einfluß auf das Klima, die Fortschritte der Cultur, den Handel u. s. w. ausüben, geht Humboldt zu einer nicht minder wichtigen Erscheinung über, zu der der inneren Gliederung, d. h. zu der senkrechten Erhebung des Bodens in Bergketten und Hochebenen, und hält diejenigen Länder, welche ein Gemisch von niedrigen, abgesonderten Gebirgsgliedern und Tiefländern, wie in dem westlichen und südlichen Europa, darbieten, für ganz besonders geeignet, die Produkte des Pflanzenreichs zu vermehren, Thätigkeit der Einwohner anzuregen und eine reiche Bildung zu erwecken. Auch der Fortbestand dieser Verhältnisse der Oberfläche der Erde ganz in derselben Weise ist durchaus nicht gesichert, und der Glaube, daß neue Erdrevolutionen nicht mehr stattfinden könnten, wird von Humboldt durch die Bemerkungen zurückgewiesen, daß alle geognostischen Erscheinungen auf einen Wechsel von Ruhe und Thätigkeit in dem Inneren unseres Planeten hindeuten, und daß die Ruhe, welche wir genießen, eine nur scheinbare sei, wie wir deutlich aus den Erdbeben, welche noch jetzt die Erde unter allen Himmelsstrichen erschüttern, aus den Länderhebungen und aus dem Entstehen neuer Vulkane erkennen müßten.

Die starre Oberfläche der Erde hat zwei große Umhüllungen, die tropfbar flüssige und die luftförmige, die in ihren Verhältnissen zwar sehr verschieden sind, aber doch viel Aehnliches in ihren Strömungen und Temperaturverhältnissen darbieten. Von der Fläche an,

wo der Ocean und die Atmosphäre zusammengrenzen, sind die Schichten der Luft und des Wassers nach entgegengesetzten Richtungen bestimmten Gesetzen der Wärmeabnahme unterworfen. Wie in dem Luftkreis unsere Hochländer und Bergketten als Untiefen zu betrachten sind, so steigen auch vom Grunde des Meeres Gebirgsmassen empor, seine Tiefe bestimmend. Wie der Luftkreis durch Windströmungen bewegt wird, welche entweder nach bestimmten Gesetzen ihre Richtung empfangen, oder auch durch die zufällige Gestaltung der Erdoberfläche entstehen, so giebt es auch in dem Meere unregelmäßige und regelmäßige Strömungen, wahre oceanische Flüsse, welche das Weltmeer durchstreichen, als wären sie in ganz bestimmte Ufer gebannt. Wie die Winde temperaturverändernd wirken, so führen auch jene Meeresströmungen aus den heißeren Gegenden warmes Wasser in kältere Zonen des Meeres und umgekehrt.

Die merkwürdigen Ströme im Meere sind nicht zu den unregelmäßigen und vorübergehenden vom Winde abhängigen Bewegungen der Oberfläche des Meeres, welche im Stande sind beim Sturme Wellen von mehr als 35 Fuß Höhe zu erheben, zu rechnen, auch nicht abhängig von den Erscheinungen von Ebbe und Fluth, welche über alle Meere verbreitet, von der Stellung der Sonne und des Mondes hervorgerufen werden; — sondern sie bieten das merkwürdige Schauspiel, daß sie von bestimmter Breite und in verschiedenen Richtungen das Meer flußartig durchkreuzen, während ganz nahe Wasserschichten unbewegt gleichsam das Ufer bilden. Die Ströme des Meeres sind von Humboldt gleichfalls eifrig untersucht worden und haben für die Schifffahrt die größte Wichtigkeit. — Von den Untiefen und Sandbänken des Meeres macht Humboldt die interessante und bedeutende Bemerkung, daß über denselben das Wasser weit mehr erkältet ist, als über dem tiefen

Meere und daß man daher unter gewissen Verhältnissen auch das Thermometer vortheilhaft als Senkblei benutzen könne.

Obgleich äußerlich minder gestaltenreich als die Oberfläche des Festlandes bietet das Weltmeer dennoch eine reiche Fülle des organischen Lebens dar, namentlich in denjenigen Gegenden, wo über Untiefen sich mächtige, die Größe Deutschlands weit übertreffende Pflanzenbänke von wurzelndem Tanggesträuch oder schwimmendem Fucus gebildet haben; aber auch selbst in Tiefen, welche die Höhe unserer mächtigsten Gebirge übersteigen, ist jede der auf einander gelagerten Wasserschichten verschiedenartig belebt, während an der Oberfläche unter besonderen Witterungsverhältnissen jede Welle durch zahllose kleine funkelnde und blitzende Leuchtthierchen erleuchtet wird.

Während von dem Wasser nur der größere Theil der Erdoberfläche bedeckt ist, umgibt das Luftmeer, als eine äußerste und allgemein verbreitete Umhüllung, unseren Planeten. Auf dem Grund dieses Luftoceans wandeln und leben wir; ohne denselben würden wir unsere Erde in eine klanglose Einöde verwandelt sehen und auch nicht einmal die Sprache würde möglich sein, da die Luft die Trägerin jedes Schalles ist; ja wir würden ohne die Atmosphäre nicht einen Augenblick leben können, da sie den Sauerstoff, die unentbehrliche Bedingung für das thierische Leben, enthält.

Der Sauerstoffgehalt der Luft ist bis auf geringe Abweichungen überall gleich und beträgt ein wenig mehr als $^1/_5$; die übrigen $^4/_5$ bestehen aus Stickstoff mit einer sehr geringen Beimischung von Kohlensäure und unter Umständen auch von anderen Dämpfen.

Bei den Erscheinungen der Atmosphäre ist zunächst zu bemerken, daß der Druck der Luft, welchen wir durch das Barometer messen, außer den unregelmäßigen Schwankungen, welche durch Witterungserscheinungen hervorgebracht werden, regelmäßige

Schwankungen zeigt, die, je entfernter vom Aequator, desto schwerer bemerkbar sind und einer Art Ebbe und Fluth des Luftmeeres zugeschrieben werden, die aber von dem Monde nicht abhängig, nach der geographischen Breite, den Jahreszeiten und der Höhe des Beobachtungsortes über dem Meeresspiegel verschieden sind. Diese Schwankungen sind wahrscheinlich die Folge von Strömungen, welche durch die Sonnenwärme und die nächtliche Abkühlung erregt werden.

Die Vergleichungen der Barometerstände mit den Windrichtungen haben einen tiefen Blick in den Zusammenhang der meteorologischen Erscheinungen thun lassen, und Humboldt erwähnt hier das mit bewunderungswürdigem Scharfsinn von Dove erkannte Drehungsgesetz der Winde, durch welches sehr bedeutende Veränderungen und Erscheinungen in dem Luftmeer erklärt werden. Der Wärmeunterschied zwischen den Ländern an dem Aequator und an den Polen erzeugt zwei entgegengesetzte Strömungen in den oberen Regionen der Atmosphäre und an der Oberfläche der Erde. Die erhitzte Luft am Aequator steigt in die Höhe und fließt nach beiden Polen ab, während von den Polen her nach dem Aequator zu die kältere Luft in den unteren Regionen zuströmt; da die erstere eine schnellere Umdrehungsgeschwindigkeit hat, als die Gegenden, in welche sie gelangt, und die letztere die Umdrehungsgeschwindigkeit der festen Erdoberfläche, über welche sie zieht, nicht erreicht, so wird die vom Aequator herströmende Luft westlich, der Nordstrom aber östlich abgelenkt werden. Der ursprüngliche Nordwind wird sich daher, je länger er weht, immer mehr östlich drehen und der Aequatorialstrom, der ursprünglich Südwind war, wird immer mehr Westwind werden; das daraus abgeleitete Drehungsgesetz verlangt, daß die Winde alle Richtungen von Norden über Ost, Süd und West durchlaufen müssen. Von dem Kampfe dieser beiden Ströme, von dem abwechselnden Verdrängen des einen durch den anderen hängen die Er-

scheinungen des Luftdrucks, der Erwärmung und Erkältung der Luftschichten, die wässerigen Niederschläge und selbst die Bildung der Wolken und ihre Gestalt ab. Durch die magnetischen Stationen, welche durch Humboldts Einfluß jetzt in der ganzen civilisirten Welt eingerichtet sind und die zugleich die Erforschung anderer meteorologischer Erscheinungen zum Zweck haben, wird auch allmählich das Gesetzliche der Winde ergründet werden und durch das Mittel der raschesten Verständigung durch Telegraphen für die Verhältnisse des bürgerlichen Lebens nicht ohne bedeutenden Einfluß sein.

In dem engsten Zusammenhange mit den Winden und zum Theil bedingt durch dieselben ist der größere oder geringere Wärmezustand, das Klima einer Gegend, wie man sich gewöhnlich ausdrückt. Wäre die Erde eine ebene und gleichartige Kugel, so würde die mittlere Temperatur ziemlich gleichmäßig von dem Aequator nach den Polen hin abnehmen. Da aber die Erdoberfläche zum großen Theil mit Wasser bedeckt ist und bei weitem der größere Theil der Sonnenwärme bei der Verdunstung des Wassers gebunden wird, während das erwärmte Festland die Wärme wieder ausstrahlt, so ergiebt sich hieraus schon, daß innerhalb großer Länderstrecken das Klima (jedenfalls das Sommerklima) ein wärmeres sein muß, als auf dem Meere oder in der Nähe des Meeres und ebenso, daß auf der südlichen Halbkugel, welche ärmer an Festland ist, als die nördliche, unter denselben Breitengraden ein kühleres Klima stattfindet als hier. — Eine ebenso wichtige Ursache aber der örtlichen Temperaturverschiedenheit ist die Erhebung des Bodens über den Meeresspiegel und es gilt dabei das Gesetz, daß ein Ort um so kälter liegt, je höher er sich bei übrigens gleichen Verhältnissen über dem Meere befindet; in Gebirgen, welche eine gewisse Höhe über dem Meere haben, schmilzt Schnee und Eis während des ganzen Jahres nicht. Doch ist diese Höhe, welche man die

Schneegrenze nennt, zugleich auch abhängig von der Entfernung des Ortes vom Pol und der zufälligen Gliederung des Landes und beträgt beispielsweise unter dem Aequator 15,800 Fuß, während sie bei uns schon in einer Höhe zwischen 7 und 8000 Fuß eintritt; gegen die Pole hin steigt sie bis zum Meeresspiegel herab.

In vielen Gegenden hat man den mittleren Wärmezustand derselben beobachtet und gefunden, und man nennt die Linien, welche man erhält, indem man alle Orte von gleicher mittlerer Temperatur mit einander verbindet, Isothermen, Isotheren und Isochimenen, je nachdem man entweder die mittlere Wärme des ganzen Jahres oder die des Sommers oder die des Winters zu Grunde legt. Das System solcher Linien, welche eine Hauptgrundlage der vergleichenden Klimatologie bilden, ist gleichfalls von Humboldt zuerst aufgestellt worden. Die Krümmungen dieser Isothermen weichen sehr von den Parallelkreisen ab und es scheint sogar, daß sie auf der nördlichen Halbkugel zu zwei Kältepolen sich beugen. Durch die Isotheren und Isochimenen hat man die mittlere Sommer- und Wintertemperatur bestimmt, weil die Isothermen allein keineswegs ausreichen, einen genauen Begriff von den klimatischen Verhältnissen eines Ortes zu geben, da die Schwankungen zwischen der größten Wärme im Sommer und der stärksten Kälte im Winter oft sehr groß und oft sehr gering sind. Man sagt, daß diejenigen Gegenden, welche eine große Gleichförmigkeit in ihrem Wärmezustand zeigen, ein Seeklima haben, weil vorzüglich das Vorherrschen der Wasserfläche ein solches Klima bedingt, während das Continentalklima große Schwankungen in dem Wärmezustande zeigt. Doch können solche Ausdrücke oft nicht unbedingt auf eine Gegend angewendet werden, da z. B. an demselben Orte im Sommer das Continentalklima und im Winter das Seeklima herrschen kann. Zu den Ursachen, welche in einer Gegend die Temperatur erhöhen,

rechnet Humboldt in der gemäßigten Zone die Nähe einer Westküste, die Gestaltung des Landes in Halbinseln, Meerbusen und Binnenmeeren, die Nähe eines großen Landes, welches zum Theil in der heißen Zone liegt, das Vorherrschen des Aequatorialluftstroms oder die Nähe eines Meerstroms aus wärmeren Gegenden, Schutz durch Gebirge gegen kalte Winde, Seltenheit von Sümpfen, Mangel an großen Waldungen auf trockenem Sandboden und endlich Heiterkeit des Himmels während des Sommers; wo diese Bedingungen nicht stattfinden, wo vielleicht gerade das Entgegengesetzte besteht, wird ein verhältnißmäßig kaltes Klima sein.

Ueberhaupt bezeichnet bei Humboldt der Ausdruck Klima weit mehr mehr als man gewöhnlich darunter versteht; nicht bloß die Temperatur, die Veränderung des barometrischen Druckes, der ruhige Zustand der Luft und die Wirkung der Winde, was wir in Wenigem besprochen haben, sind in diesem Ausdrucke begriffen, sondern auch der Feuchtigkeitszustand, die Reinheit und Durchsichtigkeit der Atmosphäre, die nicht bloß auf das Leben der Pflanzen, sondern auch auf die Seelenstimmung des Menschen eine so bedeutende Wirkung ausübt. — Zuletzt macht Humboldt noch darauf aufmerksam, daß zwischen allen meteorologischen Erscheinungen eine so innige Verkettung besteht, daß durch eine Störung der einen eine Veränderung aller übrigen erfolgt, was uns bei der Mannigfaltigkeit der Störungen eine Vorherbestimmung der Veränderungen in dem Luftkreis oder, was dasselbe ist, eine Vorausbestimmung des Wetters entweder unmöglich macht oder doch sehr beschränkt. Für die bürgerlichen Verhältnisse wäre es eben so wichtig als angenehm, wenn eine solche, wissenschaftlich begründete Vorausbestimmung, wenn auch nur für kurze Zeit voraus, vorgenommen und bekannt gemacht werden könnte. —

Nachdem uns Humboldt den ganzen Umfang des nichtorgani-

schen Lebens in seinem inneren Zusammenhange dargestellt hat, führt er uns in die Sphären des organischen Lebens und in die zahllosen Abstufungen seiner Entwickelung. Dieselben Grundstoffe, die in der nichtorganischen Erdrinde vorhanden sind, bilden auch das Gerüst der Thier- und Pflanzen-Organe, dieselben Kräfte, die in jenen wirken und die Stoffe binden und trennen, sind es auch, die die organischen Gewebe gestalten, aber freilich unter Gesetzen, welche der menschliche Geist noch nicht zu enthüllen im Stande war und welche man gewöhnlich mit dem dunkelen Ausdruck der Lebenskräfte bezeichnet.

Allbelebt ist die Natur im Meere wie auf dem Lande, und selbst in dem Eise, welches die Pole umkränzt, wie in den Tiefen des Oceans unter dem Drucke einer oft ungeheuren Wassersäule finden wir eine Welt von kleinen Thieren, die erst durch die unschätzbaren Forschungen Ehrenbergs in ihrer ganzen Wichtigkeit dargestellt worden sind. Während vorzugsweise das Meer einen früher nie geahnten Reichthum des thierischen Lebens in seinen Tiefen birgt, ist das Pflanzenleben, der Sonnenwärme bedürftig, auf dem Festlande am meisten verbreitet. Der Masse nach überwiegt im Allgemeinen der Pflanzenorganismus bei weiten den thierischen auf der Erde, und während der erstere durch stetige Größe auf unsere Einbildungskraft wirkt und wir in den Gewächsen allein das Alter und die sie immer wieder erneuernde Kraft mit einander gepaart sehen, erregt in dem Thierreich die unendliche Anzahl und Kleinheit unsere Bewunderung.

Die räumliche Vertheilung oder die Geographie der Pflanzen und Thiere sind Wissenschaften, deren Begründung wir Humboldt zu verdanken haben. Er unterschied zunächst bei den Pflanzen und Thieren die gesellig lebenden und vereinzelt stehenden. Gesellige Pflanzen nennt er diejenigen, welche große Strecken einförmig be-

decken, wie z. B. die Tanggesträuche des Meeres, die Moose, die Gräser, die Cacteen, die Birken, die zapfentragenden Bäume. Durch sie erhalten ganze Gegenden einen bestimmten landschaftlichen Charakter; ackerbautreibende Völker vermehren künstlich die Herrschaft geselliger Pflanzen und auf diese Weise an vielen Orten der gemäßigten und nördlichen Zone die Einförmigkeit der Natur. Die bewegliche Welt des Thierlebens ist anmuthiger und anregender für den Menschen. Die Vertheilung der Pflanzenformen ist, wie Humboldt begründet hat, bestimmten Gesetzen unterworfen und die Geographie der Pflanzen hat unter seinem Vorgange angefangen eine Wissenschaft zu werden, nachdem man sie mit der Vertheilung der Wärme auf dem Erdkörper in Verbindung gebracht und alle Gewächse in natürliche Familien geordnet hat. Jedes Klima hat seine bestimmte Pflanzenwelt, einen bestimmten Charakter der Pflanzen und bestimmte Zahlenverhältnisse zwischen den einzelnen Pflanzenfamilien. Dabei ist es gleichgültig, ob das Klima bedingt ist durch eine größere oder kleinere Entfernung von dem Aequator oder durch eine größere oder geringere Höhe über dem Meeresspiegel, so daß wir bei der Besteigung eines bis zur Schneegrenze reichenden Berges unter dem Aequator, je nach dem Klima, in welchem wir uns befinden, auch den Charakter derjenigen Pflanzenwelt wieder erkennen, welcher einem Erdgürtel von demselben Klima angehört. Bei der Geographie der Thiere können nicht mit derselben Sicherheit ähnliche Grundsätze aufgestellt werden, weil die Thiere weit mehr nach Willkür ihren Verbreitungsbezirk erweitern, die Pflanzen aber eine weitere Verbreitung nur durch zufälliges Umherfliegen der Samen (was Humboldt ein Wandern im Eie nennt) oder durch Uebersiedelung von Menschen und Thieren finden und dann wieder abhängig von dem Wärmezustand des Landes, an dem Boden festgewurzelt sind.

Humboldt schließt und vollendet sein Naturbild, indem er noch des Menschengeschlechtes in seiner geographischen Verbreitung und seinen gleichzeitig vorhandenen Formen erwähnt, und schildert uns den Einfluß, welchen die Kräfte der Erde auf den Menschen ausgeübt haben und was umgekehrt für Veränderungen der Mensch auf dem Erdkörper hervorgebracht hat. Zwar ist auch der Mensch, jedoch in viel geringerem Grade als die Pflanzen und Thiere, abhängig von dem Boden und den Erscheinungen des Luftkreises, aber er weiß den Naturgewalten durch seine Geistesthätigkeit, durch die geschickte Handhabung seiner körperlichen Kräfte und die Biegsamkeit seines Organismus, der sich allmählig an jedes Klima gewöhnen kann, wunderbar zu entgehen. — Nach Humboldt sind alle Menschenracen Formen einer einzigen Art und er schließt dies aus den vielen Mittelstufen der Hautfarbe und Schädelbildung, die ein allmähliges Uebergehen von dem unvollkommenen Zustande zu dem vollkommeneren annehmen lassen, analog den Thiergattungen, die sich gleichfalls in viele Formen spalten. — Zunächst dem Gebiete der Stammverwandtschaft steht das ausgedehnte und unermessene Reich der Sprachen, in denen die Geschichte der Menschheit sich abspiegelt. Die Sprachen, als geistige Schöpfungen des Menschen nehmen nach und nach einen nationalen Charakter und dadurch eine so große Verschiedenheit an, daß man die gleiche Abstammung derselben und derjenigen Völker, welche sie sprechen, entweder gar nicht oder nur mit Mühe folgern kann, und umgekehrt muß man sehr vorsichtig sein, Völker, welche ähnliche Sprachen reden, deswegen für stammverwandte zu halten, weil oft durch geschichtliche Ereignisse Völker sehr verschiedener Abstammung zu Idiomen desselben Sprachstammes kommen. Manchmal ist eine gleiche Richtung des Geistes und Gemüthes bei verschiedenen Nationen ein wenigstens eben so sicheres Zeichen gleichen Stammes.

Nur mit schwachen Farben und in Umrissen konnten wir das in jeder Weise prächtige Bild, das Humboldt von dem großen Weltganzen vor uns aufgerollt hat, wiedergeben. Die Ergebnisse aller Wissenschaften verschmilzt Humboldt in dem Kosmos zu einem einzigen Wissen und wir lernen die Erscheinungen der körperlichen Dinge in ihrem Zusammenhang, die Natur als ein durch innere Kräfte belebtes und bewegtes Ganze kennen. Je mehr es uns gelingt, uns in diese Weltanschauung des geistreichen Verfassers hineinzudenken, desto mehr fühlen wir uns geistig gehoben und belebt; zugleich muß durch einen solchen Einblick in eine höhere Weltordnung auch das sittliche Gefühl veredelt werden. — Die Menschheit durch das Studium der Natur und die Erforschung ihrer Gesetze auf eine höhere Stufe der geistigen und sittlichen Bildung zu heben, ist der Zweck, welchen Humboldt der Thätigkeit seines Lebens gesetzt hat. Darum, nachdem er in seinem Weltgemälde die Hauptergebnisse der Beobachtungen, wie sie einer rein objektiven wissenschaftlichen Naturbeschreibung angehören, uns vorgeführt hat, betrachtet er weiter, welchen Eindruck auf das Gefühl die Erscheinungen der Natur machen sollen und durch welche Mittel der Geist zu dem belebenden und veredelnden Forschen der Natur angeregt werden kann.

Die Anregungsmittel zu Naturstudien sind nach Humboldt namentlich dreierlei Art. Zunächst ist es die dichterische Darstellung von Naturscenen in belebten Schilderungen der Thier- und Pflanzenwelt, die unser Gefühl weckt und belebt. Diese Art der Naturbeschreibung, welche in früheren Zeiten nicht gefunden wird, hat besonders durch Humboldts „Ansichten der Natur" eine weite Verbreitung erlangt. Neben der Darstellung durch das Wort wirkt anregend auch die Landschaftsmalerei, besonders wenn sie den eigenthümlichen Charakter einer Gegend, der in der Vertheilung und

den Formen der Pflanzen besteht, auffaßt; und endlich ist die Cultur von fremdländischen, außerordentlichen Gewächsen, insofern sie durch ihre von den inländischen Pflanzen abweichenden und schönen Formen einen Eindruck hervorbringen können, ein vortreffliches Mittel, zu Naturstudien anzutreiben. Freilich üben diese Anregungsmittel ihre Macht nur da aus, wo bereits durch einen eigenthümlichen Gang der Geistesentwickelung die Gemüther für Natureindrücke empfänglich gemacht worden sind. — In verschiedenen Zeitepochen und bei verschiedenen Volksstämmen hat die Naturwelt verschieden auf die Gedanken- und Empfindungswelt gewirkt, und erst in dem Zustand einer allgemeinen Bildung streben das ernste Wissen und die zarteren Anregungen der Phantasie sich mit einander zu verbinden. Um daher die Natur in ihrer ganzen erhabenen Größe zu erkennen und zu schildern, darf man nicht bei der äußeren Erscheinung allein verweilen, sondern muß auch nachforschen, wie sie sich in dem Innern des Menschen abgespiegelt hat und abspiegelt. Betrachten wir daher einen Augenblick mit Humboldt, wie seit den ältesten Zeiten das Naturgefühl bei verschiedenen Völkerstämmen sich gezeigt hat.

Den Vorwurf, welcher den Griechen und Römern gemacht wird, daß, trotz einer herrlichen Naturumgebung, das Naturgefühl bei ihnen nur wenig lebhaft gewesen sei, hält Humboldt für unbegründet; nur die Aeußerungen des Naturgefühls sind seltener, weil sie sich in den großen Formen der lyrischen und epischen Dichtung verlieren, in denen das Naturbeschreibende nur als Nebensache auftritt. Bei der alten griechischen Kunstbildung bewegt sich Alles gleichsam nur in dem Kreise der Menschheit. Bei den Römern drängte das bewegte, vielbeschäftigte politische Leben das Naturgefühl zurück. Doch finden sich bei Griechen und Römern sowohl bei Dichtern als auch bei Prosaikern einzelne Aeußerungen der tiefsten Naturem-

pfindungen. Die alte Dichtkunst wendete sich meist nur den Erscheinungen der Außenwelt zu, um sie menschenartig zu personificiren, und die Pflanzengestalten wurden durch die Einbildungskraft gleichsam belebte Wesen. Im Uebrigen gestatteten die Eigenthümlichkeit der griechischen Geistesentwickelung des Alterthums und die schon erwähnten eigenthümlichen Dichtungsformen dem naturbeschreibenden Theil nur eine mäßige Entfaltung. Doch bricht an einigen Stellen selbst bei den Tragikern ein tiefer Natursinn in begeisterte Schilderungen der Landschaft aus. — Als in dem vierten Jahrhundert die Dichtkunst wieder dahin welkte und die dichterischen Erzeugnisse, alles Zaubers schöpferischer Phantasie entblößt, nur auf die nüchterne und wissenschaftliche Beschreibung gerichtet waren, konnte ein künstlerischer, rednerischer Styl nicht ersetzen, was an einfachem Naturgefühl und an Begeisterung abging.

Einen sehr tiefen Sinn für die Schönheiten der Natur findet Humboldt in den ältesten Dichtungen der germanischen Völker des Nordens, der Perser, Inder, Araber und Hebräer; also bei Völkern sehr verschiedener Abstammung. Besonders bietet die hebräische Dichtungsweise den Bewohnern des Abendlandes bei ihrer erhabenen inneren Größe den eigenthümlichen Reiz, daß sie mit den Glaubenserinnerungen von drei weit verbreiteten Religionen, der mosaischen, christlichen und muhamedanischen verwebt ist. Das charakteristische Kennzeichen der Naturdichtung der Hebräer ist, daß sie stets das Ganze des Weltalls in seiner Einheit, das Erdenleben wie die leuchtenden Himmelsräume als die Schöpfung eines Willens umfaßt.

Als daher in dem Mittelalter die Gefühle abstarben, welche das klassische Alterthum belebt und den menschlichen Geist auf Handlungen und Aeußerungen menschlicher Thatkraft, nicht aber auf Zustände und Beschauung der Außenwelt geleitet hatten, da

brachte die allmälige Verbreitung des Christenthums die aus der mosaischen Religion aufgenommene Denkweise des Monotheismus dem Menschengeschlechte und erweiterte dadurch den Blick in die freie Natur. Die Gestalten der einzelnen Götter verschwanden und das Christenthum führte den Geist zur Betrachtung eines großen Schöpfers, dessen Wirkungen sich zeigen ebensowohl in der todten als in der lebendigen Natur, in dem wilden Kampfe der Elemente, wie in dem stillen Treiben der organischen Entfaltung. Das christliche Gemüth bestrebte sich aus der Ordnung in der Welt und aus der Schönheit der Natur die Größe und Güte des Schöpfers zu beweisen, und diese Richtung, die Gottheit in ihren Werken zu verherrlichen, mußte bald den Hang zu Naturbeschreibungen und eine liebevolle Anschauung der Natur hervorrufen. Dies geschah besonders bei den Völkern germanischen und celtischen Stammes, welche früher dem Naturdienste ergeben waren, und bewirkte in ihnen das Streben, die schaffenden und zerstörenden Kräfte der Natur in ihrem Wesen zu erforschen, ein Streben, welches oft genug Gefahr lief, von dem Glauben des Volkes als Zauberei verfolgt zu werden. Bei einer erhöheten Bildung aber brach auch bei dem Volke die offene Freude an der Natur und ihrer Beschreibung, besonders bei den westlichen Völkern Europa's, durch und erreichte endlich in den letzten Jahrhunderten eine Geist und Gemüth anregende Richtung, durch welche ebensowohl die Einsicht in das harmonische Zusammenwirken der Kräfte in der Natur vermehrt, als der Naturgenuß erhöht worden ist. Durch lebendige Darstellungen aus dem Gebiete der Naturwissenschaften sind die wichtigsten Ergebnisse derselben ein geistiges Eigenthum des Volkes geworden. Keiner hat sinnigere und belehrendere Naturschilderungen gegeben, als Humboldt selbst in seinen „Ansichten der Natur.“ Man glaubt gesehen und erlebt zu haben, was der Verfasser in

erhabener und hinreißender Sprache erzählt. Wie vortrefflich ist das erste seiner Naturbilder „über Steppen und Wüsten" geschrieben! — Ebenso reizend und unterrichtend, wie dieses Gemälde, sind die anderen über die Wasserfälle des Orinoco, das nächtliche Thierleben im Walde, eine Physiognomik der Gewächse, den Bau und die Wirkungsart der Vulkane, das Hochland von Caramarca, u. s. w. Wenn wir diese Naturgemälde Humboldts lesen und durchforschen, so empfinden wir den höchsten Grad des Naturgenusses, — denjenigen, welcher aus dem Verständniß der uns umgebenden Erscheinungen hervorgeht.

Wie die lebensfrische Naturbeschreibung, so ist auch die Landschaftsmalerei geeignet, die Liebe zu dem Naturstudium zu erhöhen. Auch hier weist Humboldt nach, wie seit den Zeiten des Alterthums, wo nach der besonderen Geistesrichtung jener Epoche die Landschaftsmalerei ebenso wenig, als die dichterische Beschreibung einer Gegend einen bedeutenden Stoff für die Kunst gegeben hat, die Kunst auch in dieser Richtung fortgeschritten ist. Er betrachtet das siebenzehnte Jahrhundert als die Zeit der größten Landschaftsmaler. Damals arbeiteten Claude Lorrain, der idyllische Maler des Lichts und der duftigen Ferne, Ruysdael, der düstere Maler schattiger Waldmassen und drohender Gewölke, Gaspard und Nicolaus Poussin, die mit ihren großartigen Bäumen und anderen naturgetreuen Darstellungen mannigfaltiger Art uns entzücken.

Die erste künstlerische Behandlung der landschaftlichen Umgebung finden wir am Ende des vierzehnten und Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts in den historischen Bildern von Hubert und Johann von Eyck.

Es ist gewiß, daß die Malerei anschaulicher darstellt, als die Dichtkunst, weil wir ihre Darstellungen mit einem einzigen Blick umfassen können. Freilich verliert aber auch in dem Bilde das

Dargestellte alle Bewegung, während der Dichter nach und nach den Verlauf einer ganzen Erscheinung, wie etwa eines vulkanischen Ausbruchs oder eines Sturmes, vor die Seele führen kann. Wenn es der Zweck der Kunst überhaupt und daher auch der Landschaftsmalerei ist, nicht sowohl getreue Nachahmungen der Natur, sondern vielmehr die Idee des Schönen darzustellen, so muß auch der Landschaftsmaler, wenn er von der inneren Bedeutung, dem besonderen Charakter eines landschaftlichen Bildes ergriffen ist und in dem Anschauen desselben eine besondere Stimmung des Geistes oder Gemüthes empfindet, diese in seinem Bilde wiederzugeben verstehen. Die Gedanken und Empfindungen des Künstlers, mag in dem Bilde dargestellt sein die dem heißen Erdstriche eigenthümliche Mannigfaltigkeit und erhabene Größe der Pflanzengestalten oder der Wechsel grünender Wiesen, umgeben von den düstern Nadelholzwaldungen des Nordens, müssen von uns bei der Betrachtung des Bildes verstanden und nachempfunden werden.

Eine noch bedeutendere Wirkung als die Landschaftsmalerei übt auf die Anregung zum Naturstudium die unmittelbare Beschauung ausländischer Gewächse, besonders wenn sie in naturgetreuen Gruppen in Gewächshäusern oder freien Anlagen uns entgegentreten. Wir unterlassen die genauere Angabe der Ansichten Humboldts hierüber, man mag dieselbe mit seinen eigenen Worten nachlesen.

Wir sind bis hierher Humboldt gefolgt in seiner Darstellung der Einheit und des inneren Zusammenwirkens aller Kräfte in dem Weltganzen und in seiner Auseinandersetzung der Mittel, welche den menschlichen Geist anregen können, immer tiefer und beharrlicher in die geheimnißvolle Werkstätte der Natur einzudringen. In dem Folgenden wollen wir noch in einer kurzen Geschichte der physischen Weltanschauung seine Hauptgedanken darüber angeben,

wie die Erkenntniß des Naturganzen nach und nach von dem menschlichen Geschlechte fortentwickelt worden ist, wie die Ansichten sich verallgemeinert und endlich den Gedanken von der Einheit der Erscheinungen und dem Zusammenwirken der Kräfte in dem Weltall hervorgebracht haben. Diese Einsicht ist als die edelste Frucht menschlicher Bildung zu betrachten und von jeher ist es ein Bedürfniß der Gebildeten gewesen, die Erscheinungen und Bewegungen der Natur aufzufassen und zu enträthseln. Oft sehen wir, daß die Wahrheit lange bevor sie erkannt und nachgewiesen wird, vermuthet und geahnt ist. Was von den griechischen Weltweisen oder den Naturforschern des Mittelalters über den Zusammenhang gewisser Naturereignisse ausgesprochen wurde, ist oft erst in neuerer Zeit auf sichere Erfahrungen und wissenschaftlich bestimmt worden. Die Geschichte der physischen Weltanschauung, oder, wenn man will, die Geschichte des Gedankens von der Einheit und gesetzmäßigen Verbindung aller Erscheinungen und Kräfte in der Welt besteht demnach in der Darstellung alles desjenigen, wodurch diese Vorstellung im Laufe der Zeiten gebildet worden ist. Nach Humboldt verdankt dieser Begriff der Einheit der Erscheinungen hauptsächlich drei Gründen seine Entwickelung; zunächst dem selbstständigen Streben der Vernunft nach der Erkenntniß der Naturgesetze, also der denkenden Betrachtung der Naturerscheinungen; sodann großen Weltbegebenheiten, welche plötzlich den Horizont der Beobachtung bedeutend erweitert haben; und endlich der Erfindung neuer Mittel für die sinnliche Wahrnehmung, gewissermaßen neuer Organe, welche den Menschen mit den irdischen Gegenständen sowohl, als mit den fernsten Himmelsräumen in einen näheren Verkehr bringen und die Beobachtungen schärfen und vervielfältigen. Dergleichen Mittel sind die Fernröhre, Mikroskope u. s. w. —

Die Kenntniß der Natur war in älterer Zeit mehr innere

Anschauung, als auf Wahrnehmungen und Beobachtungen gegründete Forschung; die Meinungen schwankten oft lange hin und her. So erkannten z. B. schon die Pythagoräer die fortschreitende Bewegung der Erde und andere Philosophen des Alterthums die Achsendrehung derselben, ja sogar die centrale Stellung der Sonne für unser ganzes Planetensystem. Diese Wahrheiten schienen in den dunkelen Zeiten des Mittelalters ganz vergessen zu sein und tauchten erst mit Copernicus, aber nicht ohne den heftigsten Widerspruch wieder auf. Aber nicht diese oft wiederkehrenden Schwankungen zwischen Wahrheit und Irrthum, sondern die klare Darstellung der allmähligen Annäherung an die Wahrheit, an die richtige Ansicht betrachtet Humboldt als die Hauptmomente für seine Geschichte der Weltanschauung.

Zu den großen Begebenheiten, welche den Gesichtskreis der Erkenntniß der Völker vorzüglich erweitern, sind Völkerwanderungen, Entdeckungen neuer Länder durch Schifffahrt und Heereszüge zu rechnen. Durch solche Ereignisse wird das Material zur Ergründung neuer Naturgesetze durch die Kenntnißnahme neuer Naturgegenstände dargeboten. Es genügt diejenigen Begebenheiten anzuführen, welche einen entschiedenen Einfluß auf die geistigen Bestrebungen der Menschheit auszuüben vermochten oder auf eine Erweiterung der Weltansicht hinwirkten. So sind z. B. für die Völker, welche um das Becken des Mittelmeeres angesiedelt waren, von großer Wichtigkeit gewesen die Fahrt des Coläus von Samos jenseits der Herculessäulen, der Zug Alexanders nach Vorderindien, die Weltherrschaft der Römer, die Verbreitung arabischer Cultur und die Entdeckung von Amerika. Indem Humboldt bei dieser Gelegenheit der Sprachen als Communicationsmittel Erwähunng thut, macht er auf ihre unermeßliche Wichtigkeit aufmerksam, in sofern durch dieselben von einander getrennte Völkerstämme mit

einander verbunden werden. Von diesem Gesichtspunkt aus kann man die Sprachen als Verbreitungsstrahlen der Cultur betrachten. Durch gegenseitige Vergleichung derselben sind sie oft eine reiche Quelle historischen Wissens geworden.

Zunächst betrachtet Humboldt das Becken des Mittelmeers, an dessen Rande ägyptische, phönicische und hellenische Völker zu einem hohen Glanze emporblühten, als den Ausgangspunkt der wichtigsten Weltbegebenheiten, der Colonisirung großer Länderstrecken von Afrika und Asien und großer Seefahrtsunternehmungen, durch welche eine ganze westliche Erdhälfte enthüllt worden ist. Die geographische Lage des Mittelmeers und seine vielfach gegliederte Form mußte wohlthätig in ihrem Einfluß auf den Völkerverkehr und die fortschreitende Erweiterung des Weltbewußtseins werden. Weit wichtiger aber noch mußten die Nähe des in der kleinasiatischen Halbinsel hervortretenden Festlandes von Asien, die große Anzahl der Inseln im ägäischen Meere, welche eine Brücke für die aus Asien nach Europa übergehende Cultur bildeten, und der tief eindringende Meerbusen zwischen Arabien und Aegypten sein, durch den der große indische Ocean bis nahe an das Mittelmeer gelangt. Durch alle diese Verhältnisse zeigte sich bei der rasch anwachsenden Macht und Bildung der Phönicier und später der Griechen und durch die schnelle Erweiterung des Ideenkreises der Völker an dem Becken des Mittelmeeres der große Einfluß des Meeres als eines verbindenden Elements.

Unter den Bewohnern der Küsten des mittelländischen Meeres waren die Aegypter, die Phönicier und Hetrusker diejenigen Völker, welche sich einer sehr alten und ausgezeichneten Bildung erfreuten, die sie wahrscheinlich zum größten Theil durch einen ausgebreiteten Handelsverkehr und durch Einwanderungen gewonnen hatten. — Das Nilthal, das eine so große Rolle in der

Geschichte der Menschheit spielt, hatte bereits mehr als 34 Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung festbestimmte Herrscherdynastien, was auf ein viel früheres Bewohntsein desselben zurückweist. Doch scheint Aegypten nur wenig ausgedehnte eigene Schifffahrt gehabt und nur vorübergehende Eroberungen gemacht zu haben. — Weit thätigere Vermittler der Völkerverbindung, vom indischen Meer bis in den Westen und Norden des alten Continents, waren die Phönicier. Ohne die großartige schöpferische Thätigkeit der Bewohner des Nilthals und eingeschränkt in mancher Sphäre der geistigen Bildung, wie z. B. in den schönen Künsten, haben die Phönicier doch als ein kühnes, allbewegtes Volk vorzüglich durch Ausführung von Colonien und durch die Verbreitung der Buchstabenschrift, deren sie sich längst bedienten, nicht nur auf die Bereicherung und Vielseitigkeit in den Ansichten von der Welt gewirkt, sondern auch den Handels- und Geistesverkehr weit von einander entfernter Völker angebahnt und ein gemeinsames Band um viele bildungsfähige Nationen geschlungen. Erfinderisch und thätig, haben sie durch einen bedeutenden Fabrikfleiß (Purpur, Webereien, Glaswaaren, Bernstein, Zinn), durch eine ausgebreitete Schifffahrt und die mit dieser verbundenen Fortschritte in der Stern- und Länderkunde, und durch ihre Arbeiten in den mathematischen, chemischen und technischen Künsten belebend und bildend gewirkt. Nicht so vermittelnd, als die Phönicier, aber mit dem eifrigen Bestreben, gewisse Naturerscheinungen, meteorologische Processe des Luftkreises zu beobachten und zu erklären und durch einen nicht unbeträchtlichen Landhandel in dem nördlichen Italien und über die Alpen nach den fernen Bernsteinländern, war das strenge und düstere Volk der Hetrurier von einem großen Einfluß auf die umliegenden Völker; und namentlich bieten uns auch die ältesten römischen Staatseinrichtungen, deren abgeleitete und entfernte

Aeußerungen politisch noch jetzt fortwirken, einen Widerschein des strengen hetrurischen Geistes. —

So zeigte sich schon sehr früh an dem Becken des Mittelmeeres, wie an keinem anderen Punkte der Erde ein hohes, geistig und materiell bewegtes Leben, dessen Sitz Phönicien, Aegypten und Hetrurien war, ehe die Hellenen und Römer die Küsten dieses Meeres zum dauernden Sitz ihrer Macht und Thätigkeit erhoben und die frühere Bildung aufnahmen, vermehrten und fortpflanzten.

Besonders waren die Griechen ein hochbegabter Stamm, in dessen Bildung die unserige tief wurzelt und aus dessen Ueberlieferungen wir einen wichtigen Theil aller früheren Völkerkunde und Weltansicht schöpfen. Das griechische Volk wurde besonders dadurch wichtig, daß es durch weit ausgedehnte Schifffahrtsunternehmungen einerseits, wie z. B. den Argonautenzug gegen den Nordosten, die Ophirfahrten gegen Süden, die Ueberschreitung der Meerenge von Gibraltar gegen Westen, so wie andererseits durch die Feldzüge der Macedonier unter Alexander dem Großen den Gesichtskreis der Bildung und Länderkunde sehr erweiterte, eine Verschmelzung des Ostens mit dem Westen und eine Vermischung der Völker durch Eroberungen und durch weite Verbreitung der griechischen Sprache und Literatur und auf diese Weise eine bedeutende Bereicherung des Ideenkreises vermittelte. Durch die Feldzüge Alexanders des Großen wurde, ausgenommen die Entdeckung von Amerika, wie zu keiner anderen Zeit auf einmal einem großen Theile des Menschengeschlechtes eine reiche Fülle neuer Naturansichten dargeboten, welche um so besser benutzt und geistig verarbeitet werden konnten, als gerade in der damaligen Zeit eine neue philosophische Richtung, ausgedehnte wissenschaftliche Forschungen und eine Alles scharfumgrenzende wissenschaftliche Sprache großer Weltweisen und besonders des Aristoteles als Unterlage

dienten. Der Heereszug des Alexander war im eigentlichsten Sinne des Wortes eine wissenschaftliche Expedition, welche außer der sehr vermehrten Kenntniß der Erde und ihrer Erzeugnisse auch die Kenntniß des Himmels ansehnlich erweiterte, dadurch daß man auf diesem Zug mit Babylon und den astronomischen Beobachtungen der bereits aufgelösten chaldäischen Priesterkaste bekannt wurde.

Nach dem Zerfallen des macedonischen Weltreiches verschafften in Aegypten die Ptolemäer durch ihre Liebe für die Wissenschaften, durch die glänzendsten Anstalten zur Beförderung der geistigen Bildung, durch ein ununterbrochenes Streben zur Erweiteruug des Seehandels (die Wiedereröffnung des Canals zur Verbindung des rothen Meeres mit dem Nil, ein lebhafter Handel in das Innere von Asien, das alexandrinische Museum, zwei große Büchersammlungen u. s. w.) der Natur- und Länderkunde einen Zuwachs, wie derselbe bis dahin noch von keinem einzelnen Volke errungen worden war. Von den alexandrinischen Gelehrten wurde das vorhandene Wissen zusammengefaßt, geordnet, verglichen und verallgemeinert, und aus diesem Streben ging wieder umgekehrt ein reger Eifer zu neuen Forschungen und zu der Ausfüllung der hervortretenden Lücken in dem vorhandenen Wissen hervor. Wir brauchen hier nur beispielsweise zu erwähnen, daß der erste Versuch einer Gradmessung, um den Umfang der Erdkugel annähernd zu bestimmen, zwischen Syene und Alexandrien vom Eratosthenes vorgenommeu wurde; daß gleichzeitige Fortschritte des Wissens in der Mathematik, Mechanik und Astronomie die Bestimmung und Zusammenstellung von vielen Fixsternörtern möglich machten, so daß man versuchen konnte, Erscheinungen in den Himmelsräumen zu geographischen Ortsbestimmungen zu benutzen.

Als ein sehr wichtiger Zeitpunkt für den geistigen Fortschritt des Menschengeschlechtes tritt die Zeit der römischen Weltherrschaft

hervor, in welcher wir alle fruchtbaren Erdstriche, welche das Becken des mittelländischen Meeres umgeben, zum ersten Mal in einem engen Staatsverbande vereinigt finden, dem sich viele Völker des Ostens angeschlossen haben. Bei der Mannigfaltigkeit der Bodengestaltung und der Verschiedenartigkeit der Erzeugnisse dieses großen Reiches, durch die weiten Fahrten nach den Bernsteinküsten und nach Arabien und durch den Genuß eines langen inneren Friedens war unter den Kaisern das Naturwissen lebhaft gefördert worden; durch einen weitausgedehnten Landhandel wurden bedeutende Fortschritte in der Erdkunde gemacht. Dennoch aber hätte man von dem Zusammentreffen so vieler günstiger Umstände größere Resultate erwarten können; denn während der ganzen Weltherrschaft Roms finden wir nur wenige als Beobachter der Natur ausgezeichnete Männer wie Plinius, Ptolemäus, Galenus und einige andere. Es fehlte der Geist, welcher einen so vieltheiligen Staatskörper hätte dauernd beseelen können, und das Streben der Kaiser war, wie in allen unumschränkten Monarchien, welche bei großem Umfange aus verschiedenen Elementen zusammengesetzt sind, hauptsächlich darauf gerichtet, durch militärischen Zwang die Zerstückelung des Länderverbandes abzuhalten. So war der große Umfang und die durch denselben bedingte Verfassung des römischen Kaiserreichs, ganz im Gegensatz zu dem selbstständigen Leben der kleinen griechischen Republiken, wenig geeignet, die schaffende geistige Kraft der Menschheit zu beleben und zu stärken. Aber dennoch bot diese Weltherrschaft große und eigenthümliche Vortheile für das Naturwissen dar. Eine große Menge von Beobachtungen und Thatsachen wurde gesammelt und dadurch für spätere Zeiten einer denkenden Betrachtung der Naturwissenschaft vorgearbeitet. Der Völkerverkehr und Ideenaustausch wurden durch die Römerherrschaft und die Verbreitung der römischen Sprache über einen großen Theil von Europa und

Nordafrika kräftig belebt, und nach und nach alle Elemente der damaligen Weltauschauung gereinigt und verschmolzen. Aber erst die Verbreitung des Christenthums, das aus politischen Gründen zur Staatsreligion erhoben wurde, hat hauptsächlich dazu beigetragen, den Begriff der Einheit des menschlichen Geschlechts hervorzurufen und in den Sitten und Einrichtungen der Völker eine Vermenschlichung zu bewirken, welche von einem dauernden Einfluß auf das Streben nach höherer Intelligenz war.

Nach dem gewaltsamen Sturze des großen römischen Reiches und in dem Kampfe, der die nothwendige Folge der großen Völkerwanderungen sein mußte, wurde die Wissenschaft Jahrhunderte lang kaum angebaut.

Die Araber, ein bildsames Nomadenvolk der Wüste, verscheuchten zum Theil die Barbarei, welche das von den Völkerstürmen erschütterte Europa lange bedeckt hatte. Sie trugen nicht nur dazu bei, die wissenschaftliche Cultur des Alterthums zu erhalten, indem sie die Schriften der berühmtesten griechischen und römischen philosophischen Naturforscher, des Aristoteles, des Ptolemäus, Galenus, Euclides u. s. w. in das Arabische übersetzten, von wo aus dann diese Schriften und ihr Geist während des Mittelalters in die neueren Sprachen übergetragen wurden, sondern sie dehnten auch durch eigene Forschungen, durch Gründung höherer Schulen, durch Sammlungen von Büchern den Kreis der wissenschaftlichen Thätigkeit aus. Besonders waren es die Wissenschaften der Mathematik, Astronomie, Chemie in Verbindung mit der Arzneikunde, welche sie eifrig anbauten. Durch ihre großen Handelsunternehmungen sowohl, als durch das weithin schimmernde Glück ihrer Waffen, bei sehr bedeutender Beweglichkeit, in Folge deren sie sich mit den besiegten Völkern unter Beibehaltung ihres Nationalcharakters zu

verschmelzen suchten, wirkten sie überall, wohin sie kamen, vermittelnd, übertragend, culturverbreitend. Unter vielen wissenschaftlichen Hinterlassenschaften, welche wir den Arabern verdanken, wie z. B. die Verbreitung, wenn auch nicht die Erfindung, der sogenannten arabischen, eigentlich indischen Zahlenzeichen, die erste wissenschaftliche Begründung der Chemie, die Ueberlieferung und Verbesserung der indischen Planetentafeln — wollen wir als eine der wichtigsten hervorheben, daß sie eine ganz neue Betrachtungsweise der Naturwissenschaften hervorgerufen haben. Nach der bloßen Naturbeschauung, nach der Beobachtung der Erscheinungen, die sich dem Auge am Himmel und auf Erden zufällig darbieten, kommt das Erforschen, das Aufsuchen des Vorhandenen, das Messen von Größe und Dauer der Bewegung. Diese Art der Naturforschung, aber meist nur auf organische Erscheinungen beschränkt, hatte Aristoteles angewendet. Es bleibt eine dritte und höhere Stufe zu der fortschreitenden Kenntniß physischer Erscheinungen übrig, die Ergründung der Naturkräfte, die Beobachtung des Werdens, die Erforschung der Stoffe, welche entfesselt werden, um in neue Verbindungen zu treten. Das Mittel, welches hierzu führt, ist das willkürliche Hervorrufen von Erscheinungen, das Experimentiren. Auf diese letzte Stufe, die dem Alterthume fast ganz unbekannt war, haben uns die Araber erhoben. —

Ueber das ganze Mittelalter hinweg führt uns Humboldt aus der Zeit der Araber in das funfzehnte Jahrhundert, welches gewissermaßen als die Uebergangsperiode aus dem dunkeln Mittelalter in die neuere Zeit betrachtet werden kann. In diesem Jahrhundert sind alle Geistesbewegungen auf Ein Ziel gerichtet, die größten Entdeckungen in dem Raume werden gemacht. Für die Bewohner von Europa werden die Werke der Schöpfung durch die Auffindung und Erforschung eines neuen Welttheils in der

westlichen Halbkugel verdoppelt und neue und mächtige Anregungsmittel zur Vervollkommnung der Naturwissenschaften dargeboten. Zu keiner anderen Zeit ist einem Theile des Menschengeschlechtes ein größerer Reichthum von Thatsachen, sowohl in der irdischen Natur, als an dem Himmelsgewölbe, ein so vielseitiges Material zur Erweiterung des geistigen Gesichtskreises und zur Begründung einer vergleichenden physischen Weltbeschreibung überliefert worden.

Zwar ist es nachgewiesen, daß der nördliche Theil des neuen Continents von Island aus schon früher besucht und also Amerika schon früher von Europäern entdeckt worden ist. Aber weltgeschichtlich ganz verschieden von diesem folgenlosen Ereigniß der ersten normännischen Entdeckung des neuen Continents im eilften Jahrhundert ist die Wiederauffindung desselben in seinem tropischen Theil durch Christoph Columbus gewesen. Wenn auch dieser kühne Seefahrer bei seinem großen Unternehmen keineswegs die Absicht hatte, einen neuen Welttheil zu entdecken, sondern selbst mit der festen Ueberzeugung gestorben ist, daß die von ihm eröffneten Länder östliche Theile Asiens seien, so war es doch nicht der Zufall, der den Columbus nach Amerika verschlug, oder ein allmähliges Weiterschreiten auf Zwischenstationen, das ihn dahinbrachte, sondern ein nach wissenschaftlichen Unterlagen geordneter Plan, der vorbereitet worden war durch eine kleine Anzahl kühner, geistig hoch begabter Männer, welche in den vorhergegangenen Jahrhunderten der geistigen Verfinsterung aufgetreten waren und gleichzeitig zu allgemeiner Freiheit des Denkens und zu Erforschung einzelner Naturerscheinungen und Gesetze angeregt hatten. Von diesen Männern nennen wir die großen und bekannten Namen: Albertus Magnus, Roger Baco, Vincenz von Beauvais, Gama, Marco Polo. — Auch die Wiederaufnahme und die erneuerte Bekanntschaft mit den Werken der griechischen Literatur und die Erfindung

der Buchdruckerkunst trugen wesentlich dazu bei, dem Zeitalter des Columbus den Charakter eines ununterbrochenen und erfolgreichen Strebens nach Erweiterung des wissenschaftlichen Horizontes, zu geben. Alexander von Humboldt hat in einer besonderen, aus umfassenden Studien hervorgegangenen Schrift diese für die ganze Entwickelung und Bildung des Geistes nach allen Seiten hin unendlich wichtige Begebenheit der Entdeckung Amerikas nach den Ursachen, welche sie vorbereitet und herbeigeführt, und nach ihrem unmittelbaren Einfluß auf die wissenschaftliche und praktische Erdkunde dargestellt. Durch diese Schrift, welche den Titel führt: „Kritische Untersuchungen über die historische Entwickelung der geographischen Kenntnisse von der neuen Welt und die Fortschritte der nautischen Astronomie in dem funfzehnten und sechszehnten Jahrhundert," hat er einen entschiedenen Einfluß auf die Auffassung jener welthistorischen Begebenheit ausgeübt. Auch der Kosmos geht nach verschiedenen Richtungen in das Einzelne ein, und man sieht, wie der Verfasser mit Vorliebe die für die Entwickelung der Weltanschauung aus der Entdeckung von Amerika hervorgegangenen wichtigen Thatsachen in klarer und eindringlicher Weise hervorhebt.

Als eine unmittelbare Folge der Entdeckung von Amerika ist die Entdeckung und Beschiffung der Südsee zu betrachten. Durch diese wurde nicht allein die Westküste des neuen und die Ostküste des alten Continents, sondern auch die Vertheilung des Festen und Flüssigen auf der Oberfläche unseres Planeten erkannt und der dadurch bestimmte Feuchtigkeitsgehalt der Atmosphäre, der wechselnde Luftdruck, die Vegetationskraft der Pflanzen, die größere und geringere Verbreitung gewisser Thiergeschlechter und eine Menge anderer allgemeiner Naturerscheinungen ergründet. —

Die Fortschritte und die Einsicht in das Wesen und die Ge-

setze der Naturkräfte und Naturerscheinungen, welche am Schlusse des wissenschaftlich oft zu gering geachteten Mittelalters gemacht worden waren, erleichterten und beschleunigten das Auffassen und die sinnige Vergleichung einer maßlosen Fülle physischer Erscheinungen, welche auf einmal der Beobachtung dargeboten wurden.

Nach den wichtigsten Entdeckungen und Forschungen auf der Erde über früher nicht geahnte Welttheile, über die für die Schifffahrtskunde so wichtigen magnetischen Linien, über die Wärmevertheilung, über die Bewegung der Gewässer und die großen Tangwiesen in dem Weltmeere u. s. w., erfolgte auch durch die Kenntnißnahme des südlichen Himmels eine mächtige Erweiterung in der Anschauung der Welträume, in dem astronomischen Wissen.

Die Ausdauer, mit welcher man immer neue Entdeckungsreisen unternahm, der Eifer, mit welchem man die Wunder der neuen Welt zu ergründen strebte, und das Geschick, mit welchem man die gemachten Erfahrungen benutzte, um die Kunst des Reisens zu vervollkommnen, beweisen hinlänglich, daß es nicht bloß äußere oder religiöse Gründe waren, die jene Entdeckungsreisen hervorriefen, sondern daß ein höheres Streben waltete, den Gesichtskreis des Wissens auszudehnen und eine umfassendere Weltbetrachtung zu begründen.

Die Kühnheit des genuesischen Seefahrers ist als das erste Glied zu betrachten in der Kette der großen weltgeschichtlichen Begebenheiten, welche das Mittelalter in eine neue Zeit übergeführt haben, und der neue Welttheil, welcher schon in der vergangenen Zeit einen so wichtigen Einfluß auf die Einrichtungen und Ideen der Völker ausgeübt hat, wird auch in Zukunft, viel mehr noch als bis jetzt, anregend und bestimmend einwirken.

Auf dieses Zeitalter der größten Entdeckungen im Raum auf

der Oberfläche unseres Planeten folgt unmittelbar die Besitznahme eines beträchtlichen Theiles der Himmelsräume durch das Fernrohr, wodurch eine richtigere Ansicht des Weltbaues vorbereitet ward.

Die Arbeiten in der Gedankenwelt gehen nun ununterbrochen und sich gegenseitig unterstützend fort, keiner der früheren Keime wird erstickt und es nehmen gleichzeitig die Fülle des zu verarbeitenden Materials, die Strenge und Zweckmäßigkeit der Methoden und die Vervollkommnung der Werkzeuge in allen Wissenschaften zu. Wir brauchen zur Bewahrheitung dieses Ausspruchs nur an die allgemein bekannten Namen Kepler, Galilei, Bacon, Tycho, Descartes, Newton, Leibnitz u. s. w. zu erinnern. Die Untersuchungen, Entdeckungen und Erfindungen neuer Instrumente (z. B. der voltaischen Säule und aller bis jetzt bekannter Erscheinungen des Electro-Magnetismus) gehen fort bis in die neueste Zeit, welche besonders das Bestreben zeigt, den Blick nicht auf das Neuerrungene zu beschränken, sondern auch das früher Berührte nach Maaß und Gewicht streng zu prüfen, das bloß Geschlossene von dem Gewissen zu trennen und alle Theile des Wissens einer streng prüfenden Methode zu unterwerfen.

Werfen wir noch einen Blick zurück auf dasjenige, was in dem Kosmos von Humboldt dargestellt worden ist, so finden wir, daß er das Weltganze von einem zweifachen Gesichtspunkt aus betrachtet hat; zunächst in seiner wirklichen Erscheinung und mit Rücksicht auf die gesetzliche Einheit, welche in der Welt besteht, und sodann rücksichtlich des Eindrucks, welchen das Weltall auf das Innere des Menschen und den Kreis seiner Gedanken und Gefühle hervorgebracht hat und hervorbringt. — Die Außenwelt der Erscheinungen unter der Form eines allgemeinen Naturgemäldes beginnt mit den Sternen, welche in dem fernsten Theile des

Weltraums zwischen Nebelflecken aufglimmen und steigt durch unser Sonnensystem bis zu der irdischen Pflanzendecke und dem kleinsten, für das unbewaffnete Auge nicht mehr erkennbaren thierischen Leben herab. Das gemeinsame Band, welches die ganze Körperwelt umschlingt, das Walten ewiger und auch die entferntesten Stoffanhäufungen umfassender Gesetze, der ursachliche Zusammenhang scheinbar weit aus einander liegender Erscheinungen tritt uns in dem Kosmos oft mit einer überraschenden Anschaulichkeit und Klarheit entgegen. Aber auch durch die Schilderung des Einflusses, welchen die Betrachtung der Natur von jeher bis in unsere Zeit auf die Geistesentwickelung und Gefühlswelt des Menschen gehabt hat, und wie aus einer ursprünglich religiösen und symbolischen Naturanschauung zunächst erfahrungsmäßig gewisse Gesetze aufgefunden werden, bis zuletzt durch Erforschen des ursachlichen Zusammenhangs in den Erscheinungen eine Welterklärung versucht wird, weiß Humboldt den Geist unwiderstehlich zu fesseln. Wohl ist die physische Weltbeschreibung nur in einzelnen Theilen eine Welterklärung zu nennen, und in vielen Gruppen der Erscheinungen müssen wir uns noch mit erfahrungsmäßig begründeten Gesetzen begnügen, ohne den ursachlichen Zusammenhang, das Gesetzliche nach mathematischer Methode auffinden zu können.

Das Streben der Geistesarbeit nach diesem letzten Ziel aller Naturforschung hat etwas Großes und Feierliches, denn es ist gerichtet auf das Erfassen und Begreifen desjenigen, was in ungemessener, unerschöpflicher Fülle das Seiende, das Werdende, das Geschaffene uns offenbart.

In dem dritten Bande des Kosmos giebt Humboldt zur Erläuterung seines allgemeinen Naturgemäldes die Ergebnisse der Beobachtung, auf welche der jetzige Zustand wissenschaftlicher Meinungen gegründet ist, und legt dabei einen ganz besonderen Werth

auf die genaue Angabe der Zahlenverhältnisse über Maaß und Bewegung, da nur aus diesen eine höhere Gesetzlichkeit der Erscheinungen nachgewiesen werden kann. In diesem Bande wird der uranologische Theil der physischen Weltbeschreibung auf diese angegebene Weise behandelt und mit vielen Nachträgen vermehrt; in einem vierten, noch zu erwartenden Bande würden die tellurischen Verhältnisse in ähnlicher Art besprochen werden. — Von der Betrachtung des Weltbaues rücksichtlich seiner Temperatur, dem Maße seiner Durchsichtigkeit, dem widerstrebenden Aether, welcher ihn füllt, geht Humboldt über auf das natürliche und teleskopische Sehen, die Grenzen der Sichtbarkeit, die Geschwindigkeit des Lichts nach Verschiedenheit seiner Quellen, die unvollkommenen Messungen der Lichtstärke und die neuen optischen Mittel, direktes Licht von reflectirtem zu unterscheiden. Dann folgt die Betrachtung des Fixsternhimmels rücksichtlich der Zahlenangaben der an ihm selbstleuchtenden Sonnen, der veränderlichen Sterne, deren größte Lichtstärke in wohlgemessenen Perioden wiederkehrt, der eigenen Bewegung der Fixsterne, der Annahme dunkler Weltkörper und der Nebelflecken, insofern sie nicht sehr entfernte und dichte Sternschwärme sind. Sodann von dem Allgemeinen in das Besondere eintretend, betrachtet er unser Sonnensystem, in welchem dunkele Weltkörper um einen selbstleuchtenden, oder vielmehr, ganz wie bei den Systemen leuchtender Doppelsterne, um einen gemeinschaftlichen Schwerpunkt kreisen, und schildert die einzelnen sehr verschiedenartigen Glieder desselben, die aus den Hauptplaneten, von denen ein Theil eine Gruppe bildet, deren Bahnen sich durchschneiden, den Nebenplaneten, einer unzählbaren Schaar von Kometen, dem Ringe des Thierkreislichtes und mit vieler Wahrscheinlichkeit den periodischen Meteorasteroiden bestehen.

Durch den ganzen Kosmos hindurch laufen parallel mit dem

Haupttext eine Reihe von schätzbaren Anmerkungen und Erläuterungen, welche nicht bloß beweisen, mit welcher umfassenden Gelehrsamkeit und aus welcher großen Masse von Material Humboldt immer gerade das Passende und Zweckgemäße gewählt hat, sondern auch eine vielseitige Anregung zu weiteren Forschungen darbieten.

Obgleich Humboldt für die meisten seiner Schriften die französische Sprache gewählt hat, um durch diese in der ganzen Welt bekannten Sprache seinen Schriften eine schnellere und universelle Verbreitung zu verschaffen, und die Franzosen ihn als einen ihrer klassischen Schriftsteller betrachten, so ist doch die Sprache in dem ursprünglich deutsch geschriebenen Kosmos so gedrängt, rein und oft wahrhaft erhaben, daß Humboldt unbestreitbar eine der ersten Stellen unter unsern deutschen Klassikern einnimmt. Selbst wo der Stoff, den er behandelt, durch seine Schwierigkeit den Ausdruck erschwert, findet Humboldt, ganz im Gegensatz zu vielen Gelehrten, welche oft durch eine sogenannte wissenschaftliche Sprache das Verständniß ihrer Schriften schwer machen, eine so leichte und gefällige Weise des Ausdrucks, daß das Verständniß seines Gedankens leicht gefunden wird. Die Gefälligkeit, man kann sagen die Liebenswürdigkeit seiner Darstellungsweise ist die Ursache, daß Viele, die in Folge ihrer mangelhaften Vorkenntnisse den Kosmos nur halb oder wenig verstehen können, die also den geistigen Genuß, den das vollständige Begreifen dieses Werkes hervorbringt, entbehren müssen, ihn dennoch mit Vergnügen lesen, angelockt durch den Reiz der oft wahrhaft dichterischen Sprache und die überraschende Neuheit der Resultate. So ist dieses Werk, in welches der vielerfahrene Verfasser die Forschungen und Gedanken seiner reichen und langen Thätigkeit, gewissermaßen als ein Bild seines geistigen Lebens niedergelegt hat, als eine der bedeutendsten und beneidenswerthesten Erscheinungen der deutschen Wissenschaft und

Literatur zu betrachten. Es wird wenig andere Werke geben, welche von einem so erhabenen Standpunkt aus geschrieben worden sind, als dieses. Mit Einem Blicke und zu gleicher Zeit umfaßt der Verfasser die zahllosen Sonnen der Welteninseln in ihrem Zusammenhang und das Leben der Pflanzenzelle; durchschaut er die vielseitigen Forschungen seiner an hochbegabten Geistern und weitgreifenden Entdeckungen reichen Zeit und vergleicht sie sinnreich mit den Ahnungen und unbestimmten Aussprüchen, mit den redenden Denkmalen längst verklungener Völker, mögen diese das klassische Griechenland und Rom oder die Andenkette von Mittelamerika, die fernen Ufer des kulturumwohnten Ganges oder das in früher Zeit hochgebildete und reiche Nilthal bewohnt haben. Alles scheint er geistig zu übersehen und die ganze Wissenschaft der vergangenen Zeit und der Gegenwart scheint ihn zu umgeben, wenn er schreibt. Das Alte und unbrauchbar Gewordene oder die Verirrungen der geistigen Bestrebungen in der Neuzeit sondert er mit Scharfblick von dem Wichtigen und Erfolgreichen ab und vereinigt das Letztere aus allen Wissenschaften zu einem innerlich zusammenhängenden Ganzen, das seinen Ausdruck in der im Kosmos dargebotenen physischen Weltbeschreibung findet. Aus diesem Grunde haben wir der Betrachtung dieses Werkes, das also nicht blos durch seinen thatsächlichen Inhalt eine höhere Anschauung der Welterscheinungen gibt und einen Blick in die Weltordnung thun läßt, sondern auch in diesem Inhalte recht eigentlich ein Bild des geistigen Lebens Humboldts vor uns entfaltet und uns die größte Hochachtung vor diesem Heroen der Wissenschaft einflößen muß, eine etwas ausführlichere Betrachtung gewidmet. Wenn nach Humboldt das Bestreben und die Aufgabe der jetzigen Zeit, da durch großartige Länderentdeckungen der Gesichtskreis des tellurischen Wissens nicht mehr bedeutend erweitert werden kann, hauptsächlich darin besteht, das

schon Erforschte sorgfältig zu prüfen, vergleichend zusammenzustellen, das Allgemeine in den Erscheinungen aufzusuchen und den inneren Zusammenhang aller Kräfte und Wirkungen nachzuweisen, so hat sich Humboldt, wie wohl kein Anderer, diesem Ziele genähert, indem er sowohl selbst durch seine denkende Auffassung die Resultate vieler einzelnen Wissenschaften zu einer wissenschaftlichen Anschauung verschmolzen, und diese höhere Ansicht der Naturerscheinungen einem großen früher von dieser Weltordnung wenig ahnenden Theile der Menschheit aufgeschlossen hat, als auch indem er durch Anregungen, welche wegen seines wissenschaftlichen und literarischen Einflusses fast allenthalben erfolgreich waren, ein ähnliches Streben in ausgedehnter Weise verbreitet hat.

Werfen wir noch einen Blick auf die seltene literarische Thätigkeit Humboldts, deren Bedeutung und Reichhaltigkeit aus dem beigefügten Verzeichniß der von ihm herausgegebenen oder wenigstens auf seine Veranlassung oder unter seiner Aufsicht bearbeiteten Werke ersehen werden kann, so finden wir, daß die meisten dieser Werke als eine Folge der von ihm unternommenen Reisen entstanden sind. Die erste dieser Reisen, welche ungefähr fünf Jahre dauerte und die Aequinoktialgegenden des neuen Continents umfaßte, war eine der großartigsten Privatunternehmungen. Rein im Interesse der Wissenschaft, mit großen Opfern und ohne Hoffnung auf persönlichen Gewinn unternommen, hatte diese Reise für beinahe alle Zweige des Wissens und den Verkehr eine weitgehende Bedeutung, und rief eine neue Behandlung der Wissenschaften und selbst politische Verbesserungen in dem von ihm besuchten Lande hervor. Dieses Land, dessen Dasein schon vor Jahrhunderten bekannt geworden war, wie uns etwa jetzt die ausgedehnten Länderstrecken im Innern von Australien, eröffnete Humboldt zuerst in überraschenden Naturansichten den erstaunten Blicken des gebildeten

Europa. Mit naturgetreuen Farben schilderte er nicht blos die von der europäischen Gestaltung meist ganz verschiedene Oberfläche sowie die Zustände dieses Landes und seiner Bewohner, sondern machte die Wissenschaft auch mit dem Bau und der Bildung jener Länderstrecken, mit den wunderbaren von allem Europäischen specifisch abweichenden Phänomenen jener eisbedeckten, kegelförmigen Vulkane, jener beinahe beständigen Erdbeben ausgesetzten mächtigen Ebenen bekannt, welche, früher ein ausgedehntes Binnenmeer, jetzt nur noch ein Aufenthalt wilder oder verwilderter Thiere sind, und lehrte ihre wissenschaftliche Bedeutung für die Erklärung der Erscheinungen in der alten Welt begreifen. Wenige haben wie Humboldt verstanden ihre Reisen auszubeuten; denn keine Thatsache, welche von wissenschaftlichem Werth oder im Stande war, das menschliche Gemüth anzuregen, ist von ihm übersehen worden. Besonnen beobachtend, überall nach Grund und Zweck forschend, anordnend und durch Sammlungen von Naturerzeugnissen anregend, thut er keinen Schritt auf seinen Wanderungen vergeblich und weiß selbst zu benutzen, wenn er wider seinen Willen von seinem Reiseziel auf Nebenwege verschlagen wird.

Freilich wollen wir nicht verkennen, daß auch Wenige wie er durch glückliches Zusammentreffen der Verhältnisse begünstigt worden sind. Von früher Jugend an in einem den Wissenschaften wohlgeneigten Kreise erzogen, von vortrefflichen Lehrern unterrichtet, mit einem Wohlstande ausgestattet, der ihm erlaubte seinen Wünschen, namentlich seiner Sehnsucht nach Durchforschung wenig bekannter Länder nachzukommen, in einer gesellschaftlichen Stellung geboren, welche ihm auch die sogenannten höchsten Kreise der menschlichen Gesellschaft und dadurch die Mittel, unter allen Nationen Kräfte für seinen Dienst zu gewinnen, eröffnete, mit einer glücklichen Gesundheit ausgerüstet, welche ihm auch über die bedenk-

lichsten körperlichen Anstrengungen hinweghalf und ein langes Leben gewährte, — muß Humboldt als ein von dem Geschick besonders bevorzugter Mann betrachtet werden. Bewundern müssen wir aber dennoch an ihm, daß er, bei der Möglichkeit, ein ruhiges und beschauliches Leben zu führen und bei der dem Menschen innewohnenden Neigung zum Lebensgenuß in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes, und nicht verführt durch die Genugthuung, welche ihm in Folge seiner ersten Reise gewährt werden mußte, — sich in ein stürmisches Meer von Mühen und Arbeiten stürzte und noch jetzt in seinem hohen Alter sich keine Ruhe gönnt, sondern noch immer darnach ringt, die Wissenschaft zu fördern und neue Blüthen aus dem Boden der Erkenntniß zu treiben.

Außer den schon erwähnten, bald nach seiner Rückkehr veröffentlichten „Ansichten der Natur" erschien allmälig unter Humboldts Leitung in dem großartigsten Maßstabe die Beschreibung seiner Reise. Die Ergebnisse derselben waren so mannigfaltig und betrafen so verschiedene Wissenschaften, daß er die Kräfte vieler anderen Gelehrten bei der Herausgabe seines Werkes benutzen mußte. Die größten Gelehrten und Künstler seiner Zeit machten sich eine Ehre daraus, seine Mitarbeiter zu sein und beeiferten sich durch die Tiefe des Inhalts und die Genauigkeit und Schönheit der bildlichen Darstellungen dem zu bearbeitenden Werke die höchste Vollendung zu geben. Dieses Werk, dem deutschen Volke wenig bekannt, weil es in französischer Sprache und meist streng wissenschaftlich geschrieben ist, enthält in einer Reihe von verschiedenen, nach einzelnen Wissenschaften geordneten Schriften die Beobachtungen des großen Reisenden. Seit einem Vierteljahrhundert wird mit bedeutenden Kräften an dem Werke gearbeitet und noch ist das Material, das Humboldts Reise geliefert hat, nicht vollständig erschöpft. — Zwei Foliobände mit 60 prächtigen Kupfertafeln geben

uns die unmittelbare Anschauung der üppigen Natur, der geognostischen Eigenthümlichkeiten und der alten Kunstbaudenkmale der räthselhaften Völker von Mexico und Peru, wie sie Humboldt aus eigener Betrachtung kennen gelernt hat, und schildert uns die eigenthümlichen Verhältnisse jener Völker, so weit sie enthüllt sind.

In zwei anderen Werken, deren jedes zwei Bände hat, lernen wir den politischen und statistischen Zustand von Mexico und der Insel Cuba kennen. — Was Humboldt über die Thierwelt des neuen Continents beobachtet hat, ist gleichfalls in einem besonderen Werke ausgesprochen, während die durch seine Reise stark vermehrte Kenntniß der Pflanzenwelt eine ganze Reihe von reichhaltigen Schriften veranlaßt und der Botanik durch Nachweisung einer bestimmten, gesetzmäßigen Verbreitung der Pflanzenfamilien nach klimatischen und Höhenverhältnissen eine ganz neue Bahn gebrochen hat. Wir haben bereits oben die neue Wissenschaft der Pflanzengeographie, die durch Humboldt begründet worden ist, erwähnt. — Auch für die übrigen Naturwissenschaften ist ein reicher Stoff geliefert worden, der theils von Humboldts eigener Feder, theils unter seiner Leitung von wohlbekannten Gelehrten verarbeitet worden ist. Er selbst legte in einem besonderen Werke seine astronomischen Beobachtungen nieder, welche außer vielen anderen wichtigen Thatsachen eine lange Reihe von geographischen Ortsbestimmungen enthalten, mit deren Hülfe neben einer von ihm selbst entworfenen Karte des Orinoco- und Amazonenstrom-Gebiets die früher sehr unvollkommenen und falschen Karten des von Humboldt bereisten Theiles von Amerika vervollständigt und verbessert werden konnten. Unter Anderem ist von ihm die Wasserverbindung zwischen dem Amazonenstrom und Orinoco, deren Bedeutung sich erst bei größerer Bevölkerung der angrenzenden Länder zeigen wird, außer allen Zweifel gesetzt worden. Auch für die mathematische Geographie,

die Physik, die Klimatologie, die Geologie wurde durch Humboldts Reisebeobachtungen Wesentliches gewonnen.

Die zweite große Reise, nicht minder wichtig und ergebnißreich, führte Humboldt in das Innere des großen russischen Reichs, nach dem kaspischen Meer und nach dem Ural- und Altaigebirge. So umfassend und sicher waren die Vorarbeiten für die Reise gewesen, daß Humboldt, ehe er nach dem Ural abreiste, der Kaiserin von Rußland, deren Gemahl das Reiseunternehmen mit reichen Mitteln ausstattete, aus der Beschaffenheit des Uralgebirges versprechen konnte, Diamanten zu finden und sein Wort gehalten hat.

Seine beiden Begleiter, Gustav Rose für die chemische Untersuchung der Mineralien und Ehrenberg für die Erforschung und Beobachtung der Thier- und Pflanzenwelt, konnten die Hoffnungen, welche sich für die Wissenschaft an dieses Reiseunternehmen knüpften, nur noch erhöhen; und in der That ist auch dieses Unternehmen, obwohl es blos den Zeitraum von dreiviertel Jahren umfaßt hat, für die physikalischen und geographischen Wissenschaften an wichtigen Erfahrungen äußerst reich gewesen.

Auch die auf dieser Reise gemachten Beobachtungen wurden von Humboldt veröffentlicht. Zunächst erschienen die „asiatischen Fragmente", welche bestimmt zu sein schienen, die Masse des dargebotenen Materials für eine ausgedehntere Darstellung vorläufig zu ordnen. In dem ersten Bande werden alle Erscheinungen, welche mit der Reaktion des flüssigen Erdinnern gegen die Erdrinde zusammenhängen, erörtert und mit den von Humboldt in Amerika gemachten Erfahrungen verglichen. Wir haben alles hierher Gehörige bereits oben angegeben und müssen hier nur noch bemerken, daß Humboldt erst auf dieser asiatischen Reise den inneren Zusammenhang dieser Erscheinungen, als das Ergebniß einer fortwährenden Wirkung der innern Erdkräfte unseres Planeten gegen die

umgebende feste Schale klar und unwiderleglich erkannte. Für den Bergbau begründet er die Gesetze, welche das Vorkommen der Metalle bedingen, und die Aehnlichkeit der Verhältnisse in der Lagerung des Goldes und des Platins in Amerika und Sibirien hatte ihm die Gewißheit gegeben, daß auch in dem Ural Diamanten gefunden werden müßten. — Der zweite Band enthält eine Darstellung der klimatischen Verhältnisse von Asien. Unter Anderm untersucht er die Gründe, welche die sonderbare Erscheinung des so großen Unterschiedes zwischen der Sonnenwärme und Winterkälte Nordasiens herbeiführen; wir haben bereits oben erklärt, daß der weit geringere Unterschied der Temperatur in Europa zum großen Theil eine Folge des vielfach einschneidenden Meeres ist, welches im Sommer kühlend und im Winter erwärmend wirkt, während Asien einem Continentalklima angehört. Auch erhalten wir in diesem Bande sehr schätzbare Beiträge zur geographischen Bestimmung des Landes und reiche Beobachtungen über die Isothermen und magnetischen Linien. An die klimatologischen Verhältnisse knüpft Humboldt Betrachtungen über die Pflanzen- und Thierwelt, und versucht namentlich die räthselhafte Erscheinung vorweltlicher Thiere in dem Norden Asiens, welche, wie z. B. der vorweltliche Elephant (Mammuth) eigentlich einem heißen Klima angehören, zu erklären.

Bei der kurzen Dauer und großen Ausdehnung seiner Reise konnte Humboldt nicht die genügende Anzahl von Beobachtungen sammeln, um die meteorologischen Verhältnisse Asiens zu beurtheilen. Er ordnete daher über den ganzen russischen Staat ein Netz von Beobachtungsorten an, das auf das Bereitwilligste ausgeführt wurde und durch welches regelmäßige Beobachtungen über den Luftdruck, die Temperatur der Luft und des Bodens, den Feuchtigkeitsgehalt der Luft, die wässerigen Niederschläge und

die Richtung der Winde für den ganzen russischen Staat eingeführt wurden.

Auch die beiden Reisegefährten Humboldts lösten in ihren Reiseberichten die ihnen übertragenen Aufgaben.

Endlich, da sich eine neue Auflage für die „asiatischen Fragmente" nothwendig machte, wurde von Humboldt unter dem Titel „Centralasien" das Hauptreisewerk herausgegeben. Unterstützt durch die zwölfjährigen Beobachtungen der von ihm in Rußland eingerichteten Stationen und nach weitgreifenden Studien in allen wichtigeren Werken, welche über Asien, selbst in indischer, chinesischer und arabischer Sprache, erschienen waren, behandelte Humboldt die geographischen, geologischen und klimatischen Verhältnisse Asiens in einer viel großartigeren und ausgedehnteren Weise, als dies in den „asiatischen Fragmenten" hatte geschehen können. Auch einen schönen Schatz von geschichtlichen und sprachlichen Bemerkungen bietet uns dieses Werk dar. — Die Karte von Centralasien, welche mit bewunderungswürdiger Genauigkeit von Humboldt selbst nach den neuesten Höhenmessungen und astronomischen Beobachtungen gezeichnet ist, kann als eine reiche Fundquelle für die Kartographie betrachtet werden, für welche er durch diese Karte eine neue Richtung angebahnt hat.

Die Großartigkeit und Unschätzbarkeit des ganzen Reisewerkes kann nur von denen gebührend gewürdigt werden, welche dasselbe verstehen und die zukünftigen Wirkungen der von Humboldt gemachten Forschungen und Einrichtungen auf die Fortentwickelung der theoretischen und praktischen Wissenschaft sich vorzustellen vermögen. Die Anderen werden ahnungsvoll die Größe Humboldts, welche für sie mit dem Schleier des Wunderbaren bedeckt ist, bewundern.

Die literarische Thätigkeit Humboldts bestand aber nicht allein

in der Anordnung und Herausgabe seiner Reiseerfahrungen, sondern seine vielseitige Thätigkeit führte ihn auch auf entfernter liegende Felder der Wissenschaft, wie wir oben bereits mehrfach angegeben haben.

Wir dürfen nicht vergessen zu erwähnen, daß Humboldt, der in der jetzigen Zeit nicht bloß von Deutschland, sondern von der ganzen gebildeten Welt für den lebenden Repräsentanten der Wissenschaft betrachtet wird, durch diese Stellung wesentliche Vortheile vor allen übrigen Forschern voraus hat. Bereitwillig suchen nicht nur alle Gebildeten, sondern auch die meisten europäischen Regierungen seinen Wünschen zuvorzukommen, die geheimsten Archive der Bibliotheken öffnen sich seinem forschenden Auge und in sein Arbeitszimmer laufen, wie die Lichtstrahlen zu dem Brennpunkte, zahllose wissenschaftliche Mittheilungen von den Gelehrten aller gebildeten Nationen zusammen. Aber Alexander v. Humboldt ist vielleicht auch der Einzige unter den lebenden Forschern, welcher durch seinen Ueberblick und seine Combinationsgabe die überschwemmende Masse des gelieferten Materials zu sichten und zu benutzen versteht.

Fassen wir schließlich noch einmal die hauptsächlichsten Züge des geistigen Lebens unseres großen Landsmannes in den Rahmen eines kleinen Bildes zusammen:

Die Geognosie, welche von der Beschaffenheit, Form und Lagerung der Gesteine und Gebirgsmassen, aus denen die Erdrinde besteht, von den organischen Resten, welche darin eingeschlossen sind und das relative Alter der einzelnen Schichten bestimmen, und von der Bildung und Veränderung, welche die Erdrinde erleidet und erlitten hat, handelt, ist von Humboldt auf eine neue Bahn geführt worden. Nach seiner Ansicht umschließt die Erdrinde einen feuerflüssigen Kern. Aus diesem haben sich in der neuen und alten

Welt unter gleichen Bildungsgesetzen mächtige Gebirgsketten und große Hochebenen, die Welttheile emporgehoben. Durch denselben ist auch die frühere höhere Temperatur unseres Planeten, welche aus mancherlei Resten der Vorzeit angenommen werden muß, zu erklären. Aus mächtigen Spalten der Erdrinde ergossen sich auf die Erdoberfläche Wärmemassen, welche Grund und Bedingung der tropischen Pflanzendecke wurden, deren Ueberbleibsel in Stein- und Braunkohlenlagern auch den von den Tropen entfernt liegenden Ländern als eine reiche Wärmequelle aufbewahrt worden sind. Aus den noch jetzt stattfindenden Einflüssen des Erdinnern auf seine Rinde werden die Erdbeben und die damit zusammenhängenden und die mit der Thätigkeit der feuerspeienden Berge verwandten Phänomene überzeugend erklärt. Alle diese Ansichten stehen nicht als vereinzelte Annahmen da, sondern sind durch eine Reihe von Thatsachen und Beobachtungen, welche in drei verschiedenen Welttheilen gesammelt wurden, bewiesen, so daß man Humboldt mit Recht als den Gründer der neuen Geognosie betrachten kann.

Aber er machte auch zuerst auf die wahren Verhältnisse der oberflächlichen Erscheinungen an der Erde zum Ganzen aufmerksam. Die Formen der alten Welt mit denen der neuen und die einzelnen Welttheile mit einander vergleichend, betrachtete er die Gesetze, welche die Verbreitung der Thier- und Pflanzenwelt bestimmen, und fand dieselben abhängig von der Wärmevertheilung auf der Oberfläche unseres Planeten, und die Temperatur selbst durch die Entfernung vom Aequator, die Höhe über dem Meeresspiegel und viele andere mehr zufällige Erscheinungen bestimmt, deren Gesetzlichkeit von ihm mit dem Barometer und Thermometer zu bestimmen versucht wurde. Seine Arbeiten waren leuchtende Strahlen in das Dunkel und die Planlosigkeit, mit welcher früher die meisten Erdbeschreiber die so wichtigen oberflächlichen Verhältnisse unseres

Erdkörpers behandelt hatten. Er begründete die vergleichende Erdbeschreibung.

Den bei weitem größten Theil der Erdoberfläche nimmt das Meer ein. Mit der Betrachtung desselben hat sich Humboldt eifrig beschäftigt und ist dadurch der Schöpfer einer neuen Wissenschaft, der Hydographie, geworden, welche die Gewässer der Erdkugel beschreibt. Sorgfältige Untersuchungen über das Verhältniß der Meeresoberfläche zu dem Festlande und vorzüglich über die sonderbaren Strömungen des Meeres, ihre von den sie umgebenden Gewässern oft sehr abweichende Temperatur, ihre Richtung und Geschwindigkeit, ihre Bedeutung für die geschichtliche Entwickelung der Menschheit, den Verkehr und die Wärmeverhältnisse und Gestaltung der Länder, welche sie bespülen, sind von ihm in reicher Fülle angestellt worden.

In Amerika und Asien hat er den früher unbekannten Lauf großer Flüsse bestimmt und wiederholt den wichtigen Plan angeregt, den atlantischen Ocean mit dem großen Ocean durch einen Canal über den Isthmus von Panama, der vor ihm für eine Unmöglichkeit gehalten wurde, zu verbinden und dadurch die für den Welthandel so störende Umsegelung des Cap Horn aufzuheben. Bei dem raschen Emporblühen des goldreichen Californiens und der schnell vorwärts schreitenden Colonisirung Australiens kann der von Humboldt angeregte Plan, dem bereits durch Beobachtungen und Messungen vorgearbeitet worden ist, nicht mehr lange unausgeführt bleiben.

Wo Humboldt in irgend eine Wissenschaft eingriff, fand er sogleich den Standort, von welchem aus die Erscheinungen unter dem Gesichtspunkt der Gesetzlichkeit betrachtet werden können. Vor ihm hatte man nicht geahnt, daß die Ausbreitung der Pflanzendecke auf der Oberfläche der Erde nach ganz bestimmten Zahlenverhält-

nissen stattfinde und von den klimatischen und Höhen-Verhältnissen abhängig sei. Er aber wurde der Urheber der Pflanzengeographie, mit deren Hülfe aus der Zahl der in einem Lande vorkommenden Pflanzenarten mit deutlichen Staubgefäßen und Stempeln (Phanerogamen) auf die Anzahl derjenigen, bei denen diese Theile nicht erkennbar sind (Kryptogamen), oder aus der Menge der Schmetterlingsblumen (Erbsen, Wicken u. s. w.) auf die der Doldengewächse (Petersilie, Kümmel u. s. w.) oder irgend einer anderen Pflanzenfamilie mit großer Zuversicht geschlossen werden kann.

Seine in den „Ansichten der Natur" enthaltene Geschichte der Pflanzendecke der Erde ist eben so neu als anziehend, und sinnig weiset Humboldt nach, wie der eigenthümliche Charakter der Pflanzenwelt einer Gegend nicht bloß einen besonderen vorübergehenden Eindruck auf das Gemüth des Menschen macht, sondern mit dem Volkscharakter, der Geschichte und Cultur des Menschengeschlechtes in innigen Beziehungen steht.

Eng verknüpft mit diesen Untersuchungen sind die Forschungen in den klimatischen Verhältnissen der verschiedenen Gegenden rücksichtlich der Wärmevertheilung, der Feuchtigkeitsverbreitung u. s. w., bei denen wir Humboldt die neue und erfolgreiche Methode der isothermischen Linien verdanken. Durch eigene Beobachtungen sowohl, als durch weitgehende Anregungen zu ähnlichen Untersuchungen ist Humboldt der Begründer der vergleichenden Klimatologie geworden.

Noch jetzt beschäftigt sich Humboldt mit der Auffindung der mathematischen Gesetze des Erdmagnetismus, aber sein hauptsächlichstes Verdienst zur Enthüllung dieser Erscheinung, bei welcher es vor allen Dingen auf eine vergleichende Zusammenstellung einer großen Masse gleichzeitig und an vielen Punkten der Erde gemachten Beobachtungen ankommt, besteht darin, daß er durch seinen

Einfluß die Gelehrten aller gebildeten Nationen zu regelmäßiger Beobachtung veranlaßt hat.

Auf seinen Reisen vergaß Humboldt nie, die Bewohner der von ihm durchreisten Länder, ihre Sitten, ihre Geschichte, ihre Sprache und die Denkmale ihrer Kunst zu beachten, und wir verdanken ihm manche Aufklärung über die Urbewohner Amerikas.

Wenden wir unseren Blick von der Erde in die Himmelsräume, so sehen wir auch hier diesen Mann allumfassenden Geistes thätig, für früher noch nicht erklärte Erscheinungen die einfachste und doch großartigste Lösung zu finden. Der feine Lichtrefler des Thierkreislichtes, früher kaum beachtet, wird vor Humboldts geistigem Auge ein kosmischer Körper, ein Dunstring, der wie unsere Erde seine Bahn um den Centralkörper unseres Sonnensystems beschreibt; die Sternschnuppen und Feuerkugeln, früher als zufällige, irdische Gebilde, als Erscheinungen des Luftkreises angesehen, sind, nach seiner Betrachtungsweise, Planetoiden, die durch die anziehende Kraft eines größeren Planeten, unseres Erdballs, ihren Untergang finden.

Wenn wir endlich bedenken, daß Humboldt nicht bloß auf dem ganzen Gebiete der Naturwissenschaften heimisch ist, sondern auch tiefsinnige Forschungen in den classischen Wissenschaften, in den Werken der Griechen und Römer gemacht und viele andere lebentige und todte Sprachen für seine Zwecke studirt hat, so müssen wir stolz darauf sein, daß ein Mann von so universeller Bildung, von so großem Einfluß auf die Erhöhung der Weltanschauung und dadurch auf eine zukünftige, höhere geistige und sittliche Richtung der Völker mit uns zugleich dem deutschen Volksstamme angehört.

Humboldts Verdienst — um noch einmal mit wenigen Worten das Ganze zusammenzufassen, ehe wir von dem eben so großen als liebenswürdigen Charakter scheiden — besteht nicht allein darin,

daß er mit einer zahllosen Menge neuer Thatsachen das Gebiet der Wissenschaften bereichert, sondern vor Allem darin, daß er verstanden hat, alle körperlichen Erscheinungen und Kräfte in ihrem innerlichen Zusammenhange zu erfassen und darzustellen und die Gesetzmäßigkeit und Einheit in der überall belebten und bewegten Natur zu überschauen und auszusprechen. In scharfen Umrissen hat er den Blicken der Menschheit ein Weltgemälde entrollt, das den Geist mit Ideen bereichern, das Gefühl heben und die Einbildungskraft lebendig und fruchtbar anregen muß. Von jeher hat die Weltanschauung maßgebend auf das Leben, die Religion, die Gesittung und die politischen Einrichtungen der Völker gewirkt; auch die geistige Thätigkeit Humboldts wird in dem Meere des Völkerlebens ihre Wellen allmählig bis an die entferntesten Ufer schlagen. — — — —

Schluß.

Wir fühlen am Schluß unseres Werkes noch das Bedürfniß, mit wenig Worten unsere Empfindungen auszusprechen, von denen wir heute, an Humboldts dreiundachtzigstem Geburtstag, erfüllt sind.

Wir schicken hierbei noch voraus, daß Alexander von Humboldt in jüngst vergangener Zeit von Unwohlsein befallen war — wir feierten einen frohen Tag, als uns die sichere Kunde kam, die Gesundheit sei ihm zurückgekehrt und er arbeite mit der alten großen, so bewunderungswürdigen geistigen Kraft am vierten Bande des Kosmos fort. Wir — und in uns wenigen, die wir heute Humboldts Geburtstag zu feiern uns vereinigt haben, sind vier Nationen vertreten, und der Deutsche wie der Italiener, der Schweizer wie der Franzose, alle, alle sind von gleich hoher, unbegrenzter Verehrung, von gleichem, bestem Herzenswunsche für

den Mann erfüllt, dessen Ruhm Jahrhunderte überdauern, dessen Name nie vergehen wird!

Ein Leuchtthurm der Wissenschaft hat er bereits die Hälfte zweier Jahrhunderte mit seinem Wissen erleuchtet, und eben so lange noch wird diese strahlende Flamme das sichere Zeichen des schützenden Hafens für den auf dem Meere der Wissenschaft verirrten Forscher sein.

Fürwahr, ein solcher Mann ist die Zierde, ist der Stolz der Nation — möge dies theure Leben, welches er schon vor mehr als funfzig Jahren der Wissenschaft preisgab, noch lange erhalten bleiben, ihm, dem edlen und großen Manne, zur Freude und zum Ruhme, der Wissenschaft zum Nutzen, dem ganzen deutschen Volke aber zu aufrichtigster, unbegrenzter Verehrung! — —

Geschrieben an Humboldts dreiundachtzigstem Geburtstage, den 14. September 1852.

Druck von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

Inhalt.

Wilhelm von Humboldt.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Wilhelm von Humboldt.



Wilhelm von Humboldt.

Wilhelm von Humboldt.

Eine Biographie

von

Herm. Ewald.

„Ich kann kaum der Begierde widerstehen, so viel als nur immer und irgend möglich ist, sehen, wissen, prüfen zu wollen. Der Mensch scheint doch einmal dazu da zu sein, alles, was ihn umgiebt, in sein Eigenthum, in das Eigenthum seines Verstandes zu verwandeln, und das Leben ist kurz. Ich möchte, wenn ich gehen muß, so wenig als möglich hinterlassen, das ich nicht mit mir in Berührung gesetzt hätte."

W. von Humboldt.

Mit Portrait.

Zweite Auflage.

Cassel 1854,
Ernst Balde.

Wilhelm von Humboldt.

Erster Abschnitt.

Geburt. — Jugend- und Universitätsjahre.

Wie wir das Leben Alexanders von Humboldt geschildert haben, so wollen wir jetzt versuchen, eine Biographie seines großen Bruders zu schreiben, Wilhelms von Humboldt, der ihm nicht allein deßhalb Bruder war, weil Eine Mutter Beide unter ihrem Herzen getragen, der ihm auch ein Bruder und nächster Verwandter am Geiste gewesen ist. Fürwahr, es ist eine seltene Erscheinung, die wir vor uns haben: zwei Brüder, gleich groß, gleich bedeutend, so daß der schärfste Verstand nicht unterscheiden könnte, welcher von diesen Beiden der größere ist! Auch wir wollen das zu entscheiden nicht versuchen, wir wollen uns freuen, daß unsere Nation zwei solche Brüder erzeugte, und diese Freude, so wie die hohe für diese Männer in uns herrschende Verehrung sollen uns auch bei dieser Arbeit die Feder führen, wie sie es bei der früheren gethan. —

Wir gehen schnell zur Sache, indem wir die einleitende Familien- und Jugendgeschichte Wilhelms von Humboldt so wiedergeben, wie sie in der Biographie Alexanders bereits erzählt wurde.

Die Familie Humboldt stammt aus Pommern, woselbst sie im

Fürstenthum Camin und im Neustettiner Kreise gelegene Güter besaß. Seit jener Zeit, in welcher Preußen Besitz von diesen Landstrichen nahm, bekleideten die Humboldt Militair- wie Civil-Stellen; auch verließen sie ihren bisherigen Wohnsitz und erwarben neue Besitzungen im Magdeburgischen. Unter König Friedrich Wilhelm I. diente in der preußischen Armee ein Capitain Hans Paul von Humboldt, der Großvater Wilhelms. Er war mit einer Tochter des preußischen Obristen und Generaladjutanten von Schweder vermählt, und erzeugte drei Söhne, von denen Alexander Georg von Humboldt der Vater Wilhelms ist.

Alexander Georg von Humboldt, Erbherr auf Hadersleben und Ringenwalde, wozu er später noch das Schloß Tegel, zwischen Berlin und Spandau, von dem königlichen Forstdepartement in Erbpacht nahm, ist im Jahre 1720 geboren. Er diente lange Zeit im Finkenstein'schen Dragonerregiment, wurde Major und Adjutant des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, und als solcher im siebenjährigen Kriege häufig mit vertrauten Sendungen an den König abgeordnet. Nach Beendigung des Krieges wurde er vom König zum Kammerherrn, so wie zum diensthuenden Kammerherrn bei der Prinzessin Elisabeth von Preußen ernannt, und lebte er deßhalb in Potsdam — als die Prinzessin ihren bisherigen Aufenthaltsort mit Stettin vertauschte, wohnte er theils in Berlin, theils in Tegel.

Humboldts Stellung war und blieb eine ziemlich bedeutende — er erfreute sich nach wie vor der Gunst des Prinzen von Preußen, des nachherigen Königs Friedrich Wilhelm II., der ihn unter anderem Jahr für Jahr in Tegel besuchte, und würde wahrscheinlich, hätte er dessen Regierungsantritt erlebt, eine bedeutende Stellung unter der neuen Regierung eingenommen haben. Wir besitzen u. A. über diese Sachlage der Dinge eine Depesche des

englischen Botschafters aus dem Jahre 1776, von Raumer in seinen Beiträgen zur neueren Geschichte mitgetheilt, worin diejenigen angeführt sind, welche nach des großen Königs Tode Aussichten hatten, in das Ministerium zu treten, und hier heißt es über Humboldt: „Die meiste Wahrscheinlichkeit des Erfolgs haben indeß diejenigen, welche sich als des Prinzen Günstlinge betrachten. Zu den ersten von ihnen gehört Herr von Humboldt, ehemals ein Beamter beim verbündeten Heere, ein Mann von einfachem Verstande und schönem Charakter u. s. w." Humboldts bald erfolgender Tod indeß, wie wir unten anführen werden, verhinderte natürlich das Eintreten in eine solche höhere Stellung.

Humboldt war mit einer verwittweten Baronin von Holwede verheirathet, einer geborenen von Colomb, einer Cousine der Fürstin Blücher und Nichte des Präsidenten Colomb in Aurich. Ein Sohn ihrer ersten Ehe diente als Officier im Regiment Gensdarmes; in ihrer zweiten Ehe erzeugte sie zwei Söhne, Carl Wilhelm, geboren zu Potsdam am 22. Juni 1767, und Friedrich Heinrich Alexander, geboren zu Berlin am 14. September 1769, die Dioskuren der deutschen Wissenschaft und Literatur.

Die beiden Brüder verlebten die Jahre ihrer Kindheit in Tegel. Dasselbe war ursprünglich ein Jagdschloß des großen Churfürsten, drei Stunden nordwestlich von Berlin an der Havel gelegen, die sich hier gleich einem See ausbreitet und auch der Tegeler See genannt wird. Am andern Ufer der Havel sieht man die Stadt und Festung Spandau liegen. Unter der Regierung Friedrichs des Großen hatte hier ein Herr von Burgsdorf, ein königlicher Forstrath, seinen Sitz, und legte daselbst große Baumpflanzungen an; als der oben erwähnte Vater Wilhelms und Alexanders das Schloß und Vorwerk in Erbpacht nahm, that auch er viel zur Verschönerurg des Ortes, legte große Gartenanlagen nach

dem See hin an, einen Weinberg und anderes mehr. Das alte Schloß war alterthümlich und umweht von romantischen Sagen, das neue Schloß ist von Wilhelm von Humboldt gebaut, und zwar, um einen alten Thurm aus der Zeit des großen Churfürsten zu erhalten, in der Weise, daß die vier Ecken des Hauses mit Thürmen geschmückt sind. Jeder derselben führt den griechischen Namen eines Windes. Der Besitzer hat das neue Schloß mit eben so viel Kunstsinn wie einfacher, edler Pracht geschmückt — wir kommen später ausführlicher darauf zurück. —

Das alte Schloß, um zu ihm zurückzukehren, war der Sitz der Gastfreundschaft bereits zur Zeit des Majors von Humboldt. Staatsmänner, Gelehrte, selbst, wie wir bereits anführten, die Prinzen des königlichen Hauses besuchten Tegel — werthe Gäste, denen sich später wie jetzt noch so viele bedeutende Männer hinzugesellten, welche Freundschaft wie Verehrung so oft zu dem freundlichen Wohnsitz der beiden Brüder führten. Auch Goethe besuchte im Jahre 1778 Tegel. Er war mit dem Herzog von Weimar nach Berlin gereist, um den großen Manövern beizuwohnen, die in der Nähe von Berlin stattfanden, und hatte damals, wie uns Riemer erzählt, einen kurzen Besuch in Tegel gemacht. Er hatte wohl keine Ahnung, daß die beiden jungen Knaben des damaligen Besitzers ihm später nicht nur Freunde sein, sondern auch gleichen Ruhm, gleich hohe Stellung in der Wissenschaft wie er selbst erlangen würden! —

An diesen Besuch Göthe's in Tegel knüpfen wir nachfolgende Anmerkung, die zur Erklärung einer Stelle im Faust:

„Ihr seid noch immer da? Nein, das ist unerhört!
Verschwindet doch! Wir haben ja aufgeklärt!
Das Teufelspack, es fragt nach keiner Regel,
Wir sind so klug — und dennoch spukts in Tegel!“

dienen mag.

Göthe war nämlich ein entschiedener Gegner Nicolai's in Berlin, der den Werther angegriffen hatte, und ihm überhaupt durch die Amtsführung einer Art literarischen Paschathums unerquicklich war, welches Nicolai damals in Berlin und Norddeutschland auszuüben versuchte.

Die Gelegenheit zu obigen Worten bot ein zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Tegel stattgefundener eigenthümlicher Vorfall, eine Art Gespenstergeschichte, über die in den Berlinischen Blättern, November 1797, Nr. 6, Näheres zu finden ist, und welchen Nicolai zum Stoff einer Vorlesung in der Berliner Akademie gemacht hatte. Göthe führt nun Nicolai unter dem Namen „Proktophantasmisten" auf dem Blocksberg mit Geistern und Gespenstern zusammen, und läßt ihn u. A. die oben angeführten Worte sprechen.

Doch zurück zu unserer eigentlichen Aufgabe.

Der Vater der beiden Knaben, auf das Sorgfältigste für ihre Erziehung bemüht, vertraute ihre erste Ausbildung einem später so berühmt gewordenen Manne, Joachim Heinrich Campe, an. Campe, ein Braunschweiger von Geburt, war damals Feldprediger beim Regiment des Prinzen von Preußen in Potsdam und gehörte zu den Männern, welche es sich in jener Zeit angelegen sein ließen, den Unterricht nach neuen Principien zu fördern, wie z. B. von Gedike in Berlin, von Basedow in Dessau und anderen Männern geschah. Der Major von Humboldt erkannte mit allem Scharfsinn die Bedeutung dieses Mannes und nahm ihn im Jahre 1775 in sein Haus. Das war also der erste Lehrer der beiden Knaben, welcher besonders auf Wilhelm von Humboldt als den älteren bedeutenden Einfluß ausgeübt haben mag.

Nicht lange indeß sollte Campe in dieser Stellung verbleiben — bereits im nächstfolgenden Jahre verließ er das Humboldtsche

Haus, um einem Rufe als Direktor des Philantropins in Dessau Folge zu leisten.

An seine Stelle trat im Jahre 1777 ein Mann von weniger bekanntem Namen, aber kaum geringerer geistiger Befähigung, G. J. Christian Kunth. Ein junger Mann von zwanzig Jahren hatte er aus Mangel an materiellen Mitteln seine akademischen Studien unterbrechen müssen, er hatte indeß sich bereits die mannigfaltigsten Kenntnisse aus vielen Fächern der Wissenschaft anzueignen verstanden und hat den in ihn gesetzten Erwartungen hinreichend entsprochen. — Kunth starb im November 1829; die preußische Staatszeitung vom 30. November desselben Jahres brachte einen Artikel über ihn, aus dem wir nachstehendes zur Charakterisirung des jungen Mannes Dienende entnehmen: „Selten dürfte der Erfolg wohlgegründete Erwartungen vollständiger bestätigt haben. Der Kammerherr Major von Humboldt übertrug im Jahre 1777 dem damals 20jährigen Kunth die Erziehung zweier Söhne, Wilhelm und Alexander, von zehn und acht Jahren. Es war eine höhere Sorgfalt, als die des treuen Lehrers, der nur eigene Kenntnisse auf den Geist reichbegabter Schüler überträgt; es war ein eben so thätiges als wohlgeordnetes Bestreben, Alles, was Berlin an ächten Bildungsmitteln besaß, für die Entwickelung großer Anlagen fruchtbar zu machen, was der Erzieher, nach dem frühen Tode des Vaters, der schon im Jahre 1779 erfolgte, von dem edelmüthigen Vertrauen und der hohen Gesinnung der Mutter unterstützt, unauflöslich mit seinen Zöglingen verband. Nach eilf Jahren war die Erziehung vollbracht; aber was auch Wirksamkeit im Reiche der Wissenschaften und im öffentlichen Leben, Rang unter den Geistern und Ehrenstellen im Staate seitdem in vierzig Jahren umwandeln mußten, die alte Sorgfalt, die alte Treue, die alte Zuneigung blieb unwandelbar. — Die Stellung, worin Kunth

sich als Erzieher befand, wirkte mächtig bildend auf ihn selbst zurück. Der Umgang mit geistreichen, angesehenen, gewandten Personen aus allen Ständen, die Sorge für häusliche Verhältnisse, welche das unbeschränkte Vertrauen der Familie ihm übertrug, die Geschäfte, die für ihn aus dieser Verwaltung erwuchsen, führten ihn selbstthätig in das äußere Leben ein, und empfahlen ihn zur Anstellung im Dienste des Staats."

Soviel aus diesem Artikel — wir fügen noch hinzu, daß Kunth im Jahre 1795 in den preußischen Staatsdienst trat und als geheimer Ober-Regierungsrath starb. Von da kehren wir zu dem Erzieher und seinen beiden Zöglingen zurück.

Es ist eigentlich kaum nöthig zu erörtern, ob der Erzieher hinreichende Befähigung zu seinem Amte hatte, ob er seine Pflicht erfüllte: der Erfolg spricht so glänzend für ihn, daß wir darüber etwas zu sagen für unnöthig halten. Nur eins führen wir als hierher gehörig noch an, den Umstand, daß die beiden Brüder die Freundschaft und Verehrung für den Lehrer ihrer Jugend dauernd bewahrten, und ihm z. B. in späterer Zeit dadurch Beweise ihres unbegrenzten Zutrauens gaben, daß sie ihm während der langen Zeit ihrer Reisen u. s. w. die Verwaltung ihres Eigenthums im Vaterlande übertrugen.

Schauen wir uns etwas mehr nach dem innern Wesen des Unterrichts und der Erziehung um, so finden wir bei beiden Brüdern zwei — oft genug sich bekämpfend gegenüberstehende — geistige Eigenschaften in glücklichster Vereinigung: eine Universalität des Wissens und eine Gründlichkeit des Wissens und der Forschung. Obschon wir natürlich die Grundlagen zu alle dem, was die beiden Brüder später unter die bedeutendsten Menschen des Jahrhunderts rechnen ließ, bereits von der gütigen Hand der Gottheit in die Brust der Knaben gelegt annehmen, so mußte doch dieser in ihnen

liegende Keim gehegt und gepflegt werden; dies Verdienst gehört gewiß in nicht geringem Maaße Kunth an, und ist doppelt hoch zu veranschlagen, wenn wir berücksichtigen, daß die Hauptbestrebungen der beiden Brüder nach zwei ziemlich entgegengesetzten geistigen Polen hinwiesen. Während der ältere Kunst und Sprache, Philosophie und klassisches Alterthum mit eifrigstem Studium erfaßte, trieb es den jüngeren mit heftigstem Verlangen zur Kenntniß der Naturwissenschaften im weitesten Sinne des Wortes. Wenn nun die beiden Brüder in ihrem Studium sich hin und wieder berühren, so liegen doch die Endpunkte desselben ziemlich weit von einander, und es war für den Erzieher gewiß nicht leicht, dann, als der Unterricht in den einzelnen Wissenschaften bestimmten Lehrern zu übergeben war, diese passend zu wählen. Wir wollen einige dieser Lehrer hier anführen.

Die Anfangsgründe der Botanik lehrte sie ein Mann, der nachher zu den berühmtesten Männern seiner Wissenschaft zählte, Ernst Ludwig Heim. Derselbe war seit dem Jahre 1776 als Physikus in Spandau und bald nachher auch als Kreisphysikus im Havellande angestellt. Schon gegen das Jahr 1780 hin war er Arzt der Familie Humboldt — unterm 30. Juli 1781 notirte er in sein Tagebuch: „Nach Tegel geritten und bei der Frau Majorin von Humboldt zu Mittag gespeist; den jungen von Humboldts die 24 Classen des Linné'schen Pflanzensystems erklärt, welches der Aeltere sehr leicht faßte und die Namen gleich behielt.“ Eigenthümlicher Weise ist also diese Bemerkung über Wilhelm von Humboldt gemacht, nicht über Alexander, wie man gerade bei dieser Wissenschaft am ersten hätte erwarten sollen.

Da wir die Namen der Männer angeben wollen, welche die Humboldts in den einzelnen Wissenschaften unterrichteten, müssen wir zuvor noch anführen, daß der Erzieher mit seinen beiden Zög-

lingen von Tegel nach Berlin zog, um hier ihre Erziehung vollenden zu lassen. Die beiden Knaben besuchten keine der dortigen öffentlichen Unterrichtsanstalten, sie wurden, und zwar in gemeinsamen Unterrichtsstunden, von Privatlehrern unterrichtet. Von ihnen nennen wir zuerst Löffler, welcher damals Feldprediger des Regiments Gensdarmes war und später Ober-Consistorialrath in Gotha wurde. Er hatte ein freisinniges Buch über den Neu-Platonismus der Kirchenväter herausgegeben, und unterrichtete die beiden Brüder im Griechischen — später wurde dieser Unterricht von Fischer fortgesetzt, der eigentlich Mathematik am grauen Kloster lehrte, aber auch ein tüchtiger Kenner des Griechischen gewesen sein soll.

Mehre andere Männer von großem literarischem Rufe, wie Dohm, Engel und Klein hielten den Brüdern Privatvorträge über Philosophie, Rechts- und Staatswissenschaft. Der erstgenannte, Ch. W. Dohm, welcher im Departement des Auswärtigen beschäftigt war, hielt auf Veranlassung des Ministers von Schulenburg bei einem jungen Grafen Arnim eine Reihe statistisch-politischer Vorlesungen — auf den Wunsch der Mutter nahmen die beiden Brüder Humboldt an denselben Theil; sie dauerten vom Herbst 1785 bis zu Dohm's Weggang von Berlin im Juni des folgenden Jahres.

Ehe wir berichten, daß die beiden Brüder gemeinschaftlich ihre Universitätsstudien beginnen, wollen wir noch mit wenig Worten der persönlichen Stellung gedenken, welche sie bereits einnahmen. Die beiden Brüder waren vom Glück nicht wenig bevorzugt. Aus einer der angesehensten Familien stammend, mit den materiellen Gütern der Welt nicht weniger bedacht, wie vielversprechend in Bezug auf ihre geistige Entwickelung, stand ihnen in wissenschaftlicher, in socialer Beziehung wie in allen andern zu

Gebote, was nur nöthig war, sie in Verbindung mit ihren eigenen geistigen Anlagen auf die Höhe zu führen, welche sie zum Besten der Wissenschaft, zum Nutzen des Vaterlandes, zu eigenem unübertroffenem Ruhm, einnehmen sollten. Unsere Aufgabe erfordert es bald, von dem Leben beider Brüder mehr abzusehen, und uns, da wir das Leben Alexanders von Humboldt in einem früheren Werke bereits geschildert haben, speciell mit dem Leben Wilhelms zu beschäftigen. Wir wollen darum hier nur noch kurz eines in jene Zeit fallenden Unterschiedes zwischen beiden Brüdern so wie einer wiederum beiden gemeinsamen Tugend gedenken.

Der Unterschied mag zuerst in Folgendem angedeutet sein. Während der ältere Bruder sich der augenblicklich zur Tagesordnung gewordenen Sentimentalität des Empfindens hingab, die ihren gereifteren literarischen Ausdruck z. B. in Werthers Leiden und dem Don Carlos fand, trat bei Alexander bereits mehr und mehr das Interesse des Forschens in der wahren, wirklichen Welt heraus, und jetzt schon begründete sich bei ihm die Höhe der Stellung, welche Humboldt wie kein Andrer vor oder mit ihm in den Naturwissenschaften einnehmen sollte.

Die Gemeinsamkeit, welche wir in beiden Brüdern mit aller Entschiedenheit repräsentirt finden, ist ihre Vaterlandsliebe, ihr Erkennen von der enormen Bedeutung ihres Vaterlandes. Kein Staat der Welt hat zu irgend einer Zeit der Geschichte so schnelle, so enorme Fortschritte gemacht, als eben Preußen. Der größte König, welchen die Annalen der Geschichte aufzuweisen haben, hatte das kleine, bisher wenig beachtete Preußen zu einer bedeutenden, im Vordergrunde stehenden Macht umgeschaffen. Nicht allein sein Heldenschwert, auch die segnende Hand, welche er nach erkämpften Lorbeeren über sein Land erstreckte, hatte Wunder gethan — neben einer in ruhmvollstem, siegreichem Kriege erprobten Armee gab es

eine Armee des Friedens, eine große Menge bedeutender Gelehrter, tüchtiger Beamten, welche begeistert von dem hohen Vorbilde des Regenten an der wunderbaren Erzeugung sich betheiligten. Noch in die Jugend der beiden Brüder fiel das letzte Schaffen Friedrichs des Großen — diese hehre Gestalt, ein Halbgott des Krieges wie des Friedens in seinen Werken, prägte sich ihrem Gemüth mit glühenden, unvergänglichen Farben ein. Beide Männer wurden Zierden ihres Vaterlandes, beide haben nicht wenig zu seinem fernern Ruhme beigetragen und beide haben noch in späten Jahren die Erinnerung aus der Zeit ihrer Jugend an den großen König als ein theures Gut bewahrt. —

Im Jahre 1786 bezogen beide Brüder in Begleitung Kunths die Universität Frankfurt, und hatten sich nun für ein bestimmtes Berufsstudium zu entscheiden: während der ältere Bruder Wilhelm das der Jurisprudenz wählte, widmete Alexander sich den Cameralwissenschaften.

Ihr früherer Lehrer Löffler war inzwischen Professor in Frankfurt geworden, sie wohnten in seinem Hause. Unter den damals in Frankfurt docirenden Professoren dürfte besonders der Jurist Reitemeier zu nennen sein. Von den jüngern Freunden, welche die beiden Brüder hier fanden, nennen wir den Grafen Alexander von Dohna-Schlobitten, welcher in den Jahren 1786—88 gleichfalls in Frankfurt studirte und später mit Wilhelm von Humboldt in engere und bedeutende Beziehungen trat. Dohna's Biograph, Johannes Voigt, sagt einmal in der biographischen Schrift, von besonders wichtigem Einfluß auf des Grafen geistige Entwickelung sei die Bekanntschaft und dann sehr bald innige Freundschaft mit dem Freiherrn von Humboldt, sowie die mit dem nachherigen Staatsrath Rhediger gewesen. Das Beispiel dieser Freunde habe

seinen Geist täglich mit dem Streben nach Vervollkommnung seiner Kenntnisse befeuert. —

Im Frühjahr 1788 bezogen beide Brüder die Universität Göttingen. Die Georgia Augusta war zu jener Zeit die berühmteste der deutschen Hochschulen: Heyne, Eichhorn, Schlözer, Blumenbach und andere Männer von Bedeutung und Ruhm docirten hier. Die Brüder Humboldt standen in besonderer freundschaftlicher Beziehung zu Heyne, dem Schwiegervater Forsters, welcher im Sommer 1788 ebenfalls in Göttingen sich aufhielt und wohl um diese Zeit das Freundschaftsband mit den Humboldts knüpfte. In Heyne's Familienkreis, im Umgang mit Forsters Gattin, der spätern Therese Huber, fanden sie Erholung von ihren Studien. Während nun Alexander von Humboldt sich zumeist der persönlichen belehrenden Einwirkung Blumenbachs hingab, wurde Wilhelm von Humboldt besonders von Heyne angezogen. Er begann jetzt mit großem Eifer in zwei besondere Gebiete der Wissenschaft einzudringen, seine Studien wendeten sich besonders den Alterthumswissenschaften und der Kantischen Philosophie zu.

Von den Freunden, welche die Brüder Humboldt in Göttingen fanden, wollen wir zuerst Johann Stieglitz erwähnen. Dieser, im Jahre 1767 geboren, 1840 als Obermedicinalrath in Hannover gestorben, war wahrscheinlich schon in Berlin mit den Humboldts bekannt geworden, und traf nun mit ihnen in Göttingen wieder zusammen, woselbst er Medicin studirte. Besonders mit Wilhelm von Humboldt war Stieglitz befreundet, was vielleicht durch das Factum herbeigeführt wurde, daß Stieglitz ihn aus der Gefahr des Ertrinkens errettete. Varnhagen berichtet über diesen Vorfall in seiner biographischen Skizze über Wilhelm von Humboldt Folgendes: „Ein Vorfall in Humboldts Universitätsjahren gewährt einen merkwürdigen Blick in diese schon damals unter

Scherz und Verneinung sich versteckende Empfindsamkeit, die sich mit antiker Seelenstärke wunderbar verband. Er badete mit seinem Freunde Stieglitz bei Göttingen Abends in der Leine, und gerieth in einen Strudel, der ihn fortriß; nach vergeblichem Ringen gab er sich für verloren, und rief dem Freunde zu: „Stieglitz, ich ertrinke, aber es thut nichts!“ Doch dieser sprang ihm nach und rettete ihn. Humboldt erzählte späterhin seine Empfindungen; sie waren die der zartesten und edelsten Freundschaft für den anwesenden Freund, des innigsten Andenkens an ferne Geliebte, aber in den unmittelbaren Aeußerungen fand sich nichts davon, er ging mit dem Freunde, der ihn gerettet hatte, unter Scherz und Lachen noch lange in der Mondnacht spazieren. Seine Freundschaft suchte auch späterhin, da die der größten und edelsten Männer ihm zu Theil wurde, sich (wenigstens im persönlichen Verkehr, denn schriftlich spricht er sich gegen Einige herzlich und begeistert genug aus!) in Bezeigung und Ausdruck kühl und keusch zu erhalten.“ — Außer mit Stieglitz und den schon früher genannten Personen wurden die beiden Humboldt auch noch mit Oelsner, dem Genossen des Grafen Schlabrendorf, mit A. W. Schlegel und Andern mehr befreundet. —

Im Herbst 1788 machte Wilhelm von Humboldt eine Reise an den Rhein. Er besuchte Forster, welcher damals Hofrath und Bibliothekar an der Mainzer Universität war, und brachte bei ihm vier Tage, „die glücklichsten der ganzen Reise“, zu. Der Empfang, welchen er bei Forster und seiner Gattin fand, mußte ein sehr wohlthuender und angenehmer für ihn gewesen sein, er schreibt Forster nach der Rückkehr von Göttingen: „Es ist ein großes und edles Vergnügen, sich von Männern, deren Kopf und Herz gleich tiefe Achtung einflößen, einiger Aufmerksamkeit gewürdigt zu sehen; und dieses Vergnügen, in wie hohem Grade ließen Sie es auch

mich genießen! Ich kann es Ihnen wahrlich nicht beschreiben, wie stark und wohlthätig die gütige Art auf mich wirkte, mit der Sie mich bei meiner ersten Bekanntschaft mit Ihnen empfingen, wie die Freundschaft und — ich darf es sagen — das Vertrauen, das Sie mir hernach erwiesen! Seien Sie aber gewiß überzeugt, mein Theurer, daß es mir ewig unvergeßlich sein wird, und daß nie der Wunsch in mir erstickt werden wird, Ihnen nur ein Mal zeigen zu können, daß ich so gütiger und freundschaftsvoller Gesinnungen immer würdiger zu werden suche." — Von Mainz reiste Humboldt nach Pempelfort bei Düsseldorf, um Jacobi zu besuchen; in Aachen fand er seinen frühern Lehrer Dohm wieder.

Außer dieser Rheinreise haben wir noch mehrerer Reisen zu gedenken, welche Wilhelm von Humboldt, mit dem wir uns von jetzt ab soweit ausschließlich zu beschäftigen haben, als es die zwischen ihm und seinem jüngern Bruder bestehenden engsten Bande gestatten, im folgenden Jahre 1789 unternahm. So reiste er Ende Juni nach Hannover, wo er mehrere Tage in angenehmen Kreisen zubrachte. Die nächste Reise war nach Paris gerichtet, von ihr wollen wir im nächsten Abschnitt mehr sprechen. —

Wir dürfen jetzt die Universitätsstudien Wilhelms von Humboldt als beendet ansehen, wir werden im folgenden Abschnitte weiter erzählen, welchen Weg er einschlug, um zu der Höhe der Wissenschaft, der persönlichen Stellung, des Ruhms zu gelangen, welche er so lange eingenommen hat. Ein kurzer Theil seines Lebens lag erst hinter ihm, und doch war es ihm schon gelungen, Anerkennung aller Art bei Männern von entschiedener Bedeutung zu finden. Wohl hat er, als er auf der Höhe seines Lebens und jenseits derselben stand, oft und gern an diese Jugend zurückgedacht, von der wir in dem hinter uns liegenden Abschnitt gesprochen haben. Eine Andeutung dieser Erinnerungen finden wir in einem jener So-

nette, von denen wir noch mehr zu reden haben werden — es möge dies hier am Schlusse unserer Darstellung von Humboldts Jugendzeit Platz finden.

Das Sonett lautet:

Wer seiner Jugend treu bleibt durch das Leben,
Und hoch im Herzen achtet diese Treue,
Bewahret Einheit in des Geistes Streben,
Und kennt den Stachel niemals bittrer Reue.

Des Alters Brust noch die Gefühle heben,
Die heiligten der Jugend Blüthenweihe;
Der ersten Sehnsucht leises Wonneleben
Dem ganzen Dasein glänzt wie Himmelsbläue.

Denn von den duft'gen Lebenskränzen allen
Am duftigsten der Kranz der Jugend schwillet;
Bis hin zum Grabe Balsam ihm entquillet.

Die andern auf Momente nur gefallen.
Die Hand der Zeit ein Herz läßt unberühret,
Das fromm und treu der Tugend Genius führet.

Zweiter Abschnitt.

Erste Reise nach Paris. — Reise nach der Schweiz. — Aufenthalt in Erfurt und Weimar. — Verlobung. — Bekanntwerden mit Schiller. — Aufenthalt in Berlin. — Verheirathung. — Aufenthalt in Burgörner, Erfurt, Auleben u. s. w.

Die politischen Ereignisse, welche um jene Zeit in der Hauptstadt Frankreichs sich zutrugen, zogen die Augen der gebildeten Welt hauptsächlich dorthin. Niemand konnte damals schon ahnen, zu welcher Höhe und zu welcher Tiefe die noch nicht eingetretene Catastrophe führen werde, und die Theilnahme an dem in Paris, vorläufig nur erst in der National-Versammlung geführten Kampfe war auch in Deutschland eine allgemeine. Um jene Zeit entschlossen sich Viele, den Gang der Ereignisse an Ort und Stelle anzuschauen, unter ihnen auch Wilhelm von Humboldt. Sein erster Lehrer, Campe, der unterdeß in Braunschweig seinen Wohnsitz genommen, hatte eine Reise nach Paris beschlossen und fand in Wilhelm von Humboldt und einem Dritten, einem Herrn W., ein Paar erwünschte Reisegesellschafter. Am 17. Juli des Jahres 1789 reisten sie ab, ihren Weg durch Westfalen über Brüssel nehmend. Campe hat über diese Reise ein Paar Werke veröffentlicht, welche uns als Wegweiser bei diesem ersten Aufenthalt Humboldts in Paris dienen. Die Reisenden begannen ihre Reise mit gutem Humor.

Campe schreibt unter Anderm: „So sollte man, so oft man die Wahl hat, seine Reisegesellschaft sich immer aussuchen. Alte Leute sollen mit jungen, und junge mit alten reisen. Jene würden dadurch, wie ich, an guter Laune und Vergnügen, diese an Sicherheit gegen allerlei Verirrungen gewinnen. Du kannst nicht glauben, wie vergnügt und guter Dinge wir drei Leute selbst in solchen Lagen sind, wo andere Reisende die Lippen hängen lassen. Wohin wir kommen, da theilt unsere gute Laune sich augenblicklich der ganzen Hausgenossenschaft, ja sogar den Bettlern auf der Straße mit. Lachend kommen wir an, lachend machen wir unsere Geschäfte, lachend steigen wir wieder ein, und alles lacht mit uns."

Noch ehe die Reisenden die Grenze von Brabant erreichten, erhielten sie die Nachrichten von den Ereignissen des 12., 13. und 14. Juli; am dritten August kamen sie in Paris an und nahmen eine Wohnung im Faubourg St. Germain. Der Eindruck, welchen die ungeheure jetzt doppelt stürmisch bewegte Stadt auf sie machte, war ein außerordentlicher. Am 12. und 13. August waren sie bei jenen bekannten inhaltschweren Sitzungen der National-Versammlung in Versailles zugegen, später besuchten sie Ermenonville, wo Rousseau gelebt hatte und gestorben ist. Am 27. traten die Reisenden den Rückweg an, nicht ohne während ihres Aufenthalts in Paris mehrere werthvolle Bekanntschaften gemacht zu haben; in Mainz trennten sie sich, Humboldt verweilte noch längere Zeit bei Forster, während Campe seinen Weg weiter fortsetzte.

Während Campe mit den Resultaten dieser Reise sehr zufrieden und ganz berauscht von den Eindrücken war, welche er daselbst empfangen, scheint Humboldt weniger befriedigt worden zu sein, wenigstens finden wir in einem Briefe Forsters an Jacobi eine Stelle, welche darauf hindeutet, die folgende: „Der Wanderer Wilhelm Humboldt ist noch bei uns, und erzählt uns zwar nicht mehr

von der parisischen — nicht paradiesischen Freiheit, aber hilft uns doch das Leben würzen, welches ohne solche Würze in der That insipid ist."

Nach einem Aufenthalt von vierzehn Tagen in Mainz reiste Humboldt am 22. September nach dem Oberrhein, und von da durch Schwaben nach der Schweiz. Wie innig befreundet Forster mit ihm war, dafür finden wir in einem andern Briefe desselben an Jacobi einen Beweis in folgenden Worten: „Gestern ist Herr v. Humboldt zu Oppenheim aus unseren Umarmungengeschieden. Die gute reine Seele! Ich habe mich seines jugendlich warmen Gefühls bei so männlichem Geiste, so reifer vorurtheilsfreier Vernunft recht herzlich erfreut."

Humboldt reiste über Mannheim nach Heidelberg. Von hier schrieb er unterm 28. September an Forster einen Brief voll innigster Freundschaft, welcher über sein ganzes damaliges inneres Wesen uns bedeutende Aufschlüsse giebt. Wir lesen in diesem Briefe unter Anderm: „Erinnern Sie sich manchmal der vierzehn Tage, die ich bei Ihnen verlebte. Sie waren vielleicht die glücklichsten meines ganzen Lebens, und jetzt macht ihre Erinnerung einen sehr großen Theil meines Genusses aus. Beinahe mit keinem andern Menschen verstehe ich mich so ganz als mit Ihnen, und daß sich das so von selbst, so ohne alle äußere Veranlassung machte, daß ich Ihre Freundschaft nur Ihnen danke, dies ist mir so unendlich werth, denn es zeigt mir, daß Sie auch mich Ihrer werth hielten, und wieviel der Gedanke mir ist, können Sie in der That nicht empfinden. Denn Sie können es nicht wissen, wie ich die fruchtbare Fülle von Ideen bewundere, die sich Ihnen bei jedem Gegenstande aufdrängt, die lebendige Klarheit, mit der Sie sie darstellen, wie sehr ich den Eifer für alles Wahre und Gute und die Schonung für alles, was Andere für wahr und gut halten, ehre, wie innig endlich ich das

Herz liebe, das sich so bereitwillig anschließt, und so gern durch Liebe beglückt. Und das alles mußten Sie doch wissen, um ganz zu fühlen, was Sie mir sind."

Von Heidelberg reiste Humboldt über Heilbronn und Stuttgart. Die Schönheit der Gegenden, welche er berührte, that ihm sehr wohl. In Stuttgart machte er unter Andern die Bekanntschaft des Professors Abel, Schillers Lehrers, und des Dichters Schubart. Von Stuttgart nahm er seinen Weg über Constanz nach Schaffhausen, von da nach Zürich. Hier machte er besonders Lavaters Bekanntschaft; ein vierzehntägiger Umgang mit diesem Manne enttäuschte ihn in Bezug auf die hohe Meinung, welche man damals noch immer im Allgemeinen über ihn hegte. Sein Urtheil über Lavater, wie er es in einem Briefe an Forster niedergelegt, war ein sehr strenges, indeß, wie man sich später überzeugt hat, ein gerechtes.

Von Zürich nahm Humboldt seinen Weg über Luzern nach dem Berner Oberlande, eine Reise nach dem Gotthardt wurde durch einen großen Schneefall unmöglich gemacht. Die großen Naturschönheiten der Schweiz ergriffen ihn außerordentlich, er schildert seine Empfindungen in folgenden Worten an Forster: „Ich brachte sehr glückliche Tage in diesen rauhen wilden Gegenden zu. Nie wurde meine Seele mit so großen Bildern unwiderstehlicher, alles zerschmetternder Gewalt und widerstrebender, trotzender Stärke erfüllt, nie drängte sich mir so stark das Gefühl einer zahllosen Reihe verflossener Jahrhunderte auf, nie dämmerte in meiner Seele ein Ahnen unabsehbar ferner, wieder zertrümmernder und wieder schaffender Zukunft! Wenn ich manchmal aus einem engen umschlossenen Thal auf die höchsten unersteiglichen Gipfel der Gebirge rund umher sah, wie sich da Ideen der Einöde, der Einsamkeit, des Blicks in weite Fernen von der schwindelnden Höhe, rege Erwar-

tungen dessen, was hinter jenen Bergen, über jenen Gipfeln hinaus ist, meiner Seele bemeisterten, wie dadurch alles Nahe, Gegenwärtige, Gewisse in ihr verschwand, und nur das Vergangene, Zukünftige, Entfernte, Ungewisse meine träumende Phantasie umschwebte!"

Unser Reisender ging nun über Bern nach Genf und Lausanne und traf Ende November auf dem Rückweg in Carlsruhe ein, um J. G. Schlosser, Göthes Schwager, zu besuchen. Anfangs December reiste er weiter zurück, traf in Mainz ein, wurde von Forster bis Frankfurt begleitet, und hier schieden die beiden Freunde, die sich nicht wiedersehen sollten. Wir kennen Forsters späteres Geschick — er ging in dem weitern Verlauf der französischen Revolution zu Grunde, der Mann der ideellen Freiheit konnte das Widrige nicht vertragen, welches jede große Staatsveränderung nach einer solchen Richtung hin in der Praxis nothwendig mit sich führen muß. Uebrigens setzten die Freunde ihren Briefwechsel fort. —

Den folgenden Winter, von 1789—90, verbrachte Humboldt zum Theil in Erfurt und Weimar — es sollte dieser Aufenthalt daselbst für ihn von großer Bedeutung werden.

In Erfurt residirte damals der zum Kurfürsten von Mainz bestimmte Coadjutor Carl Theodor von Dalberg. Die Anwesenheit dieses für die Wissenschaft begeisterten, klugen und geistvollen Mannes hatte für Erfurt, wo damals zudem noch eine Universität bestand, ziemliche Bedeutung — nicht allein nahm er hohes Interesse an allen Dingen, welche Kunst und Wissenschaft angingen, sondern er war selbst als Schriftsteller thätig und zog zudem an sich, was von bedeutenden Männern in seine Nähe kam. Außer dem Herrn von Dalberg war in Erfurt noch ein anderes Haus wohl bekannt, nicht nur durch die daselbst geübte Gastfreundschaft und herrschende Geselligkeit, sondern auch wiederum durch das dort zu findende

Interesse an allem, was eine höhere, edlere Auffassung des Lebens bedingt: es war dies das Haus des Kammerpräsidenten Karl Friedrich von Dacheröden, eines Verwandten des Coadjudors. Dieser Herr von Dacheröden, ehemals Vicepräsident der preußischen Kammer zu Halberstadt, hatte seinen Wohnsitz in Erfurt genommen, und sein Haus bildete hier den Mittelpunkt der Geselligkeit und eines regen geistigen Lebens. Seine Tochter Caroline war es, welche Humboldt am meisten in diesen Kreis zog, dem er bald als Mitglied der Familie für immer angehören sollte, denn Caroline von Dacheröden wurde seine Verlobte.

Diese Beziehungen ließen um jene Zeit eine andere beginnen, welche für Humboldt von gleich großer Bedeutung werden sollte, er wurde um diese Zeit mit Schiller bekannt. Caroline von Dacheröden war die Freundin der zwei Schwestern Caroline und Charlotte v. Lengefeld, von denen die erstere mit einem Herrn von Beulwitz, später mit dem Freiherrn von Wolzogen verheirathet, die andere aber, wie wir wissen, mit Schiller verlobt war. Hier also wurde das Band der Freundschaft zwischen Humboldt und Schiller geknüpft, welches so fest werden und so große Früchte tragen sollte. Wir kommen später auf dieses Verhältniß ausführlicher zurück.

Nachdem Humboldts Verlobung mit Fräulein v. Dacheröden vollzogen war, beschloß er, in Berlin einen Probecursus zu machen und in den Staatsdienst zu treten. Wir finden ihn im Sommer 1790 in Berlin wieder, inmitten der geistig regsamsten Kreise, welche die Hauptstadt Preußens damals aufzuweisen hatte. Insbesondere war er mit Friedrich Gentz lebhaft befreundet.

Im Uebrigen lebte er mit Eifer seinen Bestrebungen im Dienste des Staates, seine Beziehungen zu manchen der früher erwähnten Freunde wurden dadurch mehrfach beschränkt. In einem

Briefe Forsters an Jacobi vom 26. December 1790 finden wir folgende Worte: „Die Humboldt sind beide wohl, aber beide auf eine ganz verschiedene Art. Der älteste ist Legationsrath und zugleich Beisitzer am Kammergericht in Berlin, wo er seinen Probecursus macht. Wenn seine Zeit herum ist, will er sich in Halberstadt anstellen lassen und wahrscheinlich heirathen."

Um diese Zeit war Humboldt an einer 1791 erscheinenden Brochüre betheiligt, welche somit das erste enthält, was er hat drucken lassen. Der Buchhändler Unger in Berlin hatte einen Proceß gegen den Oberconsistorialrath und Censor Zöllner vor dem Kammergericht geführt, in welchem das Urtheil von Klein, die Protokolle aber von Humboldt waren. Humboldt schreibt selbst darüber: „Diese an sich unbedeutende Arbeit freut mich nur darum, weil ich hoffe, Sie sollen keinen Ausdruck darin finden, der Animosität oder Sucht, seine Aufklärung zu zeigen, oder ein Buch statt Akten zu schreiben, verriethe. Das Urtheil, so schön es ist, ist von diesen Dingen nicht ganz frei."

Wir kommen jetzt zu einem Schritt Humboldts von größter Bedeutung. Er beschloß nämlich, seine bisher inne gehabte Stellung zu verlassen und nicht im Staatsdienst zu bleiben. Die damaligen Regierungsverhältnisse in Preußen mögen zu diesem Entschluß beigetragen haben, insbesondere indeß sein Drang nach einer umfangreichen wissenschaftlichen Durchbildung, der er weit mehr als selbstständiger, ungebundener Mann nachleben konnte, als in einer politischen Stellung. Im Sommer 1791 verließ er Berlin, im Juli verheirathete er sich mit der geliebten Braut. Wir finden bei Varnhagen eine interessante Characterisirung der Zuneigung, welche zwischen den beiden Gatten herrschte, die folgende: „Alle Kraft der Vorsätze, der Beeiferung, deren Humboldt fähig war, strömte hier zusammen, wirkte mit nie erlöschendem Feuer. Als

er die Gewißheit erlangt hatte, Fräulein Caroline von Dacheröden werde seine Frau werden, that er gleich das Gelübde, sie unter jeder Bedingung glücklich zu machen. Sein ganzes Leben hindurch hat er diese Aufgabe festgehalten und nach seinem Vermögen treulich erfüllt. Doch es bedurfte keines Zwanges der Angelobung, jeden Tag auf's Neue konnte er aus freier Neigung dem Berufe folgen, der nie aufhörte, sein einziges Glück zu sein. Als die geliebte Gattin im ersten Wochenbette darniederlag, und die Aerzte bedenklich waren, glaubte Humboldt, er werde nach dem schmerzlichsten Verluste das Leben nicht ertragen, indem er seinem verzweifelten Vorhaben in der Angst sogar den Grund unterschob, man könne ja nicht wissen, ob die Geliebte nicht jenseits noch seiner bedürfen möchte! Während der langen Lebenszeit, in der die Gattin als sein höchstes Glück ihm zur Seite blieb, dauerte diese Beeiferung in jeder Gestalt fort, mit völligem Unterordnen, ja Vergessen seiner selbst, mit Aufopferung sogar derjenigen Ansprüche, die von solcher Liebesfülle unzertrennlich schienen." —

Die erste Zeit ihrer Ehe brachten Humboldt und seine Gattin zu Burgörner zu, einem dem Herrn von Dacheröden gehörenden Gute in der Grafschaft Mansfeld. Ueber diesen Aufenthalt und sein damaliges Leben berichten uns mehrere Briefe Humboldts. Unter anderem schreibt er in einem an David Friedländer gerichteten vom 7. August: „Seit einigen Wochen bin ich nun in der Lage, in der ich jetzt fürs erste bleiben werde, und ich eile, Ihnen ein paar Worte über meine Art zu leben, zu sagen. — Wie wenig Sie auch mit meinen letzten Schritten, und besonders mit dem zufrieden waren, der mich von Berlin und den Geschäften entfernte, so werden Sie doch, darf ich hoffen, nicht aufhören, an mir und meinen ferneren Schicksalen einen freundschaftlichen Antheil zu nehmen. Ich lebe, wie Sie schon aus meinen Planen wissen, und

aus der Ueberschrift dieses Briefes sehen, auf dem Lande, und mein Leben ist so einfach, daß es Ihnen nicht schwer sein wird, sich ein lebhaftes Bild davon zu entwerfen. Beschäftigung mit den Studien, die mir immer die liebsten waren, und Unterhaltung mit auswärtigen Freunden, die ich bei meiner vorigen Lebensart fast ganz hatte vernachlässigen müssen, wechseln mit Spaziergängen und meinem höchst angenehmen häuslichen Umgange ab. So verfließt ein Tag nach dem andern, und jeder giebt mir ein stilles, aber sehr genügendes Glück. Für mich ist der Kreis, in dem ich jetzt lebe, der angenehmste; es ist der, den ich am besten auszufüllen vermag, und sollte es nicht wichtiger sein, seinen Kreis — wie groß oder klein — auszufüllen, als gerade diesen oder jenen zu haben? Fühle ich ja mehr Kräfte, als dieser Kreis fordert, nun so findet sich vielleicht auch ein größerer. Allein schwerlich wird das je der Fall sein. Je mehr man schon thut, desto mehr sieht man zu thun noch vor sich. Die intensive Größe ist gerade diejenige, welche man nie erschöpft, und dennoch, wie sonderbar, suchen die meisten Menschen immer die extensive, als wären sie mit jener schon fertig. Statt zu fragen, wie viel an dem Zweck, an dem sie sind, noch zu thun ist, eilen sie schon nach einem anderen hin. Wenn dies, wie es mir scheint, den Geist nothwendig zerstreut, so muß er bei jenem Verweilen an Tiefe und Stärke gewinnen, und ich gestehe Ihnen gern, daß ich für diesen Gewinn allein Sinn habe."

In einem anderen Briefe an Forster vom 16. August heißt es: „Ich habe mich nun von allen Geschäften losgemacht, Berlin verlassen und geheirathet, und lebe auf dem Lande, in einer unabhängigen, selbst gewählten, unendlich glücklichen Existenz. Ich empfinde dies doppelt, indem ich Ihnen es sage; ich kenne Ihr warmes, liebevolles Herz, Ihre innige Theilnahme. Ich besorge auch von Ihnen nicht die Mißbilligung des Schrittes, den ich that, die ich

von so vielen Anderen erfuhr. Sie schätzen Freiheit und unabhängige Thätigkeit zu sehr, um allen Nutzen nur von einer solchen zu erwarten, die durch äußere Geschäftslagen bestimmt wird; und Sie trauen, hoffe ich, mir zu, daß ich nie eine andere Richtung wählen werde, als auf der ich, nach meiner innersten Ueberzeugung, für meine höchste und vielseitigste Bildung den meisten Gewinn hoffen darf. In der That, lieber Freund, war die Unmöglichkeit, dies zu können, vorzüglich das, was mich zu einer anderen Laufbahn bestimmte. Die Sätze, daß nichts auf Erden so wichtig ist, als die höchste Kunst und die vielseitige Bildung der Individuen, und daß daher der wahren Moral erstes Gesetz ist: bilde dich selbst, und nur ihr zweites: wirke auf Andere durch das, was du bist — diese Maximen sind mir zu eigen, als daß ich mich je von ihnen trennen könnte. Wie konnte ich mich aber mit ihnen in einer Lage ertragen, in der ich kaum hoffen durfte, mich dem Ideale, das meinen Geist und mein Herz beschäftigte, auch nur mit langsamen Schritten zu nähern, wie konnte mir selbst der Nutzen Ersatz sein, den ich freilich stiftete, und künftig in unendlich höherem Maaße gestiftet haben würde? Ich zog also das bescheidene Loos vor, ein stilles häusliches Dasein, einen kleinen Wirkungskreis. In diesem kann ich mir selbst leben, den Personen, die mir am nächsten sind, ein heiteres, zufriedenes Leben schaffen, und vielleicht — wenn mir ein guter Genius glückliche Stunden gewährt — auch Einiges zu dem beitragen, wozu im Grunde alles Thun und Treiben in der Welt, selbst wider seinen Willen, nur als Mittel dient, zur Bereicherung oder Berichtigung unserer Ideen.“ —

Diese Musezeit, welche Humboldt sich gewünscht und erwählt, dauerte länger, als er wohl selbst geglaubt hatte, sie währte zehn Jahre. Dieser Zeitraum war von den bedeutendsten Studien angefüllt. Zuerst war es die Alterthumskunde, deren eifrigstem Stu-

dium er sich hingab. Die Verbindung mit dem berühmten Alterthumsforscher F. A. Wolf in Halle, dessen Bekanntschaft er 1790 gemacht hatte, kam ihm dabei sehr zu statten, wie nicht minder die hohe Bildung seiner eigenen Frau. Frau v. Humboldt wußte mit ihrem Manne die griechischen Dichter und Prosaiker in der Ursprache zu lesen und nahm Theil an den gelehrten Gesprächen, welche Humboldt mit Wolf führte, wenn dieser bei ihnen ein gern gesehener Besuch war. —

Im August 1791 schrieb Humboldt einen Brief an einen Freund, in welchem er mit Rücksicht auf die neue französische Constitution seine Ideen über Staatsverfassung u. s. w. niederlegte. Dieser Brief wurde im folgenden Jahre anonym in der Berliner Monatsschrift abgedruckt, es möchte dieser Brief also nach seiner Betheiligung an dem Inhalt der oben erwähnten Ungerschen Brochure das nächste sein, was von Humboldt gedruckt wurde. —

Im Februar 1792 ging Humboldt mit seiner Frau nach Erfurt, wo dieselbe im Mai von einem Mädchen entbunden wurde. Das Kind erhielt den Namen der Mutter, Caroline; die Freude des Vaters über dieses Ereigniß schildert er selbst Forster in folgenden Worten:

„Meine Frau ist vor noch nicht vierzehn Tagen mit einem Mädchen glücklich niedergekommen, Mutter und Kind sind vollkommen gesund. Das kleine Mädchen ist ein allerliebstes Geschöpf, so groß und stark wie selten ein Kind von so wenig Tagen, so voll Leben und Munterkeit, und mit wundergroßen blauen Augen, die sie unaufhörlich im Kreise herumrollt. Meine Frau stillt das Kind selbst; ich, bei meiner gänzlichen Geschäftslosigkeit, bin sogut als den ganzen Tag bei ihr, und so kommt das Kind kaum eine Minute in andere Hände, als die unsrigen. Nur Sie, lieber

Freund, dessen eigenes Herz so überaus empfänglich für diese Freuden ist, und der Sie mich genauer kennen, vermögen ganz mit zu empfinden, wie unendlich süß mir diese kleinen Beschäftigungen sind, und welche reiche Fülle neuer Freuden mir jetzt wiederum in einer schon beneidenswerth glücklichen Lage geworden ist." —

Als nächstes Resultat seines Studiums der Alten sandte Humboldt um diese Zeit die Uebersetzung einer Ode Pindars an Schiller, um dessen Urtheil darüber einzuholen. Der dieses Manuscript begleitende Brief ist ein Beweis der liebenswürdigen Bescheidenheit, von welcher Humboldt erfüllt war. Er schreibt unter Anderem: „Wenn ich nun auch glauben dürfte, mit gehörigem Fleiß des Griechischen hinlänglich Meister zu sein, wenn ich mir sogar schmeicheln könnte, die so nothwendige Gewandtheit des deutschen Ausdrucks zu besitzen, so sind doch die Schwierigkeiten, die einen Uebersetzer des Pindar von allen Seiten umgeben, so groß, so habe ich vorzüglich nie eigentlich poetisches Talent in mir wahrgenommen, und so kenne ich, zwar nicht aus eigener, aber doch fremder Erfahrung, wie viel Zeit die Sucht, Verse zu machen, ohne vom Genie oder wenigstens Talent unterstützt zu sein, unnütz versplittert..... Wenn ich überhaupt Niemandes Urtheil so sehr als gerade das Ihrige ehren würde, so bin ich auch bei Niemand so sicher von der Strenge der Gerechtigkeit überzeugt, als bei Ihnen. So mancherlei fremdartige Gründe, oder wenn auch nicht das, doch vielleicht einzelne nicht unglückliche Stellen bringen oft bei so Vielen günstige, oder wenigstens minder ungünstige Urtheile hervor. So oft ich mich hingegen erinnere, Ihr Urtheil über irgend ein schriftstellerisches Product gehört zu haben, war es mir gerade auch darum so interessant, weil Ihr Blick immer das Ganze umfaßt, und nie unterläßt, sowohl dies, als jeden seiner einzelnen Theile mit dem Ideale zu vergleichen. Mag dieser Maßstab auch, selbst für mehr als

mittelmäßige Stücke, oft demüthigend sein, so ist er doch zugleich der einzige, welcher der wahren Selbstschätzung zu genügen vermag, und gewährt wenigstens immer eine so schöne und reiche Belohnung."

Schillers Antwort auf diesen liebenswürdigen Brief kennen wir nicht, jedenfalls ist sie beistimmend ausgefallen, denn Humboldt ließ bald darauf dies an Schiller gesandte Manuscript besonders, im nächsten Jahre die Uebersetzung eines Chors aus den Eumeniden des Aeschylus in der Berliner Monatsschrift drucken.

Im Sommer des Jahres 1792 verließ Humboldt Erfurt und wohnte bis zum Frühjahr des folgenden Jahres auf dem Landgut Auleben unweit Heringen, von wo er unterm 12. September einmal an Schiller schreibt: „Meine Frau und mein Kind, das täglich hübscher wird, sind wohl, und wir leben ein einsames, aber unendlich glückliches Leben."

Humboldt hatte in Erfurt eine Schrift begonnen, welche seine Ideen über die eigentlichen Grenzen der Wirksamkeit des Staates enthält. Er wollte diese Arbeit drucken lassen, Censurhindernisse in Berlin, und ein späteres Mißfallen des Verfassers an dem Werke selbst ließen nur einzelne Abschnitte daraus erscheinen. Erst nach des Verfassers Tode, im Jahre 1851, ist dieses Werk: „Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen," vollständig im Druck erschienen.

Eine andere Arbeit über das Studium des Alterthums wurde nur wenigen Freunden mitgetheilt, welche ihre Ansichten darüber aussprechen mußten. —

Im Anfang des folgenden Jahres 1793 kehrte Humboldt mit seiner Familie nach Erfurt zurück, wo ihm bald darauf ein

Sohn geboren wurde, welcher den Namen Wilhelm erhielt. Im Sommer machte er eine Reise nach Berlin, später ging er nach Auleben zurück.

Unterdeß waren seine Beziehungen zu Schiller immer bedeutender und inniger geworden, so daß er im Frühjahr 1794 nach Jena zog, um in der Nähe seines Freundes längere Zeit zu verweilen.

Dritter Abschnitt.

Aufenthalt in Jena, Tegel und Berlin. — Verhältniß zu Schiller und Göthe.

Es sollte für Humboldt jetzt eine Reihe von Jahren kommen, welche durch den speciellen Umgang mit Schiller und Göthe und die daraus sich herleitenden Studien weitaus die bedeutendste Lebenszeit für ihn werden sollte. Besonders Schiller und Humboldt haben einen gegenseitigen Einfluß auf einander ausgeübt, wie wir denselben in der ganzen Geschichte unserer Literatur nicht einmal annähernd wiederfinden. Beide großen Geister haben auf die Schöpfungen des Andern mehr oder minder bedeutenden Einfluß ausgeübt — der uns bekannte Briefwechsel unter ihnen giebt darüber merkwürdige und genaue Details.

Außer mit diesen beiden größten Schriftstellern unserer Nation hatte Humboldt während seines Aufenthalts in Jena noch specielle Beziehungen mit einer großen Zahl anderer Männer von Bedeutung, die in seiner Nähe lebten. Fichte, Niethammer, Schütz, Hufeland, Woltmann und viele Andere docirten damals in Jena, ferner der später als Rektor von Schulpforta so berühmt gewordene Ilgen, mit dem Humboldt besonders befreundet war.

Er hatte seine Wohnung der Schillers gegenüber genommen,

und das vertrauteste Verhältniß trat zwischen ihnen und ihren Familien ein. Humboldt sagt selbst über dasselbe: „Wir sahen uns täglich zweimal, vorzüglich aber des Abends allein und meistentheils bis tief in die Nacht hinein." Und über das Verhältniß der beiden Frauen finden wir in einer Schilderung Jena's zur Zeit Schillers die Stelle: „Die angenehmste und interessanteste Gesellschaft für Schillers Frau war die Frau von Humboldt: ein liebenswürdiges, idealisches Bild schöner Weiblichkeit, die in allen ihren Handlungen, Bewegungen und Reden eine ungesuchte Anmuth hatte, ohne es selbst zu wissen. Sie war nicht, was man nach Regeln schön heißt, aber sie besaß einen Reiz in ihrem Umgang, der, von allen Männern erkannt, bei der größten Unbefangenheit ihr die Achtung aller sicherte."

Die Abende also verbrachten die Freunde zumeist mit einander, sich anregend und ergänzend in geistvollem Gespräch. Wir haben eine Schilderung dieser Abende, die freilich nur eine dürftige ist, aber, weil die einzige, wohl mitgetheilt werden mag. Wir finden sie in einem Briefe W. v. Burgsdorfs an Rahel, es ist die folgende: „Humboldts sind alle Abende regelmäßig bei Schiller, von acht bis nach zehn Uhr. Den zweiten Abend ging ich gleich mit und seitdem immer. Es ist mir unendlich viel werth, Schiller so zu sehen. Er lebt nur in seinen Ideen, in einer ewigen Geistesthätigkeit, das Denken und Dichten ist sein ganzes Bedürfniß, alles andere achtet und liebt er nur, insofern es sich an dies, sein eigentliches Leben knüpft. Humboldt ist ihm daher sehr viel werth. Diese Stunden sieht er als seine Erholungsstunden an, und spricht von allem, doch sehr bald auf seine Art. Ich spreche wenig, aber doch nicht gar zu wenig, und wird es mir zu abstrakt, so spiele ich mit dem Bauspiel, kurz alles hat glücklicherweise eine recht häusliche Tournure genommen. Humboldt ist hier in seiner voll-

kommensten Assiette, und daher liebenswürdiger als je. Mit Schiller ist er ohne allen Zwang, und mitunter eben so komisch, als wir ihn nur je gesehen haben. Denken Sie sich dabei, wie interessant er ist, wenn er, statt der Lust die Sachen kurz abzuthun und zu frivolisiren, die beständige Lust hat, sie auszusprechen — wenn er, statt in dem Andern irgend etwas Anderes, als wovon gerade die Rede ist, zu bekämpfen — nur bei der Sache selbst bleibt; wenn es ihm immer im Sprechen — wie sonst im Denken — um die Wahrheit selbst zu thun ist; ich meine, wenn er zu den Andern immer spricht, wie zu seinem eigenen Verstande, wenn er nicht seine Meinungen aus Verachtung des Andern zu früh fallen läßt oder zu lange durchsetzt.“ —

Der Einfluß, welchen ein solch specieller Umgang nothwendig herbeiführen mußte, zeigte sich unter Anderm bei Humboldts Theilnahme an den „Horen“. Wir kennen dieses Journal bereits, welches nur von den ersten literarischen Kräften Deutschlands getragen werden sollte, und in seinem ersten Jahrgange allerdings sehr viel, bald nachher aber um so weniger leistete. Schiller hatte die Redaction zu führen, und konnte bereits am 30. September 1794 schreiben: „In Weimar sind Göthe und Herder, hier in Jena Herr von Humboldt, Fichte und Woltmann als Mitarbeiter und Mitbeurtheiler aufgetreten.“ — Das erste Heft enthielt außer Beiträgen von Göthe, Schiller, Herder, Fichte, A. W. Schlegel, Engel und Meyer, auch zwei von Wilhelm von Humboldt.

Bei dieser Gelegenheit übrigens, im Juli 1794, machte Humboldt Göthe's persönliche Bekanntschaft, und um diese Zeit also hatte sich jene Trias zum ersten Male zusammengefunden, welche später in speciellster Freundschaft und im edelsten gemeinsamen Ringen nach Vollendung des Wissens mit einander wetteifern sollte. Und ehe wir schildern, wie dieses Band weiter geknüpft wurde, wollen

wir noch erwähnen, daß Humboldts früher sehr innige Beziehungen zu einem andern Manne, zu Forster, in jener Zeit gelöst wurden, und zwar durch den Tod. Forster starb am 12. Januar 1794, ein Verehrer der ideellen Freiheit war er an der materiellen zu Grunde gegangen. —

Wir kehren zu dem Verhältniß zurück, in welchem, wie wir sehen, Schiller und Humboldt bereits standen, und in welches Göthe jetzt einzutreten begann.

Unterm 10. September erhielt Schiller von Göthe eine Einladung, nach Weimar zu kommen und eine Zeitlang bei ihm zu wohnen; in demselben Briefe war der Wunsch ausgesprochen, Humboldt auch einmal als besuchenden Gast empfangen zu können. Es war dies der erste Besuch, welchen Schiller bei Göthe machte, und Humboldt war sein Begleiter. Dies wiederholte sich mehr und mehr — bald war Göthe in Jena, bald seine Jenenser Freunde bei ihm — das Verhältniß unter diesen drei großen Männern wurde immer inniger, und auch zwischen Göthe und Humboldt fand von jetzt ab ein Briefwechsel statt, der beinahe vierzig Jahre währte. —

Diese prächtigen Verhältnisse wurden für Humboldt in etwas gestört durch eine Reise, welche er mit seiner Familie im Juni 1795 nach Tegel unternahm. Seine Abwesenheit von Jena sollte länger dauern, als er gemeint hatte. Nicht nur fand er daselbst seine Mutter bedenklich krank, sondern auch seine eigene Familie hatte von Krankheiten zu leiden. An Stelle des speciellen persönlichen Verkehrs mußte jetzt natürlich unter den Freunden ein sorgfältiger und fleißiger Briefwechsel treten. Besonders in dem (gedruckten) Briefwechsel zwischen Schiller und Humboldt finden wir unzählige Ausdrücke der Sehnsucht, womit der eine Freund nach dem anderen verlangte. „Ich habe mich", schreibt Humboldt am

4. August 1795 an Schiller, „so sehr an das gesellschaftliche Denken gewöhnt, daß mir bei längerer Entfernung für meinen Ideenvorrath bang werden würde. Desto mehr nehme ich meine Zuflucht zu Erinnerungen, und ich bringe den besten Theil meiner Zeit in Gedanken bei Ihnen zu.“ Und Schiller empfand eine gleiche Sehnsucht nach dem fernen Freunde. —

In Tegel war das Leben der Familie Humboldt um jene Zeit nicht eben ein angenehmes. Manche Krankheiten suchten sie heim, selbst Wilhelm von Humboldt litt an einem Augenübel, im Uebrigen lebte er mit seiner Familie sehr eingezogen, und war sogar, wie es scheint, wohl in Folge der erwähnten Krankheitsfälle, nicht eben disponirt zu Studien irgend welcher Art. Daß ein solcher Geist nicht lange in Unthätigkeit ausharren konnte, liegt auf der Hand, und wir finden in Bezug hierauf einen Brief vom 28. September des genannten Jahres, welcher einen Beweis von der neugewonnenen Kraft liefert. Wir finden hier die Worte: „Ich weiß nicht, durch welche Verbindung von Umständen ein großer Durst des Wissens plötzlich, wie von Neuem, in mir erwacht ist, aber sehr lange habe ich ihn nicht in gleichem Grade gefühlt. Ich überlasse mich dieser Neigung um so mehr, als ich gar keinen Muth habe, so lange ich von Ihnen abwesend bin, etwas nur irgend Würdiges hervorzubringen. Und überhaupt sind doch meine Gesichtspunkte jetzt zu fest, als daß ich fürchten dürfte, in eine vage Gelehrsamkeit auszuschweifen, die ich gewiß am meisten geringschätze. Alles, was ich anfange, ergreife ich doch aus einem Gesichtspunkte, und niemals unterlasse ich, aus allem Gesammelten die Resultate zu ziehen, die diesen Gesichtspunkt angehen. Dies vorausgesetzt kann ich kaum der Begierde widerstehen, soviel als nur immer und irgend möglich sehen, wissen, prüfen zu wollen. Der Mensch scheint doch einmal da zu sein,

Alles, was ihn umgiebt, in sein Eigenthum, in das Eigenthum seines Verstandes zu verwandeln. Ich möchte, wenn ich gehen muß, so wenig als möglich hinterlassen, das ich nicht mit mir in Berührung gesetzt hätte. Diese Begierde ist mir immer eigen gewesen, und hat mich nur oft leider irre geführt, so daß sie sich selbst ihren Zweck vereitelte. Im Wissen und im Leben habe ich mich immer selbst durch zu große Verbreitung gestraft. Ich habe nach Allem gegriffen und vergessen, daß Jedes festhält, und Manches die Kraft verzehrt. Mit dem Leben bin ich nun zu großer Ruhe gekommen, und mit dem Wissen ist der Kampf, Gottlob! gefahrloser."

Den Winter von 1795—96 brachte Humboldt zum größten Theil in Berlin zu — seine Mutter war dahin gegangen, um ärztlicher Hülfe näher zu sein, und er hatte sie begleitet. — Um jene Zeit hat sich bei ihm auch der Plan zu einer Reise nach Italien ausgebildet, überhaupt wünschte er möglichst viel auf Reisen zu sein, wie er denn unter Anderm einmal an Schiller schreibt: „Es ist mein Plan, nie einen festen Wohnort zu haben, sondern zwischen diesem und eigentlichen Reisen ein Mittel zu halten."

Die nächstfolgende Zeit brachte er bald in Berlin, bald in Tegel zu, dabei im fleißigsten Briefwechsel mit seinen Freunden in Thüringen. So schickte ihm Schiller stets seine neuesten Dichtungen gleich nach ihrem Entstehen, und Humboldt sandte ihm seine Bemerkungen darüber zurück. Wie werthvoll für Schiller diese Humboldtischen Beobachtungen, Kritiken und Anregungen sein mußten, davon finden wir in dem Briefwechsel Beweise genug — hier finde nur eine der dahin gehörenden Stellen Raum. Schiller schreibt nämlich am 21. August 1795 unter Anderm: „Ihre Briefe, lieber Freund, sind mir ein rechter Trost, und ob ich gleich von dem liebevollen Begriffe, den Sie sich von mir bilden, den An-

theil abziehen muß, den Ihre Freundschaft daran hat, so dienen sie mir doch zu einer fröhlichen Ermunterung, deren ich weit öfter bedarf als entrathen kann."

Und wie innig Humboldts Theilnahme an den theuren Resultaten der Schillerschen Muse war, davon mag folgende Briefstelle, vom 21. August, Beweis liefern, welche sich auf Schillers Gedicht, „die Ideale und das Leben" bezieht. Da heißt es: „Wie soll ich Ihnen, liebster Freund, für den unbeschreiblich hohen Genuß danken, den mir Ihr Gedicht gegeben hat. Es hat mich seit dem Tage, an dem ich es empfing, im eigentlichsten Verstande ganz besessen, ich habe nichts Anderes gelesen, kaum etwas Anderes gedacht, ich habe es mir auf eine Weise zu eigen machen können, die mir noch mit keinem andern Gedichte gelungen ist, und ich fühle es lebhaft, daß es mich noch sehr lang und anhaltend beschäftigen wird. Solch einen Umfang und solch eine Tiefe enthält es, und so fruchtbar ist es, woran ich vorzüglich das Gepräge ihres Genies erkenne, selbst wieder neue Ideen zu wecken. Es zeichnet jeden Gedanken mit einer unübertrefflichen Klarheit hin, in dem Umriß eines jeden Bildes verräth sich die Meisterhand, und die Phantasie wird unwiderstehlich hingerissen, selbst aus ihrem Innern hervorzuschaffen, was Sie ihr vorzeichnen. Es ist ein Muster der didaktisch-lyrischen Gattung und der beste Stoff, die Erfordernisse dieser Dichtungsart und die Eigenschaften, die sie im Dichter voraussetzt, daran zu entwickeln. Ich habe an einzelnen Stellen studirt, zu finden, wie Sie es gemacht haben, um mit der vollkommenen Präcision der Begriffe die höchste poetische Individualität und die völlige sinnliche Klarheit in der Darstellung zu erreichen, und nie hat sich mir die Produktion des Genies so rein offenbart, als hier. . . . Es trägt das volle Gepräge Ihres Genies und die höchste Reife, und ist ein treues Abbild ihres Wesens."

Ueber Schillers Gedicht „der Spaziergang" schreibt Humboldt am 23. October: „Wohin man sich wendet, wird man durch den Geist überrascht, der in diesem Stücke herrscht, aber vorzüglich stark wirkt das Leben, das dies unbegreiflich schön organisirte Ganze beseelt. Ich gestehe offenherzig, daß unter allen Ihren Gedichten, ohne Ausnahme, dies mich am meisten anzieht, und mein Inneres am lebendigsten und höchsten bewegt. Es hat den reichsten Stoff, und überdies grade den, der mir, meiner Ansicht der Dinge nach, immer am nächsten liegt. Es stellt die veränderte Strebsamkeit der Menschen der sicheren Unveränderlichkeit der Natur zur Seite, führt auf den wahren Gesichtspunkt beide zu übersehen, und verknüpft somit alles Höchste, was ein Mensch zu denken vermag. Den ganzen großen Inhalt der Weltgeschichte, die Summe und den Gang alles menschlichen Beginnens, seine Erfolge, seine Gesetze und sein letztes Ziel, Alles umschließt es in wenigen, leicht zu übersehenden und doch so wahren und erschöpfenden Bildern. Das eigentliche poetische Verdienst scheint mir in diesem Gedicht sehr groß; fast in keinem Ihrer übrigen sind Stoff und Form so miteinander amalgamirt, erscheint Alles so durchaus als das freie Werk der Phantasie. . . . Vorzüglich schön ist die Mannigfaltigkeit der verschiedenen Bilder, die es aufstellt . . . . Die Schönheiten der Diktion im Einzelnen erreichen ganz und gar die Größe der Anlage des Ganzen. Jeder Ausdruck giebt ein schönes Bild, und die meisten einzelnen Distichen laden zu einem eigenen Studium ein."

Eine so eifrige, sorgfältige, uneigennützige Theilnahme mußte dem großen Manne viel werth sein. Wie entschieden, wie liebenswürdig bescheiden Schiller sie anerkennt, das zeigen uns folgende Stellen aus Briefen an Humboldt: „Denken Sie doch in einem müßigen Augenblicke darüber nach, was Sie im Versbau der Elegie noch etwa einem Streit unterworfen glauben. Da Sie zu

blöde und schamhaft sind, selber mit der Muse Kinder zu zeugen, so adoptiren oder erziehen Sie mir vielmehr die meinigen." — — Und bald nachher schreibt er in Bezug auf von ihm an einer fremden Uebersetzung geübte Kritik: „Es war auch billig, daß ich Andern mittheilte, was ich aus Ihren Bemerkungen über meine Arbeiten gelernt habe." —

Wir glauben mit diesen wenigen Bruchstücken aus dem Briefwechsel Humboldts mit Schiller das beiderseitige Verhältniß charakterisirt zu haben. Wir können, der Raum dieses Buches gestattet es nicht, von all' dem Werthvollen und Interessanten nicht mehr mittheilen, als eben zur Charakterisirung der Situation und der Personen nöthig ist, und verweisen im Uebrigen auf den gedruckten Briefwechsel selbst, während wir zur weitern Darstellung der Ereignisse zurückkehren.

Im Sommer des Jahres 1796 machte Humboldt eine Reise nach dem nördlichen Deutschland, besuchte Voß in Eutin, Klopstock in Hamburg, kehrte nach Berlin zurück und beschloß, Anfangs November nach Jena zurückzugehen. Am 1. November traf er bereits in Jena ein, um bis zu Ende April des folgenden Jahres hier zu verweilen. Da erhielt er die Nachricht von dem Tode seiner Mutter. Er hatte erst die Absicht, nach Berlin zu reisen, es geschah indeß nicht, er blieb in Jena. Im Januar 1797 wurde Frau von Humboldt von einem zweiten Sohn entbunden, welcher Theodor genannt wurde, und dessen Geburt der Mutter viele Leiden brachte. Um dieselbe Zeit ohngefähr kam auch Alexander von Humboldt zu seinem Bruder nach Jena, um bis zum Frühjahr hier zu verweilen. Alexander war mit den Vorbereitungen zu der großen amerikanischen Reise beschäftigt, und auch Wilhelm wollte sobald als möglich eine Reise nach Italien antreten. Uebrigens war Wilhelm von Humboldts Familie damals viel von Krankheiten heimgesucht,

er selbst litt am kalten Fieber, seine Gattin und die Kinder waren gleichfalls krank.

Um jene Zeit kamen die beiden Brüder Schlegel zu Humboldts specielleren Freundeskreise, welcher beide ganz besonders schätzte. Im Uebrigen nahm er den alten Antheil an Schiller und Göthe, wovon ersterer am Wallenstein arbeitete, letzterer sein Gedicht „Hermann und Dorothea" vollendet hatte. In diesem Zeitpunkt also schied Wilhelm von Humboldt von seinen beiden großen Freunden. Göthe hoffte er in Italien bald wieder zu finden, nicht so aber konnte es sein in Bezug auf das Verhältniß zu Schiller, und dieser selbst denkt mit einiger Bitterkeit und Wehmuth an diese Trennung. Er schreibt an Göthe: „Humboldt ist heute fort; ich sehe ihn mehrere Jahre nicht wieder, und überhaupt läßt sich nicht erwarten, daß wir einander noch einmal so wieder sehen, wie wir uns jetzt verlassen. Das ist also wieder ein Verhältniß, das als beschlossen zu betrachten ist und nicht mehr wieder kommen kann, denn zwei Jahre, so ungleich verlebt, werden gar viel an uns und also auch zwischen uns verändern." —

Ende April 1797 verließ Humboldt mit seiner Familie Jena, das seinem Herzen so lieb, seinem Geiste so förderlich geworden war, um sich vorläufig nach Berlin zu begeben.

Vierter Abschnitt.

Zweite Reise nach Paris und Aufenthalt daselbst.

Die Nothwendigkeit, die Hinterlassenschaft ihrer Mutter zu ordnen, führte die Brüder nach Berlin. Bei der Erbtheilung erhielt Wilhelm von Humboldt Tegel, Alexander Ringenwalde, welches er behufs der Unkosten seiner amerikanischen Reise an den Dichter Franz von Kleist verkaufte. Die Brüder hatten die Absicht, über Dresden und Wien nach Italien zu reisen, der ältere Bruder reiste im Juni nach der erstgenannten Stadt ab, wohin der jüngere ihm nach einigen Wochen folgte. Hier traten bereits die ersten Reisehindernisse ein, denn Frau von Humboldt wurde fieberkrank. Schiller schreibt unterm 23. Juli an Göthe: „Das wird eine schöne Reise werden, denn sie müssen jetzt schon über die Zeit in Dresden liegen bleiben.“ — Von Dresden gingen die beiden Brüder nach Wien, wo ihnen sehr bald klar wurde, daß eine Reise nach Italien jetzt beinahe unmöglich sei. Schiller schreibt am 15. September darüber an Göthe: „Von unserm Freunde Humboldt habe ich heute Briefe bekommen. Es gefällt ihm in Wien gar nicht mehr, die italienische Reise hat er so gut als aufgegeben, ist aber beinahe entschlossen, nach Paris zu gehen, welches er aber wahrscheinlich

nach den neuesten Ereignissen dort, nicht zur Ausführung bringen wird."

Diese Reise nach Paris wurde indeß doch ausgeführt. Die Reisegesellschaft, Göthe nennt sie die „sämmtliche Caravane", reiste über Salzburg, wo Alexander von Humboldt zurückblieb, München, Basel u. s. w. nach Paris. Schiller schreibt unterm 30. Oktober an Göthe: „Humboldt hat endlich einmal, und zwar aus München, geschrieben. Er geht jetzt auf Basel los, wo er sich bestimmen wird, ob die Pariser Reise vor sich gehen soll oder nicht. Sie wird er also schwerlich mehr finden, es sei denn, daß Sie den Winter noch bei Zürich zubringen werden, wohin er sich wenden wird, wenn er nicht nach Paris geht." Unterm 29. December finden wir in einem andern Briefe Schillers an Göthe der Ankunft Humboldts in Paris erwähnt, es heißt da: „Unser Freund Humboldt, von dem ich Ihnen hier einen langen Brief beilege, bleibt mitten in dem neugeschaffenen Paris seiner alten Deutschheit getreu, und scheint nichts als die äußere Umgebung verändert zu haben. Es ist mit einer gewissen Art zu philosophiren und zu empfinden, wie mit einer gewissen Religion; sie schneidet ab von außen und isolirt, indem sie von Innen die Innigkeit vermehrt." —

Humboldts Aufenthalt in Paris wurde durch mancherlei von Bedeutung, unter anderm schrieb er hier im April des folgenden Jahres 1798 seine ästhetischen Versuche über Göthe's Hermann und Dorothea, welche bereits im folgenden Jahre im Druck erschienen. Humboldt war der geeignetste Mann dazu, über dies Meisterwerk epischer Dichtkunst zu schreiben, sein Einfluß auf das Entstehen des Werkes selbst war bereits ein so großer gewesen, wie er dies sein durfte; Göthe selbst führt diesen Einfluß in einem seiner Briefe an Schiller nach Erscheinen des Gedichtes an, indem er schreibt: „Ich will nun auch Freund Humboldt antworten und

ihn besonders ersuchen, mit Brinkmann einen prosodischen Congreß über Hermann und Dorothea zu halten, so wie ich ihnen noch mehr dergleichen Fragen im Allgemeinen vorzulegen gedenke."

Als Göthe dieses schrieb, war Humboldt mit seiner Arbeit beinahe fertig. Er sandte das Manuscript an Schiller, der es zum Druck befördern sollte, und Schiller konnte bereits am 15. Mai Göthe schreiben, er solle nach Jena kommen, es sei eine unerwartete Novität da, welche ihn sehr nahe angehe und ihm viel Freude machen werde. Göthe antwortete darauf: „Von einer unerwartet erfreulichen Novität habe ich keine Ahnung, noch Muthmaßung, doch soll sie mir ganz willkommen sein. Es ist nicht in meinem Lebensgange, daß mir ein unvorbereitetes, unerharrtes und unerrungenes Gute begegne." Schiller konnte seine auf nächsten Sonntag festgesetzte Anwesenheit in Jena nicht erwarten, sondern schrieb ihm am 18. Mai: „Die Novität, von der ich Ihnen schrieb, und worüber ich Sie nicht in eine zu große Erwartung setzen will, ist ein Werk über Ihren Hermann, von Humboldt mir im Manuscript zugeschickt. Ich nenne es ein Werk, da es ein dickes Buch geben wird, und in die Materie mit größter Ausführlichkeit und Gründlichkeit eingeht. Wir wollen es, wenn es Ihnen recht ist, mit einander lesen; es wird alles zur Sprache bringen, was sich durch Raisonnement über die Gattung und die Arten der Poesie ausmachen oder ahnen läßt. Die schöne Gerechtigkeit, die Ihnen darin durch einen denkenden Geist und durch ein gefühlvolles Herz erzeigt wird, muß Sie freuen, sowie dieses laute und gründliche Zeugniß auch das unbestimmte Urtheil unserer deutschen Welt leiten helfen, und den Sieg Ihrer Muse über jeden Widerstand, auch auf dem Wege des Raisonnements, entscheiden und beschleunigen wird." — Göthe ging nach Jena, verweilte vier Wochen daselbst und ging das Werk sorgfältig mit Schiller durch.

Da dieses Werk das erste größere und bedeutendere aus Humboldts Feder ist, so dürfen wir länger dabei verweilen. Schiller hat in einem Briefe vom 27. Juni 1798 an Humboldt eine ausführliche Kritik desselben gesandt, wir theilen dieselbe hier im Auszuge als alles erschöpfend mit. Es heißt da:

„Ihre Schrift, mein theurer Freund, war mir in der That eine ganz überraschende Erscheinung, und mußte es noch mehr sein, wenn ich mich erinnere, wo und unter welchen heterogenen Umgebungen Sie dieses große, ja ungeheure Geschäft zu Stande gebracht haben.

Der Gedanke, an Göthe's Gedicht die Gesetze der epischen, ja der ganzen Poesie überhaupt zu entwickeln, ist sehr glücklich, und eben so gut gewählt war dieses Produkt, um Göthe's individuelle Dichternatur daran zu zeigen. Denn, wie Sie selbst sagen, in keinem Gedichte erscheint die poetische Gattung und die epische Art so rein und vollständig, als hier, und in keinem hat sich Göthe's Eigenthümlichkeit so vollkommen abgedruckt.

Man erweist Ihnen blos Gerechtigkeit, wenn man sagt, daß noch kein dichterisches Werk zugleich so liberal und so gründlich, so vielseitig und so bestimmt, so kritisch und so ästhetisch zugleich beurtheilt worden ist. Und das konnte auch grade nur durch eine Natur geschehen, wie die Ihrige, die zugleich so scharf scheidet, und so vielseitig verbindet. Ihre Idiosynkrasie im Empfinden könnte Ihnen vielleicht in einzelnen Fällen den Kreis verengen und dem Gegenstand Abbruch thun; in Ihrem Raisonnement kann Ihnen das nie begegnen. Auch ist das Verdienst dieser Arbeit im strengsten Sinne das Ihrige. Göthe kann ihnen als Poet den Stoff zwar zubereitet haben, aber ich habe Ihnen als Kunstrichter und Theoretiker nicht viel in die Hand gearbeitet; ja ich muß gestehen,

daß ich in dem einzigen bedeutenden Fehler, den ich daran zu tadeln habe, meinen Einfluß erkenne. Davon nachher.

Ihre Formel für die Kunst überhaupt, und für die Poesie insbesondere, Ihre Deduktion der Dichtungsarten, die Merkmale, die Sie als die charakteristischen aufstellen, sind treffend und entscheidend. Der Gesichtspunkt, den Sie genommen haben, um dem geheimnißvollen Gegenstande, denn das ist doch jedes dichterische Wirken, mit Begriffen beizukommen, ist der freie und höchste, und für den Philosophen, der dieses Feld beherrschen will, ist er ohne Zweifel der geschickteste. Aber eben wegen dieser philosophischen Höhe ist er vielleicht dem ausübenden Künstler nicht bequem, und auch nicht so fruchtbar, denn von da herab führt eigentlich kein Weg zu dem Gegenstande. Ich betrachte auch deswegen Ihre Arbeit mehr als eine Eroberung für die Philosophie als für die Kunst, und will damit keinen Tadel verbunden haben. Es ist ja überhaupt noch die Frage, ob die Kunstphilosophie dem Künstler etwas zu sagen hat. Der Künstler braucht mehr empirische und specielle Formeln, die eben deswegen für den Philosophen zu eng und zu unrein sind; dagegen dasjenige, was für diesen den gehörigen Gehalt hat, und sich zum allgemeinen Gesetze qualificirt, für den Künstler bei der Ausübung immer hohl und leer erscheinen wird.

Ihre Schrift ist mir auch schon darum als ein beweisender Versuch merkwürdig, was der speculative Geist, dem Künstler und Poeten gegenüber, eigentlich leisten kann. Denn was hier von Ihnen nicht geleistet worden, das kann auf diesem Wege überhaupt nicht geleistet, noch gefordert werden. Sie haben den philosophisch-kritischen Verstand, insofern es diesem mehr um allgemeine Gesetze, als um regulativische Vorschriften, mehr um die Metaphysik als um die Physik der Kunst zu thun ist, auf das vollständigste, wür-

digste und liberalste repräsentirt, und nach meinem Gefühl das Geschäft geendigt.

Sie müssen sich nicht wundern, lieber Freund, wenn ich mir die Wissenschaft und die Kunst jetzt in einer größeren Entfernung und Entgegensetzung denke, als ich vor einigen Jahren vielleicht geneigt gewesen bin. In Rücksicht auf das Hervorbringen werden Sie mir zwar selbst die Unzulänglichkeit der Theorie einräumen, aber ich dehne meinen Unglauben auch auf das Beurtheilen aus, und möchte behaupten, daß es kein Gefäß giebt, die Werke der Einbildungskraft zu fassen, als eben diese Einbildungskraft selbst, und daß auch Ihnen die Abstraktion und die Sprache Ihr eigenes Anschauen und Empfinden nur unvollkommen hat ausmessen und ausdrücken können.

Es ist hier nur von demjenigen Theil Ihres Werkes die Rede, der die Angriffe sucht und aufstellt, nach denen geurtheilt wird, und auch bei diesem habe ich es keineswegs mit Ihrer Ausführung, nur mit Ihrer Unternehmung zu thun. Denn es ist zum Erstaunen, wie genau, wie vielseitig, wie erschöpfend Sie Alles behandelt haben, so daß ich überzeugt bin, was auch künftighin über den Proceß des Künstlers und Poeten, über die Natur der Poesie und ihre Gattungen noch mag gesagt werden, es wird Ihren Behauptungen nicht widersprechen, sondern diese nur erläutern, und es wird sich in Ihrem Werke gewiß der Ort nachweisen lassen, in den es gehört, und der es implicite schon enthält. In allen wesentlichen Punkten ist zwischen dem, was Sie sagen, und dem, was Göthe und ich diesen Winter über Epopoe und Tragödie festzustellen gesucht haben, eine merkwürdige Uebereinstimmung, dem Wesen nach, obgleich Ihre Formate metaphysischer gefaßt sind, und die unsrigen mehr für den Hausgebrauch taugen. Vielleicht ist

Ihre Analyse zu scharf, und die aufgestellte Charakteristik zu streng und zu unbeweglich . . . .

Ihren Absatz über die Poesie, als redende Kunst, habe ich nicht ganz deutlich eingesehen, auch darüber ein andermal. Was den Styl betrifft, so ist mit Ausnahme einiger weniger Absätze, die uns leider nicht sogleich klar werden konnten, Alles faßlich vorgetragen. Ein weniger diffuser und ausführlicher Vortrag wäre freilich im Ganzen zu wünschen gewesen, bei einer größeren Gedrängtheit und Kühnheit möchte das Ganze an Kraft und Bestimmtheit gewonnen haben. Aber diese Sorgfalt, alles zu begränzen und zu limitiren, zu keinem Mißverstand zu verleiten, nichts zu wagen u. s. w. liegt einmal in Ihrer Natur, und wir haben über diesen Punkt oft und viel gesprochen.

Sie dürfen kaum darauf rechnen, daß Jemand der nicht schon sehr an diese Art zu philosophiren gewöhnt ist, Ihnen folgen werde; unsere neuen Kunstmetaphysiker werden Sie studiren und benutzen, aber es wohl bleiben lassen, die Quelle zu bekennen, aus der sie ihren Reichthum holten. In der That haben Sie vielen vorgearbeitet, und ein entscheidendes Beispiel gegeben.

Was man an der ganzen Behandlung überhaupt tadeln möchte, ist, daß Sie einen zu speculativen Weg gegangen sind, um ein individuelles Dichterwerk zu zergliedern. Der dogmatische Theil Ihrer Schrift, der die Gesetze für den Poeten construirt, steht in dem schönsten Zusammenhang mit sich selbst, mit der Sache und mit den reinsten und allgemeinsten Grundsätzen anderer über diesen Gegenstand, und, philosophisch genommen, vollkommen befriedigend; nicht weniger richtig und untadelhaft ist der kritische, der jene Gesetze auf das Werk anwendet und es eigentlich beurtheilt; aber es scheint, daß ein mittlerer Theil fehlt, ein solcher nämlich, der jene allgemeinen Grundsätze, die Metaphysik der Dichtkunst,

auf besondere reducirt, und die Anwendung des Allgemeinsten auf das Individuellste vermittelt u. s. w. u. s. w.

Doch genug für heute, lieber Freund. Ohnehin kann ich mich jetzt nicht ins Besondere einlassen, da Göthe Ihre Schrift in Händen hat. Er wollte Ihnen mit mir schreiben, hat aber in Weimar zu thun bekommen. Ihre Schrift hat ihn, wie Sie leicht denken können, sehr angenehm berührt."

Soweit Schiller. Wir sehen in dieser Kritik eine ziemliche Strenge vorwalten — vielleicht hätte Schiller, zu dem Humboldt doch in viel engern Beziehungen stand als zu Göthe, eine so werthvolle kritische Arbeit lieber an einem Schillerschen als an einem Götheschen Stück erprobt gesehen. Wie Göthe dieses Werk Humboldts aufgenommen habe, darüber wissen wir Genaueres nicht zu berichten, wir vermuthen indeß, etwas zu souverain.

Wir kehren nach Paris zu Wilhelm von Humboldt zurück.

Einige Briefe seiner Gattin an Rahel erzählen uns mancherlei aus jener Zeit. Da schreibt sie z. B.: „Ich muß Ihnen ein Wort von meinen Kindern sagen. In den Kindern lebt meine Seele, das fühlen sie wohl, und ich führe hier mit ihnen eine ganz häusliche Existenz. Die Vormittage dauern hier bis 4 Uhr, früher ißt kein Mensch, das giebt mir das Mittel, viel mit ihnen zu sein. Abends bin ich häufig in Gesellschaften oder im Theater, oft auch an meinem Theetisch, mit dem kleinen Zirkel meiner Bekannten zu Hause. Es sind viele Deutsche hier, denen mein Haus ein point de raillement ist, ich sehe aber auch viel Franzosen und sehe sie gern. Das Theater ist unendlich interessant, die Komödie vortrefflich u. s. w." Auf ihre Kinder kommt sie in einem folgenden Briefe nochmals zurück, da heißt es: „Caroline entwickelt sich sehr liebenswürdig, sie ist sehr zart und hat einen seltenen Grad von Sentimentalität, von ganz natürlicher, wie Du leicht denken kannst.

Wilhelm ist schön, viel derber, sehr unartig, eigenwillig und doch unendlich gutmüthig. Theodor ist das liebenswürdigste Kind, was ich je sah — er ist ganz dick und recht eigentlich fett, und sieht doch schlank aus, sein Gesichtchen hat einen Ausdruck von Fröhlichkeit, und doch deutet der Blick in seinem Auge auf etwas Tieferes. Sein Auge ist, als schaute man in den Himmel. Das Weiße darin ist ganz blau, und der Augapfel braun. Seine Haare sind blond, sein Mund einer der reizendsten, den ich je an einem Kinde sah. Wenn Du den Jungen sehen könntest, er würde Dich zum Narren machen, wie mich."

Man wird uns die Mittheilung dieser interessanten Details verzeihen, spricht auch die Liebe der Mutter vielleicht ein wenig zu viel aus diesen Worten, so sind sie doch wiederum durch ihre Aufrichtigkeit von allgemeinerem Interesse.

Unter den Gästen, welche das Humboldt'sche Haus in Paris damals sah, ist vor Allem Alexander von Humboldt zu nennen, welcher vom Frühjahr bis Ende October dieses Jahres 1798 in Paris verweilte. Er war dahin gekommen, um sich der Entdeckungsreise anzuschließen, welche unter Capitain Baudins Führung nach der Südsee abgehen sollte. Es gehört nicht weiter hierher, anzuführen, daß diese Expedition unterblieb. — Alexander von Humboldt verweilte bis zu der angegebenen Zeit als theurer Gast im Hause seines Bruders.

Von andern Deutschen, welche die Salons Wilhelms von Humboldt besuchten, nennen wir den Bildhauer Tieck, den Maler Schick, den Legationssekretair G. von Brinkmann, den Grafen Schlabrendorf, Oelsner, Leuchsenring, Burgsdorf und Andere.

Von ihnen allen hatte der Graf Schlabrendorf wahrscheinlich das meiste Interesse für Humboldt. Varnhagen hat eine specielle Schilderung über diesen merkwürdigen Mann geschrieben, in Bezug

auf welche Humboldt unterm 5. März 1832 folgende Worte an ihn schreibt: „Ich habe den Aufsatz über unsern ewig denkwürdigen Freund mit großem Vergnügen gelesen. Er hat mich lebendig in die Zeit meines Umgangs mit ihm zurückversetzt, und es ist Ihnen, wie es mir scheint, sehr gut gelungen, aus den Charakterzügen und der Handlungsweise des Mannes gerade so viel auszuheben, als dem großen Publikum ein anschauliches Bild zu geben vermochte; und ihn doch auch wieder so zu schildern, daß auch die tiefer Eingeweihten ihn gern in der Schilderung wiedererkennen. Daß darum doch nicht ganz der Eindruck entsteht, den wir gerade bei diesem uns theuer und ehrwürdig Gewesenen wünschten, muß Sie nicht irren. Es giebt mittelmäßige und große Menschen, welchen man ihre Verdienste und Vorzüge gleich baarer Münze auf den Tisch zählen kann. Zu diesen gehörte Schlabrendorf nicht; er wollte tiefer gekannt, er wollte mehr als gekannt, wirklich empfunden sein. Wer nicht in den ersten Tagen seines Umgangs von ihm hingerissen war, nicht gleich bewies, daß er Sinn für ihn besaß, mit dem war jeder Streit über ihn vergebens, wie ich sehr oft mich selbst davon überzeugt habe. Es kann daher auch wohl keine Schilderung hinter ihm zurückbleiben, die sein wahres, inneres Wesen, eins der merkwürdigsten und seltensten, das sich je auf Erden gefunden hat, zusammengesetzt aus der wehmüthigsten Weichheit und dem unerschütterlichsten Muthe wiedergäbe."

Varnhagen erzählt uns auch eine allerliebste Anekdote von Schlabrendorf, wobei Wilhelm von Humboldt der Betheiligte war. Der Graf Schlabrendorf hatte nämlich die Gewohnheit und das Geschick, viele Stunden lang über die beliebigsten Themata mit Geist und Feuer ununterbrochen zu reden. Als einmal in noch früher Abendstunde Humboldt seinen weggehenden Gast mit dem Licht in der Hand zur Treppe geleitete, vertieften sich Beide noch

so sehr in die Diskussion, daß man sie am andern Morgen noch an derselben Stelle im eifrigsten Gespräch stehen sah. — Wir können natürlich die Garantie für die historische Wahrheit einer solchen Zerstreuung nicht übernehmen. —

Von den Franzosen, mit denen Humboldt um jene Zeit in Beziehungen weiterer oder engerer Natur stand, nennen wir zuerst die geistreiche Frau von Staël. Humboldt und seine Gattin waren sehr liirt mit ihr, beide Theile schätzten sich gegenseitig hoch. Frau von Staël nannte Humboldt „la plus grande capacité de l'Europe," und in der „Corinna" sagt sie einmal von ihm, es sei schwer, einen Mann zu finden, dessen Unterhaltung und Schriften mehr Wissen und Geist enthielten. — Daß ihn bei solchen Beziehungen zur Wirthin des Hauses auch die Gesellschaften in ihrem Hause speciell angingen, ist natürlich, und diese Gesellschaften der Frau von Staël waren damals vielleicht die bedeutendsten von ganz Frankreich. Aus den zahlreichen Bekanntschaften, welche er hier machte, wollen wir nur eine, die natürlichste, anführen: Benjamin Constant, an welchem Humboldt das höchste Interesse nahm. —

Wir haben jetzt noch über die Studien und Arbeiten zu referiren, mit denen Humboldt während seines zweiten Aufenthaltes in Paris sich beschäftigte. Das große Werk über Göthe's Hermann und Dorothea u. s. w. haben wir bereits des Weiteren erwähnt, außerdem schrieb er in Göthe's Propyläen Artikel über Forestier's neue Methode, die Malerei zu lehren, über Gemälde von David und Gerard, und insbesondere einen an demselben Orte abgedruckten anonymen Aufsatz: „Ueber die gegenwärtige französische tragische Bühne." Diese später in Humboldts gesammelte Schriften aufgenommene Arbeit ist von großem Interesse. Wie der Verfasser die damals durch Talma und Andere ziemlich ge-

hobene tragische Bühne der Franzosen aufzufassen weiß, mögen einige wenige Bruchstücke und Anführungen darthun. So stellt er unter anderm den geistreichen Unterschied zwischen deutschen und französischen Schauspielern hin, indem er sagt, der erstere setze mehr die Arbeit des Dichters fort, die Sache, der Ausdruck seien ihm die Hauptsache, der französische Schauspieler dagegen verbinde mit dem Werke des Dichters das Talent des Musikers und des Malers. Weiter klagt er über den Mangel der Deutschen in der Tragödie; von der bestehenden deutschen Tragödie verlangt er überhaupt, daß sie eine höhere Stufe ersteige, sie sollte sich in ein Gewand kleiden, womit sie auch auf den bloßen Sinn einen größeren Eindruck mache. Er rechnet hierhin die Versification, eine Idee, welche wir in seinem Briefwechsel mit Schiller schon mehrfach vertreten finden. Das Resultat seiner Arbeit ist im Ganzen, daß die Franzosen in ihrer Tragödie die Kunst, die Deutschen hingegen die Natur erobert haben. Den letztern bleibt also der leichtere Schritt übrig, um etwas möglichst vollendet Schönes zu schaffen; während die Franzosen die Natur übersprungen haben und die Kunst erlangten, sind sie jetzt gezwungen, erst zum Drama, zur bürgerlichen Tragödie zurückzugehen, um wieder zur heroischen Tragödie gelangen zu können u. s. w. u. s. w.

Göthe und Schiller waren mit Humboldts Arbeit sehr zufrieden — in demselben Hefte der Propyläen, welches Humboldts Arbeit enthielt, ließ Göthe bereits die ersten Proben seiner Uebersetzung des Mahomet von Voltaire unter besonderer Hinweisung auf Humboldts Arbeit abdrucken. Wir wissen, daß er auch den Tancred übersetzte, zudem erklärte er in einem Briefe an Schiller, daß ihm Humboldts Aufsatz ein helleres Licht über die französische Bühne geworfen habe, und daß er seitdem die Dramen der Franzosen viel lieber lese. — —

Die glänzenden Schilderungen, welche Alexander von Humboldt während seiner Reise nach Spanien in seinen Briefen an den älteren Bruder entwarf, mochten in diesem die Lust rege gemacht haben, gleichfalls eine Reise nach Spanien zu unternehmen. Bereits im Februar des Jahres 1799 schrieb Frau von Humboldt: „Mein spätestes Zurückkommen nach Berlin ist in anderthalb Jahren. Unsere Pläne sind so: Mit dem Ende künftigen Monats gehen wir von hier weg. — Ich werde den Sommer mit den Kindern in den Pyrenäen bleiben. Humboldt wird indessen allein nach Madrid und vielleicht bis Lissabon reisen. Im Herbst, wo er wieder zu mir kommt, entscheiden wir uns dann, ob wir hierher für den Winter zurückkommen und über England nach Hause reisen, oder ob wir vom südlichen Frankreich aus nach Italien gehen können, und dann durch die Schweiz nach Deutschland zurückkommen. Bei beiden Plänen sind wir in achtzehn Monaten ungefähr wieder zu Hause."

Die Reise nach Spanien wurde ausgeführt, wenn auch nicht bereits von Ende März an, wie dieser Brief andeutete.

Im Sommer des Jahres 1799 verließ Humboldt mit seiner Familie Paris und reiste nach Spanien.

Fünfter Abschnitt.

Reise nach Spanien. — Rückkehr nach Deutschland. — Eintritt in den höheren Staatsdienst.

W. v. Humboldt hat über seine spanische Reise sehr werthvolle Aufzeichnungen der verschiedensten Art veröffentlicht. Wir führen dieselben weiter unten an und folgen ihnen in Schilderung dieser Reise.

Humboldt gelangte über die Bidassoa nach Biscaya, über Tolosa nach Vittoria, durch Castilien nach Madrid. Er besuchte Cadix, Sevilla, Valencia; die ganze Familie begleitete ihn, die älteste damals achtjährige Tochter in Knabenkleidern. Eine besondere Aufmerksamkeit wandte Humboldt dem Montserrat bei Barcelona zu; wir wollen aus seinen Mittheilungen an Göthe über diesen merkwürdigen Punkt einige allgemeinere Bemerkungen anführen, welche Humboldt vorausschickt und die ihn nicht wenig chrakterisiren.

„Sie wünschen, lieber Freund", heißt es da, „daß ich fortfahre, Ihnen etwas Ausführlicheres über meine spanische Wanderung zu sagen, so wie ich es im Anfange derselben, bis Madrid hin, that; und ich erfülle Ihren Wunsch um so lieber, als ich ohnehin jetzt damit beschäftigt bin, meine auf der Reise gesammelten Materia-

lien noch einmal durchzugehen und mit spanischen und ausländischen Schriften zu vergleichen.

Mir von fremdartigen Eigenthümlichkeiten einen anschaulichen Begriff zu verschaffen, war, was ich vorzüglich bei meinen Reisen beabsichtigte. Um das Ausland wissenschaftlich zu kennen, ist es nur selten nöthig, es selbst zu besuchen; Bücher und Briefwechsel sind dazu weit sicherere Hülfsmittel als eignes Erholen immer unvollständiger und selten zuverlässiger Nachrichten. Aber um eine fremde Nation zu begreifen, um den Schlüssel zur Erklärung ihrer Eigenthümlichkeit in jeder Gattung zu erhalten, ja selbst nur, um viele ihrer Schriftsteller vollkommen zu verstehen, ist es schlechterdings nothwendig, sie mit eigenen Augen gesehen zu haben.

Auch die treuesten und lebendigsten Schilderungen ersetzen diesen Mangel nicht. Wer nie einen spanischen Eseltreiber mit seinem Schlauch auf einem Esel sah, wird sich immer nur ein unvollständiges Bild Sancho Pansa's machen; und Don Quichote (gewiß ein unübertreffliches Muster wahrer Naturbeschreibung) wird doch nur immer demjenigen ganz verständlich sein, der selbst in Spanien war, und sich selbst unter Personen und Classen befand, welche ihm Cervantes schildert. Der andere wird oft, statt der wahren Gestalten, nur Carrikaturen sehen, und da er blos die Züge verbinden kann, welche der Dichter abgesondert heraushob, so werden ihm die meisten ergänzenden und mildernden Uebergänge nicht mangeln.

Denn darauf gerade kommt es an, jede Sache in ihrer Heimath zu erblicken, jeden Gegenstand in Verbindung mit den andern, die ihn zugleich halten und beschränken.

Wie sichtbar ist dies nicht sogar bei der leblosen Natur! Was ist eine Pflanze, die, ihrem vaterländischen Boden entrissen, auf fremden verpflanzt ist? Was ein Orangenbaum oder eine Dattel-

palme in unsern Treibhäusern und künstlichen Gärten, und was in den beglückten Fluren Valencia's und in den Palmenhainen von Elche?

Es giebt eine große Menge von Verrichtungen im Leben, zu welchen der blos durch Ueberlieferung erhaltene Begriff hinreicht; aber wenn Gefühl und Einbildungskraft in uns rege werden sollen, so wird immer mehr und etwas Lebendigeres erfordert. Ueberhaupt begnügen sich wohl alle untergeordneten Kräfte des Menschen, der sammelnde Fleiß, das aufbewahrende Gedächtniß, der ordnende Verstand an dem Zeichen, dem Begriff oder dem Bilde. Aber die höchsten und besten in ihm, diejenigen, welche seine eigentliche Persönlichkeit bilden, die Phantasie, die Empfindung, der tiefere Wahrheits- und Rechtssinn bedürfen zu ihrer kräftigeren Nahrung auch der Sache, der Anschauung und der lebendigen Gegenwart. Wenn nur wenige Reisende eigentlich diesen Gesichtspunkt, sich von jedem Gegenstand, der ihre Aufmerksamkeit an sich zieht, ein vollkommen individuelles Bild zu verschaffen, sein Dasein und seine Natur aus den Dingen, die ihn umgeben und auf ihn einwirken, zu begreifen und diesen anschaulichen Begriff wiederum andern gleich vollständig und lebendig zu überliefern — wenn, sage ich, nur wenige diesen Gesichtspunkt gefaßt haben, oder doch nur die Beschreibungen weniger in dieser Rücksicht großen Nutzen gewähren, so scheint mir dies nicht sowohl daher zu rühren, daß es ihnen an Empfänglichkeit mangelte, einen fremden Eindruck rein und unverändert aufzunehmen, sondern daher, daß sie sich dieser Empfänglichkeit nicht genug überließen. Bei dem Eintritt in ein fremdes Land fallen dem Reisenden immer eine Menge von Fragen ein, die er sich künftig einmal vorlegen könnte; auf alle sucht er die genügende Antwort, und eigene Erfahrung hat mich gelehrt, daß man darüber oft dasjenige versäumt, was man hernach nie wieder

einholen kann. Man vergißt zu leicht, daß man auf einer (nicht zu einer einzelnen Untersuchung bestimmten) Reise, die immer ein Abschnitt im thätigen Leben, und allein dem Beschauenden gewidmet ist, bloß herumstreifen, Menschen sehen und sprechen, leben und genießen, jeden Eindruck ganz empfangen, und den empfangenen bewahren soll.

Dies habe ich auch zu thun versucht, aber wenn ich mich freilich meistentheils nur an das hielt, was ich selbst sah, so bin ich doch auch oft daneben von dem gegenwärtigen Zustand des Landes in den ehemaligen zurückgegangen, da das Bild des Menschen immer erst in einer Folge von Zeiten vollständig ist. Auch habe ich die Schriftsteller der Nation sorgfältig verglichen, um wo möglich auch in ihnen nichts vorbei zu lassen, was vorzüglich charakteristisch erscheinen konnte.

Wir umfassen mit unserer unmittelbaren Erfahrung nur eine so kleine Spanne des Raums und der Zeit, und doch können wir es uns nicht verleugnen, daß wir nur dann das Leben vollkommen genießen und benutzen, wenn wir uns bemühen, den Menschen in seiner größten Mannigfaltigkeit, und in dieser lebendig und wahr zu sehen.

Sollte es daher nicht der Mühe werth sein, mehr als bisher geschehen ist, Gestalten der Natur und der Menschheit aufzufassen und zu zeichnen? zu sehen, was die ersteren wirken, und wozu sich die letzteren ausbilden können?

Freilich giebt es nicht gerade ein einzelnes Fach weder der Wissenschaften, noch der Beschäftigungen, in welches diese Bemühung unmittelbar eingreifen könnte. Für die Menschenkenntniß, welche das geschäftige Leben fordert, dürfte sogar diese allgemeine den Sinn nur verwirren und abstumpfen.

Nur dem Künstler und dem Menschen überhaupt, jenem um

sein Werk, diesem um sich selbst zu bilden, müßte, dünkt mich, ein solcher Versuch höchst erwünscht sein, und ich darf daher hoffen, daß Ihnen meine Schilderungen gerade darum willkommen sein werden, weil sie von diesem Gesichtspunkte ausgehen.

Für heute wünsche ich Sie in eine Gegend zu führen, mit der wohl nur ein Paar andere in Europa verglichen werden können, wo die Natur und ihre Bewohner in wunderbarer Harmonie mit einander stehen, und wo selbst der Fremde, sich auf einige Augenblicke abgesondert wähnend von der Welt und von den Menschen, mit sonderbaren Gefühlen auf die Dörfer und die Städte hinabblickt, die in einer unabsehlichen Strecke zu seinen Füßen liegen — in die Einsiedlerwohnungen des Montserrats bei Barcelona.

Ich habe zwei unvergleichlich schöne Tage dort zugebracht, in denen ich unendlich oft Ihrer gedachte. Ihre Geheimnisse schwebten mir lebhaft vor dem Gedächtniß. Ich habe diese schöne Dichtung, in der eine so wunderbar hohe und menschliche Stimmung herrscht, immer außerordentlich geliebt, aber erst seitdem ich diese Gegend besuchte, hat sie sich an etwas in meiner Erfahrung angeknüpft; sie ist mir nicht werther, aber sie ist mir näher und eigener geworden.

Wie ich den Pfad zum Kloster hinaufstieg, der sich am Abhang des Felsens langsam herumwindet, und noch ehe ich es wahrnahm, die Glocken desselben ertönten, glaubte ich Ihren frommen Pilgrim vor mir zu sehen, und wenn ich aus den Tiefen grünbewachsener Klüfte emporblickte, und Kreuze sah, welche heilig kühne Hände in schwindelnden Höhen auf nackten Felsspitzen aufgerichtet haben, zu denen dem Menschen jeder Zugang versagt scheint, so glitt mein Auge nicht wie sonst mit Gleichgültigkeit an diesem durch ganz Spanien unaufhörlich wiederkehrenden Zeichen ab. Es schien mir in der That das,

zu dem viel tausend Geister sich verpflichtet,
zu dem viel tausend Herzen warm gefleht.

Und wie sollte es auch anders sein? Die Größe der Natur und die Tiefe der Einsamkeit erfüllen das Herz mit Gefühlen, die selbst der leersten Hieroglyphe bedeutenden Inhalt zu geben vermöchten, und wie wir auch über eine Meinung oder einen Glauben denken mögen, so steht immer, als Vermittler, zwischen uns und ihm der Mensch, aus dessen Empfindungen er entsprang. In dem Getümmel der Welt vergessen wir das oft, und urtheilen rasch und hart darüber ab; aber, milder gestimmt in der Stille der Einsamkeit, ist uns alles, was menschlich ist, auch näher verwandt.

Lange habe ich mich nicht losreißen können von dem Gipfel dieses wunderbaren Bergs, lange habe ich wechselsweise meine Blicke auf die weite Gegend vor mir, die hier von dem Meere und einer schneebedeckten Gebirgskette umgrenzt ist, das sich in's Unabsehliche hin verliert, bald auf die waldigen Gründe unter mir geworfen, deren tiefe Stille nur von Zeit zu Zeit der Ton einer Einsiedlerglocke unterbricht. Ich habe mich nicht erwehren können, diesen Platz als den Zufluchtsort stiller Abgeschiedenheit von der Welt anzusehen, wo die gewiß nur Wenigen ganz fremde Sehnsucht, mit sich und der Natur allein zu leben, volle und ungestörte Befriedigung genösse; und sollte nicht billigerweise jeder rein menschlichen Empfindung auf Erden ein von der Natur besonders für sie begünstigter Ort geheiligt sein, zu welchem der Mensch, wenn nicht sich selbst, doch wenigstens seine Einbildungskraft und seine Gedanken retten könnte?"

Soweit diese Anführungen, welche wir zur besonderen Charakteristik des Verfassers selbst mittheilen. —

Humboldt kam im Frühjahr des folgenden Jahres, 1800, wieder in Paris an. Er machte sich zunächst daran, sein Reise-

material zu verarbeiten, wir wollen hier wenigstens den Titeln nach anführen, was er über die spanische Reise niederschrieb und was davon veröffentlicht worden ist.

Wir nennen da zuerst „Reiseskizzen aus Biscaya“, welche aus seinem Nachlaß in den gesammelten Schriften mitgetheilt sind; sodann eine Beschreibung des Montserrat, welche in den geographischen Ephemeriden von Gaspari und Bertuch im März 1803 mitgetheilt wurde. Ferner ein Gedicht „In der Sierra Morena“; sodann an sprachwissenschaftlichen Arbeiten, die vaskische Sprache hatte seine Aufmerksamkeit besonders angezogen, mehrere größere oder kleinere, nämlich „Berichtigungen und Zusätze zum ersten Abschnitt des zweiten Bandes des Mithridates über die cantabrische oder vaskische Sprache“, welche 1817 in Berlin erschienen; „Ankündigung einer Schrift über die vaskische Sprache und Nation, nebst Angabe des Gesichtspunkts und Inhalts derselben“, in Friedr. Schlegels deutschem Museum, December 1812, mitgetheilt; und endlich „Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens vermittelst der vaskischen Sprache“, ein Werk, welches im Jahre 1821 in Berlin erschien. Wir sehen, daß Humboldt fleißig beobachtet und gesammelt haben mußte. —

Nach der Rückkehr der Humboldt'schen Familie nach Paris, im Mai des Jahres 1800, wurde Frau von Humboldt von Zwillingen entbunden, einem Knaben und einem Mädchen. Der Knabe starb bald nach der Geburt, das Mädchen erhielt den Namen Adelheid. In Humboldts nach seinem Tode herausgegebenen gesammelten Schriften finden wir ein größeres Gedicht, eine Elegie, welche nach der Geburt des Knaben gedichtet wurde, und wohl als das erste Gedicht zu betrachten ist, welches uns aus Humboldts Feder vorliegt. Wir geben hier ein paar Bruchstücke desselben, welche seinen Werth an Inhalt und Form documentiren mögen.

Es heißt in demselben unter anderm:

„Schwer, o Kind, ist die Zeit und mühvoll, wo du den Tag siehst,
  Arbeit heischend und Muth in dem ermüdenden Kampf,
Niemals forderte mehr der Genius, strenger es niemals,
  Welcher sinnenden Geists lenket der Menschen Geschick;
Und auf die Stimme des Gott's, des ernstgebietenden Richters,
  Merke mit achtsamem Sinn, wo in der Brust sie dir tönt!
Denn nicht in luftigen Wolken, noch hoch in der Wüste des Aethers
  Thront er, ihn zeuget des Mannes tiefer Gedanke sich selbst.
Los von der Hand der Natur und der still beschränkenden Sitte,
  Die ihn im kreisenden Lauf sorgsam und sicher geführt,
Riß sich, im Ungestüm der plötzlich erwachenden Kräfte,
  Ungeduldig der Mensch, zeichnend sich selber den Pfad;
Und nun gilts in der Nacht des tiefaufwogenden Meeres
  Vom umnebelten Pol kühn zu entreißen den Stern,
Welcher den schweifenden Nachen, nicht mehr am nahen Gestade,
  Sicher und unversehrt führ' in den Hafen hinein. —
. . . .

Willst du ihn finden, den Punkt, auf dem du mit Sicherheit tretend
  Leicht dich, wohin du nur willst, rechtshin und linkshin bewegst,
Wo dein forschender Geist, stets schweifend weiter und weiter,
  Endlich die Räume sie all', all' die unendlichen mißt,
Wo du dich selbst umschaffst nach des All's unendlichem Urbild,
  Rings versammelnd in dir, was zu erschaffen du magst; —
Sieh! er ruhet in dir! In dich versenke die Kräfte,
  Welche, göttlich und frei, reichlich dein Busen bewahrt!
Siehst du die rollenden Welten dort oben im luftigen Aether?
  Sicher durch eignes Gewicht hält sich der schwebende Ball;
Niemals schmettern sie wild mit grausem Gekrach an einander,
  Stets harmonischen Flugs schwingt sich die goldene Bahn.
So auch du! in der gleich gemessenen Kräfte Bewegung
  Folge muthig dem Weg, den sie sich selber erspäh'n.
Nie gedeiht, was nicht frei aus eignem Busen hervorsprießt,
  Nicht der verlangende Sinn reines Gefühls sich erwählt.
. . . .

So nur schreite, mein Kind, mit fröhlichem Muth in das Leben,
  Stark zu jeglicher That, offen für jeden Genuß.
Suche nicht ängstlich die Bahn, sie hiehin zu lenken und dorthin;
  Lieblicher krümmt sich des Bach's wellengeschlängelter Pfad.

Aber mit spähendem Fleiß benutze, was günstig das Schicksal,
Was der Zufall dir reichte, keine der Blüthen verschmäh'!
Denn wer die meisten Gestalten der vielfach umwohneten Erde,
Die er vergleichend ersah, trägt im bewegenden Sinn,
Wem sie die glühende Brust mit der fruchtbarsten Fülle durchwirken,
Der hat des Lebens Quell tiefer und voller geschöpft.

. . . .

Das nur können die Eltern, nur das allein dir gewähren,
Daß sie mit deutschem Sinn sorgsam dich nähren und früh;
Was sie besaßen der Kraft, und was sie sich mühsam erstrebten,
Haben sie innig und treu dir in die Seele gehaucht;
Geh nun, selbst es vollendend, und zeige dem kommenden Enkel,
Daß dich zum Weichling nicht zeugt' ein entartet Geschlecht.
Aber sind sie dir einst von der liebenden Seite gewichen,
Klage, Lieber, dann nicht, weine nicht Thränen des Weh's.
Siehe! sie weichen ja alle, die sprossenden Kinder der Erde,
Und ein neues Geschlecht trägt der verdrängende Raum.
Aber gedenke des Vaters, gedenke der liebenden Mutter,
Blumen streue dem Grab segnend die bergende Gruft."

— — —

Im Spätsommer desselben Jahres erhielt das Humboldt'sche Haus in Paris auch Rahels Besuch, derselben Rahel, welche von Humboldt sagte, er sei von keinem Alter, gehöre keinem an, und ein anderes Mal, als man sich über die Quantität Geist stritt, welche Humboldt angehören möge, sagte, er habe so viel, als er nur wolle. Die Beziehungen, welche sie zu W. v. Humboldt und seiner Gattin hatte, dauerten eine geraume Zeit, bald mehr, bald weniger speciell.—

Die besondere Aufmerksamkeit, welche Humboldt der vaskischen Sprache zugewendet hatte, brachte ihn in dieser Zeit sogar dazu, nochmals eine Reise nach Spanien zu unternehmen. Diesmal ging er allein und blieb mehrere Wochen in den spanisch- und französisch-vaskischen Provinzen, handschriftliche Reichthümer sammelnd und in sonstige Forschungen vertieft, welche ihn dahin geführt hatten. Indeß erreichte er den Zweck dieser Reise nicht ganz, er sagt über

dieselbe: „Es war einer der hauptsächlichsten Zwecke meiner Reise durch Biscaya, die Spuren aufzusuchen, welche aus der ältesten Geschichte und dem ältesten Zustande des Volks etwa in alten Sagen oder Nationalgesängen übrig geblieben sein möchten. Ich fand mich aber bald gänzlich in der Hoffnung getäuscht, hiervon etwas Bedeutendes aufzufinden. In keinem Lande vielleicht ist es dem mißverstandenen Eifer der ersten christlichen Bewohner so sehr gelungen, alle Ueberreste des heidnischen Alterthums zu vernichten, als in diesem. Weder von der Verfassung, noch der Religion, noch den Sitten der alten Basken kann man sich einen, nur irgend befriedigenden Begriff verschaffen, und kaum haben sich einige dürftige Spuren dieser älteren Zeit in der Sprache, den einheimischen Benennungen der Monate und Wochentage, einigen wenigen Eigennamen, Nationaltänzen, Volksmärchen u. s. f. erhalten." —

Humboldt kehrte nach Paris zurück, um an diesen sprachwissenschaftlichen Studien weiter zu arbeiten. Im Sommer des Jahres 1801 verließ er indeß die französische Hauptstadt mit seiner Familie und ging nach Tegel und Berlin. Der Aufenthalt Humboldts an diesen beiden Orten währte länger als ein Jahr, in welchem Zeitraum ihm seine jüngste Tochter am 28. Mai 1802 geboren wurde und in der Taufe den Namen Gabriele erhielt.

Humboldts diesmaliger Aufenthalt in Berlin sollte übrigens für ihn von größter Bedeutung werden durch Ausführung eines Entschlusses, welcher selbst seine specielleren Freunde ganz unvorbereitet überraschte, nämlich durch seinen Eintritt in den höheren Staatsdienst. Die Stelle eines preußischen Minister-Residenten in Rom war zu besetzen, Humboldt bewarb sich um dieses Amt, erhielt es, wurde zum Kammerherrn, geheimen Legationsrath und Minister-Residenten in Rom ernannt, und reiste im Herbst 1802 mit seiner ganzen Familie dahin ab.

Fragen wir, weshalb Humboldt seine unabhängige Stellung, die ihm vorher so theuer war, opferte, so finden wir in einem Briefe an Schiller eine ziemlich befriedigende Antwort, es heißt da nämlich: „Ich war einige Jahre vorher in einer nicht glücklichen Stimmung für die Production; ich wußte so vielerlei, ich kannte Manches besser, als viele Andere, und doch schloß sich nichts fest zu einem Resultate zusammen, ich konnte mit dem thätigen Theile meiner Existenz unmöglich zufrieden sein. Es schien mir daher besser, meiner Thätigkeit einen bestimmten, wenn gleich gewöhnlichen Gang zu geben, und ich suchte nur die aus, die im Stande war, mich zugleich wieder an einen wichtigen Ort zu führen."

Wie unendlich wichtig dieser Schritt für Humboldts politische und höchste wissenschaftliche Weiterbildung geworden ist, werden wir im weitern Verlauf unserer Darstellung zur Genüge sehen. Wir begleiten ihn auf seiner Reise nach Rom, wohin er einen jungen Philologen, der später durch specielle Beziehungen zu Göthe einen bekannten Namen erhalten sollte, den Dr. Riemer als Erzieher seiner Kinder mitnahm — erfahren, daß er in Weimar Göthe und Schiller noch einmal besucht, wobei Humboldt wohl keine Ahnung hatte, daß er seinen theuren und großen Freund Schiller nicht wiedersehen sollte, und werden im folgenden Abschnitt über diesen Aufenthalt Humboldts in der „ewigen Stadt" näheres erzählen.

Sechster Abschnitt.

Reise nach Rom. — Aufenthalt daselbst.

Die Reise nach Rom ging nicht eben schnell von statten. Im October traf Humboldt in Mailand ein, am Abend des 25. November in Rom. Die Familie Humboldt nahm ihre Wohnung in der Villa di Malta, einem ehemaligen Eigenthum der Malteserritter, welche, schön am Vorsprunge des pincischen Hügels gelegen, schon mehrfach deutsche Bewohner von Bedeutung in ihren Mauern gehabt hatte. Unter andern hatte die Herzogin Amalie von Weimar und Herder ebenfalls einmal hier gewohnt. Ueber die Ankunft der Familie Humboldt haben wir die Schilderung einer Augenzeugin zur Hand. Friederike Brun schreibt in ihrem „Römischen Leben": „Der Vater ist schon ausgestiegen; man reicht ein kleines Kind, welches geht, dann ein ganz kleines, sorgsam eingewickeltes den ausgestiegenen Wärterinnen hin. Nun springen ein, zwei, drei Knaben aus dem Wagen, dann steigt die reiseermüdete, sorgsame Mutter aus." Ueber die letztere, welche noch immer an den Nachwehen einer kaum überstandenen Krankheit litt, fährt die erwähnte Berichterstatterin fort: „Kaum war unsere geliebte Nachbarin vierzehn Tage in Rom, als wir, trotz aller Tag- und

Nachtmühe, das schöne Geist und Liebe blickende Auge sich beleben, die kastanienbraunen Haare das liebliche Köpfchen umwallen, die Wange wieder frisch geröthet und den so ausdrucksvollen feinen Mund von frohem, oft so reizend muthwilligem Lächeln umspielt sahen."

Für Humboldt begann jetzt ein glückliches, eine Reihe von Jahren dauerndes Leben. Friedrich von Müller giebt uns eine Schilderung desselben, hören wir seine eigenen Worte: „Ihm, dem Glücklichen war vergönnt, die diplomatische Laufbahn sogleich auf jenem welthistorischen Centralpunkt, in der ewigen Roma zu beginnen. Was konnte wohl für alle seine Neigungen und Lieblingsstudien, für seine tiefe Beobachtungsgabe erwünschter und vortheilhafter sein? Auch genoß er seines Glückes im vollsten Umfang; unermüdliche Forschungen im Gebiet des Alterthums und der classischen Literatur füllten die Stunden seiner Muße, führten ihn bald zu den scharfsinnigsten Combinationen über Ursprung und Verwandtschaft der Sprachen, bald zu den heitersten Kunstbetrachtungen, während der erquickende Anblick einer großartigen unerschöpflichen Natur den Kreis seiner Phantasie erweiterte und oft zu dem kühnsten Flug begleitete. Im täglichen Umgang mit den bedeutendsten Künstlern und auserwählten Freunden, denen sein gastliches Haus willkommenen Vereinigungspunkt darbot, im fortwährenden und immer neuen Contakt mit den interessantesten Reisenden aller Nationen flossen sechs ungetrübte Jahre im heitersten Wechsel ihm vorüber; nur aus weiter Ferne hallten die Donner des Krieges, die von Zeit zu Zeit Deutschland und zuletzt sein geliebtes preußisches Vaterland erschütterten, über die Alpen zu ihm hinüber. Nach wiederhergestelltem Frieden zur thätigen Mitarbeitung an dem Wiederaufbau des zerrütteten Staatsgebäudes berufen, vertauscht er bereitwillig Italiens Reize und die Ruhe der Contemplation mit den schwierigsten Aufgaben praktischer Thätigkeit."

Da wir einmal im Citiren sind, wollen wir ein Paar kleine Mittheilungen über Humboldts römischen Aufenthalt mit seinen eigenen Worten anführen, wie er sie in den Jahren 1803 und 1804 an den bereits erwähnten Friedrich August Wolf schrieb. Wir finden unter anderm Interessanten auch folgende Stellen: „Für mich ginge der Genuß, Sie hier zu begleiten, über jeden Begriff. Es wäre nach Jahren wieder der erste eines geistvollen Gesprächs. Was es hier auch an wissenschaftlichem Umgang giebt, so ist es trocken und hölzern. Selbst Zoëga'n, der sonst interessantere Ansichten hat, fehlt es an lebhaftem Interesse. Er ist ein allgemeiner Indifferentist und Skeptiker, und wenn auch wirklich seine Gelehrsamkeit dadurch weniger Schaden leidet, so verliert doch die Mittheilung allen Reiz. Es wird Ihnen ordentlich merkwürdig sein, Zoëga zu sehen. Auch mein Bruder hat die Bemerkung gemacht, daß Niemandes Umgang so wenig zu eigenen Arbeiten belebend, ja man kann sagen, sogar so niederschlagend dafür ist.

Ich lese jetzt wieder sehr viel die Alten, und immer Römer, denn das Lokalinteresse überwiegt doch alles Andere. Die Totalität der Römergeschichte und des Römerlebens im Kopf in Rom herumzugehen, ist eigentlich mein Leben. In die Museen und Galerien komme ich selten; um Basreliefs, Münzen und Gemmen bekümmere ich mich wenig oder gar nicht. Ich liebe nicht in die Häuser eingeschlossene Götter. Aber die Kolossen, deren Wunderköpfe Sie im Barbarenlande gesehen haben, die unter freiem Himmel stehen und auf Rom vom Quirinal hinabsehen, die grüße ich ziemlich alle Tage. Wo für mich der Genuß vollkommen sein soll, muß die Bläue des Himmels auch ihr Recht behaupten, man muß noch einen Theil Latium mit überschauen, und das Lateinergebirge den Horizont schließen sehen.

Dann wird man unwiderstehlich zu endlosen Betrachtungen

über Geschichte und Menschenschicksal hingezogen, dann runde sich auf einmal um die Hügel herum das ganze Gemälde der Weltgeschichte. Denn auf mich übt Rom immer seine große Gewalt mehr als durch alles andre dadurch aus, daß es der Mittelpunkt der alten und neuen Welt ist. Denn selbst das Letzte wird ihm Niemand mit Recht streitig machen. Unsere neue Welt ist eigentlich gar keine; sie besteht bloß in einer Sehnsucht nach der vormaligen, und immer ungewissem Tappen nach einer zunächst zu bildenden. In diesem heillosesten aller Zustände suchen Phantasie und Empfindung einen Ruhepunkt und finden ihn wiederum nur hier. Doch ich schweife ab, und will einlenken; aber ich rede von dem, deß das Herz voll ist, und zu dem, der es ebenso wie ich fühlen würde, wenn er auf dergleichen Stelle stünde. — — — — — — —

„Hier bei Spaziergängen in den himmlischen Gegenden um den Albaner See, und am Fuß des Mons Albanus, stecke ich den Homer in die Tasche und lese ihn mit unglaublichem Vergnügen. Ueberhaupt führe ich ein unendlich genußreiches Leben. So lange meine eigentlichen Arbeiten dauern, so glücklich bin ich einmal organisirt, ärgern und langweilen sie mich nicht; wenn sie geendigt sind, sind meine Gedanken hundert Meilen entfernt, dann gehe ich ins Freie, und lese, denke, träume. Ich glaube wirklich, man genießt das Leben nur hier. Der Genuß wird hier ein fruchtbares Geschäft, und weckt eine Art von Verachtung gegen die Thätigkeit. Das werden Sie nicht sehr lobenswürdig finden, mein theurer Freund, aber es ist wahr, und was giebt es auch eigentlich Höheres, als sich und die Natur, die Vergangenheit und die Gegenwart genießen? Nur wenn man das thut, lebt man für sich und für etwas Wahres. Alles Uebrige ist ein Treiben und Jagen, bei dem man wenigstens nie zurückblicken muß u. s. w. u. s. w."

Außer in Briefen an seine Freunde hat Humboldt während seines langen und für ihn so erfolgreichen, so angenehmen römischen Aufenthalts noch an vielen andern Orten uns hinterlassen, wie glücklich jene Zeit von ihm durchlebt worden ist. Seine ganze Natur war für eine italienische Umgebung geschaffen, seine eigentliche größte geistige Ausbildung hat während dieses römischen Aufenthalts stattgefunden.

Wir finden in seinen Schriften zuerst eine Reihe von Sonetten, denen sein römisches Leben zu Grunde lag. Ferner schrieb er einen längern Aufsatz über Göthes zweiten römischen Aufenthalt, in welchem er die ewige Stadt mit aller Innigkeit feiert. Es heißt da an mehreren Orten: „Roms Größe liegt, neben unendlich vielem Einzelnen, in etwas, das unentreißbar an das Ganze, an das Gemisch antiker und moderner Pracht, die Trümmer, welche das Auge meilenweit verfolgt, die umgebende Ebene, die sie begränzenden Gebirge, die lange Reihenfolge historischer Erinnerungen und dunkler Ueberlieferungen geheftet ist. Dies zeigte sich deutlich in der Zeit, wo es seiner besten Kunstschätze, der merkwürdigsten Ueberreste des Alterthums, auf unwürdige und schmachvolle Weise beraubt war. Es bleibt ein ewiger Unterschied zwischen den Ländern und Städten, welche selbst der Schauplatz des klassischen Alterthums waren, und denen, welche jener die Menschheit früh erwärmende Hauch nie berührte. Hier gleichen die antiken Kunstwerke, und dies geht zum Theil auch auf die ihnen so nahe verwandten modernen über, nur aus der Fremde zusammengetragenem Geräth. Dort ist gleichsam der Boden selbst mit ihrem Sinne geschwängert, und scheint sie unerschöpflich, wie Bäume und Früchte, zu tragen . . . . .

Kein Ort verträgt sich so wenig als Rom mit dem an sich lobenswerthen Eifer des Reisenden, der rastlos alles Einzelne zu

sehen, die daraus geschöpfte Belehrung mit hinwegzunehmen strebt und fertig zu sein glaubt, wenn er die Reihe des Sehenswürdigen auf diese Weise durchgemacht hat. Rom verlangt Ruhe, und daß man die Erinnerung der Nothwendigkeit der Rückreise, wie fest sie bevorstehe, möglichst fern halte. Man muß sich erst selbst leben, ehe man ihm leben kann, sich dem Eindruck still und ungestört überlassen. In keiner andern Umgebung geht aus der reinen und wahren Empfänglichkeit so unmittelbar auch die geeignete Thätigkeit hervor, es möge sich nun Neues durch neues Studium entwickeln, oder man möge forttreiben, was man zu treiben gewohnt war, den Gedanken, Gefühlen, Bildern nachhängen, welche zu Hause die Seele am lebendigsten bewegten. Auch so wird man sich auf gewisse Weise umgestaltet und wiedergeboren, wie in einem neuen und anregenderen Elemente befinden; vor der reinen Natur, in die man versetzt wird, der gediegenen Bestimmtheit, vor die man tritt, schwindet dann von selbst das Dunkle, Ungewisse, Form- und Wesenlose dahin."

An Göthe selbst schrieb Humboldt unter andern folgenden Ausdruck seiner begeisterten Empfindungen, welche ihn nie verließen, so lange er in Rom selbst war, und welche ihm auch später und sein ganzes Leben hindurch so oft in der Erinnerung wiederkehrten: „Rom ist der Ort, in dem sich für unsere Ansicht das ganze Alterthum in Eins zusammenzieht, und was wir also bei den alten Dichtern, bei den alten Staatsverfassungen empfinden, glauben wir in Rom mehr noch als zu empfinden, selbst anzuschauen. Wie Homer sich nicht mit andern Dichtern, so läßt sich Rom mit keiner andern Stadt, römische Gegend mit keiner andern vergleichen. Es gehört allerdings das Meiste von diesem Eindruck uns und nicht dem Gegenstande; aber es ist nicht blos der empfindelnde Gedanke, zu stehen, wo dieser oder jener große Mann

stand, es ist ein gewaltsames Hinreißen in eine von uns nun einmal, sei es auch durch eine nothwendige Täuschung, als edler und erhabener angesehene Vergangenheit; eine Gewalt, der selbst, wer wollte, nicht widerstehen kann, weil die Oede, in der die jetzigen Bewohner das Land lassen, und die unglaubliche Masse von Trümmern selbst das Auge dahin führen. Und da nun diese Vergangenheit dem innern Sinne in einer Größe erscheint, die allen Neid ausschließt, an der man sich glücklich fühlt, nur mit der Phantasie Theil zu nehmen, ja an der keine andere Theilnahme nur denkbar ist, und dann den äußern Sinn zugleich die Lieblichkeit der Formen, die Größe und Einfachheit der Gestalten, der Reichthum der Vegetation, die doch wieder nicht üppig ist, wie in noch südlichern Gegenden, die Bestimmtheit der Umrisse in dem klaren Medium, und die Schönheit der Farben in durchgängige Klarheit versetzt; so ist hier der Naturgenuß reiner, von aller Bedürftigkeit entfernter Kunstgenuß. Ueberall sonst reihen sich Ideen des Contrastes daran, und er wird elegisch oder satyrisch. Freilich indeß ist es auch nur für uns so. Horaz empfand Tibur moderner, als wir Tivoli. Das beweist sein beatus ille, qui procul negotiis. Aber es ist auch nur eine Täuschung, wenn wir selbst Bewohner Athens und Roms zu sein wünschten. Nur aus der Ferne, nur von allem Gemeinen getrennt, nur als vergangen muß das Alterthum uns erscheinen. Es geht damit, wie wenigstens mir und einem Freunde mit den Ruinen. Wir haben immer einen Aerger, wenn man eine halbversunkene ausgräbt; es kann höchstens ein Gewinn für die Gelehrsamkeit auf Kosten der Phantasie sein. Ich kenne für mich nur noch zwei gleich schreckliche Dinge, wenn man die Campagna di Roma anbauen und Rom zu einer polizirten Stadt machen wollte, in der kein Mensch Messer trüge. Kommt je ein so ordentlicher Pabst, was denn die 72 Cardinäle verhüten mögen, so ziehe

ich aus. Nur wenn in Rom eine so göttliche Anarchie, und um Rom eine so himmlische Wüstenei ist, bleibt für die Schatten Platz, deren einer mehr werth ist, als dies ganze Geschlecht."

Der Schluß unserer Anführung ist mit einer etwas starken Genialität geschrieben, und ist derselbe wohl nicht so ganz wörtlich zu nehmen.

Ein anderes sehr bedeutendes Erzeugniß der Humboldtschen Muse in Rom war die Elegie „Rom", an Frau von Wolzogen gerichtet und zuerst im Jahre 1806 gedruckt erschienen. Wir können nicht speciell auf dieses wunderbar schöne Gedicht eingehen, denn wir würden Bogen voll darüber zu schreiben haben — wir verweisen auf die Lectüre dieser Elegie selbst, und wollen nur ein Paar Zeilen anführen, welche ihren großartigen Inhalt, die erhabene Anschauung, welche in ihr ruht, genug nachweisen. Der Dichter empfindet die Größe Roms so sehr, daß er nur die ganze Welt den Eigenthümer der ewigen Stadt nennen kann:

„Stadt der Trümmer! Zufluchtsort der Frommen!
Bild nur scheinst du der Vergangenheit;
Pilger deine Bürger nur gekommen,
Anzustaunen deine Herrlichkeit."

— — — — —

Nicht lange wohnte die Familie Humboldt in der von uns oben erwähnten Wohnung, sie bezog eine andere in der Strada Gregoriana, welche geräumiger als die frühere war und es Humboldt gestattete, eine großartige wie liebenswürdige Gastfreundschaft auszuüben, welche wir in manchen um jene Zeit niedergeschriebenen Brief- und Buchstellen von bedeutenden Männern gerühmt finden.

Neben der Wohnung in der Stadt hatte Humboldt noch eine Sommerwohnung in Ariccia gemiethet, auch in Albano und in Marino verweilte er öfter und längere Zeit. In Ariccia sollte

die Familie Humboldt von einem sehr schmerzlichen Unglück betroffen werden — der älteste Knabe, Wilhelm, starb hier im August 1803.

Der Vater insbesondere war auf das Tiefste von diesem Todesfall ergriffen, und finden wir in seinen Briefen aus jener Zeit vielfache Zeichen seines Schmerzes. So schrieb er am 27. August an Schiller: „Ich schreibe Ihnen, lieber Freund, mit wehmüthigem Herzen. Ich kann sagen, daß mich, seit ich lebe, jetzt das erste Unglück betroffen hat. Aber der erste Schlag ist auch fast der härteste, der mich je hätte treffen können ..... Sein Tod war sanft, sehr sanft, er hatte fröhliche Phantasien, litt nichts und ahnte nichts. Er liegt jetzt bei der Pyramide des Cajus Cestius, von der Ihnen Göthe erzählen kann. Ich habe mit diesem Kinde unendlich viel verloren. Unter allen, die ich habe, war er am liebsten um mich, er verließ mich fast nie, vorzüglich in den letzten Monaten beschäftigte ich mich regelmäßig mit ihm, er ging immer mit mir spazieren, er fragte nach Allem, er kannte die meisten Orte, die meisten Ruinen, er war bei Jedermann beliebt, weil er mit Jedem, und jetzt schon recht gut, italienisch sprach. Das ist nun Alles dahin und dahin gegangen. Dieser Tod hat mir auf der einen Seite alle Sicherheit des Lebens genommen. Ich vertraue nicht meinem Glücke, nicht dem Schicksal, nicht der Kraft der Dinge mehr. Wenn dies rasche, blühende, kraftvolle Leben so auf einmal untergehen konnte, was ist denn da noch gewiß? Und auf der andern Seite habe ich wieder auf einmal so eine unendliche Sicherheit mehr gewonnen. Ich habe den Tod nie gefürchtet und nie kindisch am Leben gehangen; aber wenn man ein Wesen todt hat, das man liebte, so ist die Empfindung doch durchaus verschieden. Man glaubt sich einheimisch in zwei Welten."

Schiller antwortet dem trauernden Freunde unterm 12. September: „Sie waren berechtigt zu den schönsten Hoffnungen; wirk-

lich vereinigte sich Alles, diesem Kinde ein glückliches Loos zu versprechen, und nun muß jede Hoffnung so gewaltsam zerstört werden. Auch mich hat, so wie Sie, bis jetzt kein harter Schlag betroffen, und ich kann mich nicht erwehren, bei dieser Gelegenheit auch in meinen eigenen Busen zu greifen, und mir den möglichen Verlust dessen, was mir theuer ist, zu denken. Bei meiner schwachen Gesundheit hatte sich die feste Ueberzeugung in mir gebildet, daß ich nicht in diesen Fall kommen würde, aber dieser Verlust, mein theurer Freund, überführt mich, daß alle Rechnungen trügen."

Dem Tode des ältesten Knaben folgte bald ein neuer Unglücksfall. Frau v. Humboldt gab im Beginn des folgenden Jahres einem Mädchen das Leben, welches in der Taufe den Namen Louise erhielt, aber kurz nach der Geburt wieder starb. Frau von Humboldt war in Folge dieser Niederkunft so leidend, daß sie zur Herstellung ihrer Gesundheit eine Reise nach Deutschland unternahm, welche sie sodann nach Paris fortsetzte, in der Hoffnung, ihren Schwager, Alexander von Humboldt, von seiner großen amerikanischen Reise in Frankreich ankommen zu sehen. Alexander v. Humboldt hatte seine bevorstehende Rückkehr dem Bruder nach Rom mitgetheilt, kurz nachher hatte sich indeß das Gerücht verbreitet, er sei vor seiner Einschiffung am gelben Fieber gestorben. Frau von Humboldt ließ sich indeß dadurch nicht abschrecken, reiste nach Paris, und hatte das Glück, den so hoch verehrten Schwager im August dieses Jahres — 1804 — in Paris willkommen heißen zu können. Sie blieb bis zu Beginn des nächsten Jahres in Paris, wo sie noch einem Knaben das Leben gab, welcher Gustav genannt wurde, aber gleichfalls bereits im Jahre 1807 in Rom starb; dann kehrte sie zu ihrem Gatten zurück, und kurze Zeit nachher folgte ihr Alexander von Humboldt — die beiden Brüder feierten das beglückendste Wiedersehen. —

Wir wollen hier einige von den Männern von Bedeutung erwähnen, welche während Humboldts Aufenthalt in Rom mit ihm besonders verkehrten. Wir nennen da zuerst Thorwaldsen, Rauch und Schick aus der Zahl der Künstler; ferner Bonstetten, Fernow, Zoëga, Lucian Bonaparte und Andere mehr. Von bedeutenden Frauen, welche das Humboldtsche Haus fleißig besuchten, erwähnen wir Frau von Staël und Friederike Brun.

Aber der weite Kreis neuer Freundschaft, welcher Humboldt umgab, ließ die Erinnerung an die alten, im Vaterlande zurückgebliebenen Freunde nicht schwächer werden, und minderte die speciellste Verbindung mit ihnen nicht. Besonders mit Göthe und Schiller wurde der lebendigste Briefwechsel geführt — leider griff nur zu bald die rauhe Hand des Todes in dieses Verhältniß: Schiller sollte von dem später aus Italien zurückkehrenden Freunde nicht mehr unter den Lebenden gefunden werden.

Wie innig das Verhältniß dieser beiden Männer bis zum Tode des Einen gewesen ist, mögen einige Briefstellen, welche wir hier anführen wollen, darthun.

Schiller schrieb noch ganz kurze Zeit vor seinem Tode, am 2. April 1805, an Humboldt: „Ist es gleich eine unendlich lange Zeit, daß ich Ihnen nicht eine Zeile gesagt, so kommt es mir doch vor, als ob unsere Geister immer zusammenhingen, und es macht mir Freude, zu denken, daß ich mich auch nach dem längsten Stillschweigen mit gleichem Vertrauen, wie da, wie wir noch zusammenlebten, an Ihr Herz legen kann. Für unser Einverständniß sind keine Jahre und keine Räume; Ihr Wirkungskreis kann Sie nicht so sehr zerstreuen, und der meinige mich nicht so sehr vereinseitigen und beschränken, daß wir einander nicht immer in dem Würdigen und Rechten begegnen sollten. Und am Ende sind wir ja beide Idealisten, und würden uns schämen, uns nachsagen zu

lassen, daß die Dinge uns formten, und nicht wir die Dinge .... Bei Allem, was ich mache, denke ich, wie es Ihnen gefallen könnte. Der Rathgeber und Richter, der Sie mir so oft in der Wirklichkeit waren, sind Sie mir in Gedanken auch noch jetzt, und wenn ich mich, um aus meinem Subjekt herauszukommen, mir selbst gegenüber zu stellen versuche, so geschieht es gerne in Ihrer Person und aus Ihrer Seele."

Und auf die Nachricht von dem Tode seines großen Freundes schrieb Wilhelm v. Humboldt u. A. an Wolf: „Mich hat Schillers Tod unendlich niedergeschlagen. Ich kann wohl behaupten, daß ich meine ideenreichsten Tage mit ihm zugebracht habe. Ein so rein intellektuelles Genie, so zu allem Höchsten in Dichtkunst und Philosophie ewig aufgelegt, von so ununterbrochenem edlem und sanftem Ernst, von so parteilos gerechter Beurtheilung, wird eben so wenig in langer Zeit wieder aufstehn, als eine solche Kunst im Schreiben und Reden. Sie, der Sie ihn oft und gern sahen, theurer Freund, fühlen das gewiß gleich stark mit mir." — Und an Göthe schrieb er: „Ich freute mich kaum Ihres Briefes, mein innig geliebter Freund, als ich durch Fernow die schreckliche Nachricht von Schillers Tode empfing. Nichts hat mich je gleich stark erschüttert. Es ist das erste Mal, daß ich einen erprüften Freund, mit dem sich durch Jahre des Zusammenseins Gedanken und Empfindung innig vermischt hatten, verliere, und ich fühle jetzt die Trennung, die Entfernung, in der wir in den letzten Jahren lebten, noch schrecklicher .... Wie einsam Sie sich fühlen müssen, kann ich mir denken, und dennoch beneide ich Sie unendlich. Sie können doch sich noch die Worte seiner letzten Tage zurückrufen; mir ist er wie ein Schatten entflohen, und ich muß Alles, was ihn mir lebhaft zurückruft, aus einer dunkeln Ferne mühsam herbeiholen. Wie oft ist es mir eingefallen, daß der Mensch sich leichtsinnig

trennt, zerreißt, was ihn beglückt, und muthwillig nach dem Neuen hascht. Wenn die wahre Ungewißheit des menschlichen Schicksals dem Menschen so lebendig vor Augen stände, als sie es sollte, würde kein Mensch von Gefühl je sich entschließen, die Spanne Landes zu verlassen, auf der er zuerst Freunde umarmte."

Wir wollen endlich noch als hier zu erwähnen an die einleitenden Worte erinnern, welche W. von Humboldt in spätern Jahren, als er seinen Briefwechsel mit Schiller in Druck gab, demselben vorausgehen ließ. — —

Ehe wir erzählen, wann und in welcher Weise Wilhelm von Humboldt Rom verließ, berichten wir noch einige Worte über seine wissenschaftliche Thätigkeit, soweit sie einen positiven Ausdruck fand, und zwar mit den Worten eines Zeitgenossen, A. W. Schlegels. In dessen in der Jenaer Literaturzeitung unter dem Titel „Artistische und literarische Nachrichten aus Rom" abgedrucktem Schreiben an Göthe heißt es u. A.: „Herr von Humboldt, der preußische Minister am päbstlichen Hofe, hat eine Uebersetzung des Agamemnon des Aeschylus in Versen vollendet, und zwar, was nicht lyrisch ist, die Trimeter, Anapäste und trochäischen Tetrameter, genau im Sylbenmaße des Originals, alles mit großer Treue und in einer dem Kothurn des alten Tragikers gewachsenen Sprache. Die Mittheilung dieser Uebersetzung im Druck würde um so willkommener sein, da wir bis jetzt nur die Stolberg'sche haben, die weder in den Formen noch dem Geiste nach streng zu nennen ist. Herr von Humboldt fährt außerdem fort, sich mit Sprachuntersuchungen über das Biscayische und den Ursprung und die Verwandtschaft der europäischen Sprachen überhaupt zu beschäftigen. Möchte er sich entschließen, etwas über das alte Rom zu geben, von dessen Ueberresten er in den wenigen Jahren seines Aufenthalts ein genauer Kenner geworden ist: eine solche Schrift,

nicht sowohl vom antiquarischen, als weltgeschichtlichen und philosophischen Standpunkte abgefaßt, müßte sehr interessant werden."

Diese Uebersetzung des Agamemnon wurde übrigens erst zehn Jahre später gedruckt, und ein größeres Gedicht, eine Begrüßung des glücklich zurückgekehrten Bruders, welches in Albano gedichtet wurde, ist sogar erst nach Wilhelm von Humboldts Tode bekannt geworden. Alexander hatte ihm seine berühmten „Ansichten der Natur" zugeeignet, Wilhelm dankte ihm mit diesem Gedicht, aus dem wir nur wenige Zeilen hier anführen wollen, damit man sehen möge, wie diese beiden großen Brüder sich liebten und schätzten. Es sind die folgenden:

„„Ach! Alle, die Dich liebend hier empfingen,
Vertrauten ungern Dich des Meeres Pfaden,
Als ab Du stießest von Iberiens Strand.
— „O Wind!" — so flehten sie — „mit leisen Schwingen
Geleite den, den ferne Küsten laden,
Die Welt der Welt tiefspähend abzuringen!
O Meer, laß sich in stillen Fluthen baden
Sein Schiff — und du empfang' ihn mild, o Land!
Das ihn, wenn er von Fluth und Sturm befreiet,
Mehr noch, als Sturm und Fluth, mit Tod bedräuet!" —

. . . .

Glücklich bist Du gekehrt zur Heimatherde,
Vom fernen Land und Orinoco's Wogen. —
O wenn — die Liebe spricht es zitternd aus —
Dich andern Welttheil's Küste reizt, so werde
Dir gleiche Huld gewährt — und gleich gewogen
Führe das Schicksal Dich zum Vaterherde,
Die Stirn von neu errung'nem Kranz umzogen.
Mir g'nügt, im Kreis der Lieb', ein stilles Haus,
Daß mir den Sohn zum Ruhm Dein Name wecke,
Mich einst Ein Grab mit seinen Brüdern decke.

Geh' jetzt, o Lied! — dem Theuren anzusagen,
Daß von Albano's Hügeln
Schüchtern zu ihm sich diese Töne wagen.
Empor ihn werden feiernd And're tragen
Auf höh'rer Dichtkunst Flügeln. — ""

— — — — —

Im Verlauf unserer bisherigen Darstellung haben wir es unterlassen, der politischen Ereignisse jener Zeit zu gedenken. Besonders für Humboldts Vaterland Preußen hatten sie sich trübe genug gestaltet, und wir mögen wohl mit Recht annehmen, daß die Kunde von all diesem politischen Unglück oft genug trübe Schlaglichter in Humboldts römisches Leben geworfen hat. In diesen politischen Verhältnissen lag denn auch für Humboldt die nächste Veranlassung, im October des Jahres 1808 eine Reise nach Deutschland zu machen — er ahnte nicht, daß er nicht zurückkehren sollte. Nur in Begleitung seines nun ältesten Sohnes Theodor verließ er Rom. Er besuchte Göthe in Weimar, und eilte dann nach Erfurt, wo sein Schwiegervater noch lebte; hier erhielt er eine Berufung seines Königs zu einem höheren Amte, wovon wir im nächsten Abschnitt weiter sprechen werden.

Siebenter Abschnitt.

W. v. Humboldt als Direktor der Abtheilung für den Kultus und öffentlichen Unterricht im Ministerium des Innern.

Die preußische Regierung hatte ihren Sitz um jene Zeit nicht in Berlin, sondern in Königsberg. Eine zu ehrliche, zu friedliche Politik einem übermüthigen sogenannten Freunde gegenüber, das auf die Spitze getriebene Verlangen, jeden Zusammenstoß mit ihm zu vermeiden, den Frieden um jeden Preis zu bewahren — hatten Preußen seine Armee und den Ruf ihrer Tapferkeit, wie nicht minder die Hälfte des ganzen Landes verlieren lassen. Der übermüthige Eroberer trat den heiligsten Interessen der europäischen Völker zu nahe, als daß nicht damals schon die Organisation des Widerstandes hätte beginnen sollen, der nachher zum vernichtenden Angriff werden sollte. Der König von Preußen hatte sich mit den Trümmern der Armee und der Verwaltung nach dem östlichen Theile des ihm gebliebenen Landes zurückgezogen, um hier, unterstützt nicht minder von den Tugenden und der Hochherzigkeit einer so seltenen Königin, wie von den Talenten und Kenntnissen ausgezeichneter Männer, den Grund zu einem neuen Preußen zu legen, wie wir es wenige Jahre nachher, ein Phönix aus der

Asche entstehen, wie wir es bis auf den heutigen Tag nach innen wie außen kräftig wachsen und gedeihen sehen.

Im Unglück zeigt sich erst die wahre Größe — dies gilt insbesondere von dieser Epoche der preußischen Geschichte. Der König hatte eine Zahl ausgezeichneter Männer um sich versammelt, welche bestimmt waren, an der Reorganisation des geliebten Vaterlandes mehr oder minder umfangreichen Antheil zu nehmen. Wir nennen von ihnen die Namen Stein, Schön, Niebuhr, Stägemann, Scharnhorst, Gneisenau, Grolmann — wer sollte diese Männer und ihre Verdienste um das Vaterland nicht kennen? Zu ihnen nun gesellte sich Wilhelm von Humboldt: Unterm 15. December 1808 wurde die Aufforderung an ihn erlassen, die Stelle eines Direktors der Abtheilung für den Kultus und öffentlichen Unterricht im Ministerium des Innern zu übernehmen. Humboldt acceptirte, wurde zum geheimen Staatsrath und unterm 20. Februar 1809 definitiv zu obiger hohen Stelle ernannt; er kam am 12. Januar in Berlin an, verweilte daselbst einige Zeit in Anordnungen bezugs seines neuen Amtes, und reiste im April nach Königsberg ab.

Hier fand er in seinem nächsten Vorgesetzten, dem Minister des Innern, einen Jugendfreund wieder, den Grafen Alexander zu Dohna. Von andern Männern von Bedeutung, mit denen Humboldt in ein specielleres Verhältniß trat, nennen wir Stägemann, Nicolovius und Andere; auch mit Niebuhr wurde er hier bekannt. Humboldts außerordentlich frischer Geist, großgezogen von der edelsten Nahrung des klassischen Alterthums, hatte während seines Aufenthalts in Königsberg viel Gelegenheit, die allgemeine Niedergeschlagenheit seiner ganzen Umgebung aufzurichten, neues Leben in die erstarrte preußische Welt zu bringen. Humboldt that redlich, was er konnte — als Beamter wie als Mensch belebte er nach

allen Richtungen hin, und sein freier und frischer, wir möchten auch sagen, fröhlicher Geist war hier sehr am Platze. So sagte er einmal einem fast verzagenden Freunde: „Die Gegenwart ist eine große Göttin und selten schnöde gegen den, der sie mit einem gewissen harten Muthe behandelt" — ein Ausspruch voll entschiedener Wahrheit. —

Aus Humboldts Thätigkeit in der neuen so wichtigen Situation haben wir zwei Punkte besonders herauszuheben. Der eine derselben war die Reform des Volksunterrichts. Die staatlichen Verhältnisse jener Zeit in Preußen nicht allein, sondern auch im ganzen übrigen Deutschland waren so versumpft und verfault, daß es fast einer ganz neuen Generation bedurfte, um bessere Zustände herbeizuführen. Obschon nun die beflügelte Zeit mit ihren gewaltigen, alle Berechnungen überraschenden und übereilenden Ereignissen die beste Lehrmeisterin war, diese Generation schneller reifen zu lassen, als dies der jüngsten Vergangenheit zufolge zu erwarten war, so ist darum doch das Verdienst der Männer durchaus nicht geringer zu veranschlagen, welche nach allen Kräften die kommenden Ereignisse mit begründen und vorbereiten halfen. Humboldt hatte scharfsichtig genug die Nothwendigkeit erkannt, die bisherige Erziehungsweise zu erneuern, den Volksunterricht zu heben, der bisher so sehr vernachlässigt worden war. Um jene Zeit hatte der Schweizer Pestalozzi mit seiner neuen Erziehungsmethode bereits allgemeinere Aufmerksamkeit erweckt; Nicolovius hatte speciell für Preußen Versuche mit dieser neuen Methode angestellt, und Humbold endlich entschied bei Uebernahme seines Amtes sich ganz für dieselbe. Man berief einen Schüler Pestalozzi's, C. A. Zeller, nach Königsberg, um daselbst das Waisenhaus als Musteranstalt einzurichten. Wie alles Gute, wie alles Neue von Bedeutung, fand auch Zeller mit seiner Pestalozzi-Methode Hindernisse aller Art —

und da war es Humboldt, welcher an höchster Stelle sich bestimmt für dieselbe aussprach. Der König besuchte die neue Anstalt selbst, verweilte mit großer Befriedigung mehrere Stunden, und am Abend desselben Tages war die Durchführung der neuen Methode bestimmt. Mit dem Bestreben Humboldts nach dieser Richtung hin war zugleich das Bemühen verbunden, durch Erhöhung der Ansprüche, welche an den Lehrerstand im Allgemeinen gemacht wurden, den Unterricht selbst zu heben — im Juli 1810 erschien z. B. eine Verfügung, welche die Prüfung der Lehrer wesentlich verschärfte.

Wir kommen auf einen zweiten Hauptpunkt von Humboldts Wirksamkeit in seinem Amte, auf die Gründung der Berliner Universität.

Der Verlust der Universität Halle wurde tief empfunden und bedeutende Männer hatten schon längst mit dem Gedanken sich beschäftigt, eine Universität in Berlin zu gründen. Der König hatte unterm 4. September 1807 den Vorschlag genehmigt, indeß hatten sich Hindernisse der verschiedensten Art der Ausführung in den Weg gestellt, selbst der Minister Stein war dagegen, und wie man im Allgemeinen über das Projekt dachte, können wir am Besten aus einem Briefe Alexanders von Humboldt an Professor Schütz vom 19. October 1807 ersehen, da heißt es: „Ich zweifle nicht, daß die neue Universität aufblühen werde, ob es gleich zu bedauern ist, eine kräftige Jugend, der unser Vaterland mehr als je bedarf, den Elendigkeiten des bürgerlichen Lebens so nahe aufwachsen zu sehen. Es wird das wichtige Problem gelöst werden, ob der Ort der Universität Seichtigkeit, oder die Universität dem Orte Fülle und Stärke geben werde."

Wilhelm von Humboldt fand also bei Uebernahme seines Amtes die Sache noch nicht eben weit gediehen, und ergriff sie sogleich

mit aller Energie. Aus einem Briefe vom 25. März 1809 ersehen wir bereits, wie ernst es ihm mit der Gründung einer Universität zu Berlin war — es heißt da unter Anderm: „Mit den Plänen zu der in Berlin intendirten Universität ist Herr v. Humboldt sehr beschäftigt, das ist jetzt seine Lieblingssache, und obwohl noch nichts definitiv darüber entschieden ist, so ist doch die größere Wahrscheinlichkeit, daß — wenn der Staat nur von außen Ruhe behält — die neue Anlage zu Stande kommen wird."

Unterm 12. Mai überreichte Humboldt dem König bereits seinen eigenhändigen Bericht, unterm 16. August 1809 gab der Monarch die definitive Genehmigung mit der Weisung, die Universität wenn möglich im Herbst des folgenden Jahres zu eröffnen.

Ehe wir Humboldts Bemühungen und Verdienste in dieser hochwichtigen Angelegenheit weiter darstellen, haben wir anzuführen, daß im Lauf des Jahres 1809 sein Schwiegervater gestorben war und der Frau von Humboldt als einzigen Erbin ein sehr bedeutendes Vermögen hinterlassen hatte. Dasselbe bestand insbesondere aus zwei Gütern, Burgörner und Auleben, und W. von Humboldt sah sich in dieser Angelegenheit genöthigt, gegen Ende des Jahres eine Reise nach Thüringen zu machen, von welcher er am 26. Januar des folgenden Jahres — 1810 in Berlin eintraf, wohin sich mittlerweile auch der Hof und die Regierung zurückbegeben hatte. — Zu erwähnen haben wir noch, daß ihm von seiner noch immer in Italien lebenden Gattin schon am 23. April 1809 noch ein Sohn geboren wurde, der den Namen Hermann erhielt, das jüngste seiner Kinder. —

Humboldt ging nach seiner Ankunft in Berlin mit größtem Eifer an die Einrichtung der Universität. Bereits unterm 29. April schrieb er in einem Briefe an Motherby nach Königsberg ausführlich, was er bereits nach allen Seiten dafür gethan, es

heißt da unter Anderm: „Ich bin jetzt beschäftigt, Ihnen einen guten Chirurgen und Operateur nach Königsberg zu schaffen. Gräfe aus Ballenstädt, den Sie vielleicht dem Rufe nach kennen, ist dazu bestimmt. Er hat zwar noch nicht vollkommen angenommen, allein ich denke, daß es sich noch so fügen soll, daß er sich hinzugehen entschließt. Ich dächte, er müßte sich auf eine einträgliche chirurgische Praxis Rechnung machen können. Ich habe ihn bei meiner neulichen Durchreise durch Halle, wo er gerade war, bei Reil, und in ihm einen noch jungen und sehr liebenswürdigen Mann gefunden. Hier vermehrt sich das Personal für die Universität auch nach und nach. Reil hat nun seine völlige Entlassung, tritt aber sein Amt erst im Herbst an. Allein er will vorher auf einige Wochen herkommen, und ich erwarte ihn in einigen Tagen. Rudolphi, aus Greifswalde, der vergleichende Anatomie lesen soll, hat bereits angenommen. Illiger, ein sehr guter Entomologe, kommt aus Braunschweig. Ein Astronom, Oltmanns, der die astronomisch-geographischen Beobachtungen meines Bruders herausgegeben, wird aus Paris, und Gauß, wohl jetzt der erste Mathematiker Deutschlands, aus Göttingen berufen. Savigny, ein trefflicher Jurist, kommt aus Landshut. So rücken wir freilich nach und nach vorwärts. Allein zum wirklichen Werden der Universität fehlt allerdings noch viel, und diese neue Gründung wird mir noch viel Sorge und Mühe, indeß auch, da sie wirklich nur durch mich allein betrieben worden ist, viel Freude machen. Auch Sie erhalten nach Königsberg einen neuen Astronomen, Bessel, aus Lilienthal, und einen brauchbaren Theologen und, wie man uns versichert, guten Kanzelredner, Krause aus Naumburg."

Es ist leicht begreiflich, daß die Gründung der neuen Universität gerade zu jener Zeit, bei jenen innern wie äußern Verhältnissen des preußischen Staats, doppelt schwierig sein mußte. Die

materiellen Mittel, welche zur Disposition standen, waren bei der schlechten Finanzlage nur sehr beschränkte, und es ist gewiß eins der Hauptverdienste Humboldts, daß trotz solcher Hindernisse die Universität bereits bei ihrer Eröffnung mit allem Glanz der Wissenschaft, mit den berühmtesten Namen unter ihren Lehrern geschmückt war. Unter diesen Lehrern befanden sich unter Andern Fichte, Wolf, Schleiermacher, Reil, Niebuhr, Savigny, Böckh, de Wette, Marheinecke, Männer, deren Ruhm und Ruf zum Theil noch unsere Gegenwart erfüllt.

Humboldt sollte die Eröffnung der Universität — die Vorlesungen begannen den 15. October — weder in seiner bisherigen Stellung noch überhaupt in Berlin selbst erleben. Differenzen im Innern des Ministeriums, welches im Sommer 1810 sich wesentlich änderte und ergänzte, haben vielleicht in Humboldt den Wunsch rege gemacht, die bisher inne gehabte hohe Stellung aufzugeben, schon unterm 29. April — 1810 — hatte er um seine Entlassung gebeten. Wir finden über das eigentliche Wesen dieser Differenzen wenig verzeichnet — ein bekannter Historiker kommt der Sache vielleicht am nächsten, wenn er, von Humboldt und seiner bisherigen Stellung redend, unter Anderm sagt: „So reiche Mittel selbst der erschöpfte niedergebeugte preußische Staat für die geheiligten Zwecke und Geschäfte dieser Sektion aufgebracht hatte, fühlte sich das Haupt derselben doch dadurch gehemmt, daß es vom Minister des Innern abhing, und nicht wußte, viel weniger bestimmen durfte, mit welcher Summe es für seine Ansichten und Ideen schalten durfte. Dies fiel um so lästiger, da es sonst wegen des freien Geistes im Preußischen sich in keiner Absicht und Ausführung beschränkt sah. Einzig aus diesem Grunde scheint Humboldt den ihm sonst so werthen und interessanten Posten wieder aufgegeben und seine diplomatische Laufbahn fortgesetzt zu haben."

Mag dem nun sein, wie es wolle, die bisherigen Minister zogen sich zum größten Theil von den Geschäften zurück, Hardenberg war seit 6. Juni Premier-Minister, und W. von Humboldt wurde am 14. Juni zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister am österreichischen Hofe ernannt, wobei ihm noch der Charakter eines geheimen Staatsministers beigelegt wurde. Die preußische Regierung bot Alexander von Humboldt die bisher von seinem ältern Bruder inne gehabte Stellung an, doch schlug dieser sie aus, und erst im November wurde sie durch die Person des Staatsraths von Schuckmann wieder besetzt. Humboldt kam Mitte October in Wien an.

Achter Abschnitt.

W. v. Humboldt als außerordentlicher Gesandter in Wien, Bevollmächtigter zu Prag und Chatillon, bei dem ersten und zweiten Pariser Frieden, bei dem Congreß zu Wien.

Mit dieser Sendung nach Wien beginnt Humboldts Eintritt in die höheren und höchsten Staatsgeschäfte, und werden wir im nächsten Verlauf unseres Buches des weiteren davon berichten.

Die neue Stellung am Wiener Hofe war durch viele Umstände eine sehr bedeutende. Mehr als die Hälfte von ganz Europa lag gebannt unter der mächtigen Hand Napoleons, nur ganz im Geheimen konnte das Verlangen, sich von dieser drückenden Gewalt befreit zu sehen, die Völker wie die Regierungen durchzucken. In Preußen war man nach dieser Richtung hin am thätigsten, das ganze Land war eigentlich von einer Art Verschwörung angefüllt, deren nächstes Ziel die Reorganisation des Landes sein, deren entfernteres aber, wie uns die Geschichte zeigt, der Sturz Napoleons werden sollte. Es lag zunächst in Preußens Interesse, sich so weit als möglich Oesterreich zu nähern, welches nach langen Kämpfen und zahllosen Verlusten kaum durch die Verheirathung einer Erzherzogin mit Napoleon etwas Ruhe gewonnen hatte. Die Beziehungen zwischen den beiden deutschen Staaten waren keine sehr

freundlichen, Oesterreich hatte damals eben so wenig wie jetzt den siebenjährigen Krieg vergessen, und Schlesien war eine zu schöne Provinz, als daß man nicht noch hinreichend um diesen Verlust trauern sollte. Preußen mußte sich also Oesterreich zuvor förmlich versöhnen, ehe es sich mit ihm verbinden konnte. Und zu diesem schwierigen Geschäft hatte man Wilhelm von Humboldt auserseben.

Am 3. November überreichte er dem Kaiser sein Beglaubigungsschreiben. — —

Hier in Wien sollte Humboldt auch endlich mit seiner Gattin und seinen Kindern wieder zusammentreffen, die noch immer in Italien weilten, und im Herbst 1810 von dort nach Wien aufbrachen. Nach ihrer Ankunft wurde das Humboldt'sche Haus mit der alten schon in Paris und Rom und an anderen Orten bewiesenen Gastfreundschaft eröffnet, und erfreute sich bald des lebendigsten Besuches bedeutender Gäste. Auch für wissenschaftliche Arbeiten, denen sich Humboldt in den letzten Jahren wenig hatte hingeben können, fand er jetzt einige Musestunden, in denen er sein Lieblingsstudium, das der Sprachwissenschaften, von Neuem cultivirte.

Die politischen Ereignisse, welche durch die Niederlage Napoleons in Rußland schneller eintraten, als man vermuthet hatte, störten natürlich diese Studien — Humboldt hatte seine ganze Thätigkeit der Politik zuzuwenden; seine Situation in Wien, zu einer Zeit, wo es galt, Oesterreich von dem Bündniß mit Frankreich abzuziehen und zum Gegner des bisherigen Verbündeten zu machen, war natürlich eine außerordentlich schwierige. Wie gut er seine Aufgabe zu lösen verstanden, mag unter Anderm der Umstand beweisen, daß die preußische Regierung ihn zum Bevollmächtigten bei dem in Prag abzuhaltenden Friedenscongreß ernannte.

Wir wissen aus der Geschichte, daß es Napoleon mit diesen Friedensunterhandlungen nicht sonderlich Ernst war; die Schlacht

bei Leipzig und anderes mehr war dringend nöthig, ihm etwas mehr Lust zum Unterhandeln zu machen. Die Verhandlungen zu Prag wurden abgebrochen, gleich nachher Napoleon der Krieg von Oesterreich erklärt. Unterm 23. August schreibt Stein an den Grafen Münster: „Unterdessen hat sich die große Angelegenheit des Beitritts Oesterreichs entwickelt. — Wir verdanken ihn, nächst Gott, dem klugen Benehmen Humboldts und Anstetts, der Tollheit Napoleons, den edlen Gesinnungen des Kaisers Alexander, der Beharrlichkeit des Königs und Staatskanzlers — nicht der weichlichen, egoistischen, mit einem elenden Flickwerk sich begnügenden Politik u. s. w."

Humboldt war von nun an zumeist im Hauptquartier der Verbündeten, um an den folgenden Unterhandlungen Theil zu nehmen. Frau von Humboldt blieb in Wien zurück, ihr ältester Sohn, Theodor, welcher bereits in Heidelberg studirte, trat als Freiwilliger in die preußische Armee und machte den ganzen Feldzug bis Paris mit.

Humboldt war insbesondere beauftragt, mit den kleineren deutschen Staaten Verträge abzuschließen, welche nach und nach von Napoleons Gewalt abfielen und sich den Alliirten anschlossen. So verhandelte er unter Anderm den Beitritt Badens mit dem Baron Reitzenstein am 30. November, den Beitritt Kurhessens mit Müller und Lepel am 2. December. Als der Friedenscongreß von Chatillon versucht wurde, ernannte die preußische Regierung Humboldt als ihren Vertreter bei demselben. Dieser Congreß wurde am 3. Februar 1814 eröffnet, hatte zwar keine Resultate, die Waffen der Alliirten errangen indeß dieselben schnell genug — die Verbündeten zogen am 31. März in der Hauptstadt Frankreichs ein.

Für Humboldt lag in diesem glücklichen Ereignisse außer der Freude, welche er als Patriot empfand, noch manche andere privater Natur. Nicht allein fand er seinen geliebten Bruder Ale-

xander in Paris wieder, sondern er sah hier auch manche seiner alten Freunde, von denen mehrere ihm bereits aus seinem früheren Aufenthalt in Paris speciell befreundet waren. Da fand er den Grafen Schlabrendorf, Oelsner, Benjamin Constant und Andere, der Umgang mit ihnen brachte ihm Erholung von den Anstrengungen der jüngstvergangenen Zeit.

Bei den Unterhandlungen des ersten Pariser Friedens wurde Preußen außer von Hardenberg auch von Humboldt vertreten. Bei der darauf folgenden Reise des Königs von Preußen und des Kaisers von Rußland begleitete Humboldt ebenfalls seinen Monarchen, wie gleich nachher auf der Reise nach der Schweiz. Hier fand er auch seine Gattin wieder, welche kurz darauf nach Berlin reiste, während Humboldt selbst nach Wien ging, um dem dort zu versammelnden Congreß beizuwohnen.

Wie bei dem Pariser Frieden wurde Preußen auch bei diesem Congreß von Hardenberg und Humboldt vertreten. Ueber das gegenseitige Verhältniß dieser beiden Männer theilt Varnhagen in seinen Denkwürdigkeiten viel Interessantes mit, es heißt da u. A.:

„Zwischen Humboldt und dem Staatskanzler bestand während der ganzen Dauer des Congresses das vertrauteste, ungetrübteste Einverständniß, und beide Männer ergänzten einander im besten Sinn. Dem Staatskanzler als solchen ohne Frage untergeordnet, als diplomatischer Bevollmächtigter doch wieder ihm fast gleichgestellt, an Geist und Geisteskräften aber ihn überragend, erfüllte Humboldt willig und vortrefflich die in solcher Mischung von Verhältnissen ihm gewordene Rolle, die bei jedem Andern, und gerade durch das Bestreben, sie zur ersten zu machen, eine zweite geblieben wäre, durch seine eigene Verleugnung und innere Selbstständigkeit aber recht eigentlich eine der ersten gleich wurde. Es war dies nicht das Verhältniß Blüchers und Gneisenau's, welches eben

so einzig und ersprießlich während des Krieges sich gebildet und erhalten hatte; für ihre Aufgaben und ihr eigentliches Geschäft standen die beiden Diplomaten einander näher, konnten leichter ihre Leistungen vertauschen und darin wetteifern, als jene beiden Kriegshelden. Aber die Oberleitung Hardenbergs war schon in dessen Haupte von Humboldts Beistand durchdrungen, so wie des Letztern Ausführungsthätigkeit den Impuls des Erstern immerfort als erwünschte Förderung in sich trug."

Die Mittheilungen, welche wir über Humboldts Thätigkeit bei dem Congresse sowohl von Zeitgenossen als von Nachlebenden haben, kommen dahin überein, diese Thätigkeit für eine höchst bedeutende zu erklären.

Ein anderer Biograph Humboldts, Schlesier, faßt den Inhalt dieser Mittheilungen vortrefflich zusammen; wir wollen eine kurze Episode aus Schlesiers Werke unsern Lesern nicht vorenthalten. „So war es denn Humboldt vergönnt", heißt es da, „an allen großen Verhandlungen der europäischen Mächte, ihres engeren sowohl als weiteren Rathes, der vier, fünf und acht Mächte, endlich der deutschen Staaten Theil zu haben. Er entledigte sich dieser Aufgabe in glänzender Weise, und ließ in gleichem Maße den Umfang seines Wissens, als seinen Verstand und sein Geschick bewundern. Von allen Seiten ward dies anerkannt; alle Dokumente, die uns vorliegen, geben Zeugniß davon, alle Berichte, die wir empfingen, stimmen darin überein. Er war einer der Hauptkämpfer in den verschiedensten Conferenzen, und vorzüglich den Franzosen ein Dorn im Auge. Und doch haben ihm gerade diese Gegner, haben ihm Genossen, deren Wesen und Richtung dem seinigen ungleich waren, auch gegen ihren Willen gehuldigt . . . . . Das Organ eines Görres, der rheinische Merkur, obschon mehr der Stein'schen Richtung, als dem Humboldt'schen Geiste verwandt,

rühmte bei jeder Gelegenheit, wie gut der Staatskanzler secundirt sei. Und läßt er am 12. Januar 1815 sich noch aus Wien schreiben: „Der Minister von Humboldt ist gescheidt und sehr viel wissend. Manche vermissen das Herzliche in seinem Wesen, das der Deutsche an seines Gleichen liebt; dafür ist ihm viel Licht gegeben. Von ihm sollen die letzten deutschen Verfassungspläne ausgehen und er verficht sie sonderlich; auch ist er unter Allen am Besten dazu geeignet, den Franzosen auf ihren unterirdischen Schleichwegen entgegen zu miniren" — so ergreift aber bei einer späteren Gelegenheit (18. November) der Herausgeber selbst das Wort, und schließt das Urtheil, indem er den Stand der Verhandlungen des zweiten Pariser Friedens erörtert, also zusammen: „Was die handelnden Personen betrifft, so zeigt sich der Staatskanzler hier wie in Wien immer gutwillig, versöhnlich, arglos in seiner Politik und alles gern auf guter Seite nehmend; Humboldt kalt und klar, wie die Decembersonne." Faßt man alles zusammen, was über Humboldts Wirken in jener Zeit zu sagen ist, so muß man bekennen, daß es eben so durch Adel der Gesinnung, als durch Geist und Gewandtheit hervorsticht; daß Preußen an ihm einen ausgezeichneten Vertreter gewonnen hatte. Wir möchten Talleyrand, Metternich und Humboldt, so verschieden ihre Naturen waren, so ungleich ihr Werth in unsern Augen ist, für die hervorragendsten Erscheinungen des Congresses ansehen. Der Erstere und der Letztere von diesen hatten auch, wenigstens in Geistesmacht und Oppositionsgeschick, einige Verwandtschaft, sonst stand freilich Humboldt als ein von den zwei genannten völlig verschiedenes Wesen da. Darin aber zeigt sich die Größe aller drei, daß sie durch versöhnliche Gaben das Gewicht der Staaten, die sie zu vertreten hatten, ungemein erhöhten, während ein Repräsentant, wie der kalte, beschränkte, ideenlose Castlereagh, nur

das in die Waagschale legen konnte, was Englands Name unter allen Umständen wog.

Bei alledem ist nicht zu glauben, daß ein Mann, wie Humboldt, auf diesem Congresse einen Boden gefunden habe, der seinen Wünschen entsprochen hätte, auf dem sein volles Wesen sich hätte offenbaren können. Dazu war die Zeit nicht gemacht. Es hob ja eine conservative Epoche im Guten wie im Bösen an. Wie selten konnte — ich will nicht sagen das Ideale, nur das Zeitgemäße durchgesetzt werden! Auf einer Seite hatte man durch Verträge die Hände schon gebunden. Mit geringer Ausnahme mußte man die Napoleonische Erbschaft mit antreten, ohne doch dem Guten, das in der Napoleonischen Richtung lag, die Consequenz geben zu dürfen, die es heischte. Humboldt selbst wollte sie nicht. Er scheint eine Theilung Deutschlands in eine geringere Anzahl Staaten für gefährlicher gehalten zu haben, als das Dasein einer Menge abhängigerer Fürsten und Städte. Ob ihn dabei mehr das Interesse für Deutschland oder für Preußen geleitet, ist schwer zu unterscheiden. Dennoch war es Anfangs die Absicht der preußischen Staatsmänner, die Kleinstaaten durch Kreisobristen und diese durch ein österreich-preußisches Directorium unschädlich zu machen. Es gelang aber beides nicht. Durch die ganze Richtung des Tages war ein höheres Streben von Anbeginn getrübt. So sehr es, nach so schweren Erfahrungen, nach einem gewiß nicht glänzenden Friedensschlusse, zu wünschen gewesen wäre, daß das Gewonnene recht tüchtig geordnet wäre, so sehr blieb der Ausgang hinter diesem Wunsche zurück. Für uns liegt hier nur das Erfreuliche, daß wir Humboldt keine oder nur geringe Schuld beimessen können. — Bedenkt man die Stellung, in der er wirken mußte, die Macht des Widerspruchs, der sein bestes Wollen begegnete, so können wir das, was er in verschiedener Richtung, besonders aber für die

deutschen Angelegenheiten geleistet, ihm nur zu größerer Ehre anrechnen. Auch er hat gefehlt, in einer Richtung seinem eigenen Wirken geschadet; in Einzelheiten wird man ihm nicht durchweg beipflichten; wir wünschen aber nur, daß die nachfolgende Zeit sich mit dem im Einklang erhalten hätte, was Preußen und Hannover damals durch ihre tüchtigsten Wortführer verfochten haben. Auch daran aber ist Humboldt wieder schuldlos; er ist sich treu geblieben, er stand nicht nur in Wien unter denen voran, die für Verfassungsleben und einen die Rechte Aller schützenden Bund wirkten, sondern hat dieselben Grundsätze bis an's Ende seiner Laufbahn vertheidigt. . . .

Humboldt war nicht blos eines der begabtesten, sondern gleicher Weise eines der thätigsten Glieder des Congresses. Man konnte zu Wien eine eigene Klasse der emsig Arbeitenden und wahrhaft Beschäftigten absondern. Zu diesen zählten besonders Humboldt, Wessenberg und Clancarty; mehr als Hülfsarbeiter Gentz und La Besnardière. Humboldt war Mitglied fast aller Comitéen; man beauftragte ihn, von Preußens Seite oder im Namen der Mächte, noch zu einer Menge Specialunterhandlungen mit den mittleren und kleineren deutschen europäischen Staaten. Namentlich den deutschen Angelegenheiten widmete er bis zu Ende den wachsamsten, eisernsten Fleiß. Oft war es schwer, seiner habhaft zu werden. „Was Humboldt," sagt der oft erwähnte Berichterstatter Varnhagen, „während des Congresses alles gearbeitet, und wie umsichtig, gediegen, sorgfältig, mit welcher Strenge und Unermüdlichkeit, das übersteigt allen Glauben; auch forderte er in gleichem Maße von seinen Gehülfen und Untergebenen solche Tüchtigkeit." — Und während der drangvollsten Tage dieses Congresses zeigte Humboldt sich noch frisch und munter zu wissenschaftlicher Anstrengung wie zu heiterer Geselligkeit, durchbesserte die kunstreiche Uebersetzung

griechischer Chorgesänge, stellte mit sich allein Uebungen in Pestalozzischer Lehrart an, dichtete jeden Tag deutsche Verse, schrieb fleißig Familienbriefe, und führte noch außerdem ein Tagebuch, worin nicht nur die großen Staatsverhandlungen, sondern auch die kleinen Vorgänge der Gesellschaft, die Anekdoten und Abenteuer des Tages bemerkt waren. Unglücklicherweise, sagte Humboldt selbst nachher, habe er gleich im Jahre 1815 in Paris eine Anwandlung gehabt, viele Papiere zu verbrennen, und leider, wie er nun sehr bedauere, auch das Tagebuch dem Feuer hingegeben."

So weit Schlesier. — Wir haben hier nicht die Geschichte des Wiener Congresses zu schreiben, sondern nur die Biographie Humboldts, und scheiden von der Anführung seiner Thätigkeit bei dem Congresse, indem wir als charakteristisch genug die Worte anführen, welche er bei der Nachricht von Napolons Rückkehr von Elba aussprach: „Vortrefflich, das giebt Bewegung!"

Die Bewegung kam, dann die Schlacht bei Waterloo und der zweite Pariser Frieden. Auch bei diesem war Humboldt als Preußens Vertreter neben Hardenberg thätig.

Ehe wir in einem folgenden Abschnitte erzählen werden, daß Humboldt, zum preußischen Gesandten in Paris designirt, wiederum einen längeren Aufenthalt in Paris zu erwarten hatte, daß aber gerade seine besondere Befähigung zu diesem Posten ihn desselben nicht theilhaftig werden ließ, wollen wir noch ein paar hierher gehörende Dinge rein privater Natur anführen, unter Anderm der Resultate erwähnen, welche Humboldts Thätigkeit und Tüchtigkeit als Staatsmann für ihn selbst herbeigeführt hatte.

Von der großen Zahl von Orden, mit denen Humboldt von allen Seiten bedacht wurde, erwähnen wir nur einen einzigen, welcher allgemein für eine der größten derartigen Auszeichnungen galt — der König von Preußen verlieh das eiserne Kreuz erster Klasse

am weißen Bande nur an zwei Männer aus dem Civilstande, nämlich an Hardenberg und an Wilhelm von Humboldt.

Eine andere Auszeichnung rein materieller Art, welche ihm zu Theil wurde, war eine Dotation mit bedeutenden Revenuen. Außer Humboldt wurden noch Blücher, Bülow v. Dennewitz, Gneisenau, Hardenberg, Kleist von Nollendorf, Knesebeck, Tauentzien von Wittenberg und York von Wartenburg von der preußischen Regierung mit derlei reichen Geschenken bedacht. Humboldt wählte für sich die Herrschaft Ottmachau im Fürstenthum Neiße.

Noch wollen wir hier anführen, daß im Jahre 1815 Humboldts zweite Tochter Adelheid sich mit dem Obristlieutenant von Hedemann vermählte.

Neunter Abschnitt.

W. v. Humboldt als Mitglied der Territorialcommission in Frankfurt, als Mitglied des Staatsrathes in Berlin, als Gesandter in London.

Wir erwähnten bereits, daß Humboldt zum preußischen Gesandten in Paris bestimmt wurde, vorher aber sollte er nach Frankfurt gehen, um daselbst Mitglied einer Territorialcommission zu sein, welche zur Entscheidung der zahlreichen noch obschwebenden Gebietsdifferenzen daselbst zusammentrat.

Als seinen einstweiligen Stellvertreter in Paris wünschte Hardenberg gern Alexander von Humboldt zu sehen; als dieser die Annahme der interimistischen Verwaltung ablehnte, wurde der bisherige Gesandte in München, Graf Goltz, für die Dauer der Abwesenheit Wilhelms v. Humboldt nach Paris gesandt.

Humboldt verließ Paris am 25. November — 1815 — und kam am 28. in Frankfurt an. Die Arbeiten, an denen er hier Theil zu nehmen hatte, rückten aus vielen Gründen nicht eben schnell vor, und es blieb Humboldt Zeit übrig, nicht allein die Annehmlichkeiten des geselligen Lebens jetzt mehr als in letztvergangener Zeit zu genießen, sondern er fand auch Muse, seinen Lieblingsstudien sich wieder mehr hingeben zu können.

Wir wollen hier in Bezug auf das erst Erwähnte aus einem Briefe der Rahel ein paar Worte anführen, mit der sie in ihrer bekannten mitunter sehr wunderlichen Schreibweise ein Zusammentreffen mit Humboldt schildert. Sie schreibt nämlich: „Gestern Mittag speiste ich bei Humboldts, wo Humboldt sich eine ganz neue Haut von wahrhafter Liebenswürdigkeit angezogen hatte. Gestern erreichte es nun seine Höhe, denn eine ganze Weile finde ich ihn so geschält. Er beherrschte ganz allein, und nöthig, und mild das Gespräch, ließ nichts Steifes, nichts Dummes aufkommen, ist in gleichem Ton mit Hausleuten, Gästen und Kindern, sagt unaufhörlich Komisch-Frappantes, aber nicht wie im Winter und Sommer aus tiefer Langweil, und in deren dennoch harten, ärgerlichen Tinten; diese alte Ueberzeugung der Dinge hat bei ihm eine wieder neue Wendung genommen; er ist von der tiefsten, sorgenlosesten Aufrichtigkeit über alle Gegenstände, und dies giebt seinem Benehmen und Sagen eine wahrhaft mild-heitere Grazie. — Mich dünkt, er hat mehr Verstand als je. — Oder hab' ich mehr. Wir beide sind auch ganz weich, ganz leise, ganz milde, ganz wahr und weit, ganz weit vorwärts in unsern Aeußerungen mit einander."

Und in Bezug auf das Andere, die Fortsetzung seiner Studien, theilen wir mit, daß er jetzt endlich die im Jahre 1796 begonnene Uebersetzung vom Agamemnon des Aeschylus drucken ließ. Er widmete das Buch seiner Gattin, welche den Genuß seiner Studien schon so früh getheilt hatte — die Uebersetzung ist noch heute als eine der vortrefflichsten Arbeiten der Art geschätzt. —

Im Sommer 1816 wurde Humboldt mit der interimistischen Verwaltung des Postens eines preußischen Gesandten beim deutschen Bundestage betraut, und vertrat in dieser Eigenschaft Preußen bei der Eröffnung des Bundestages, am 5. November des genannten Jahres.

Humboldts Stellung bei der Territorialcommission hielt ihn bis zum Januar 1817 in Frankreich zurück. Unterdeß war in der Besetzung des Pariser Gesandtschaftspostens eine andere Disposition getroffen worden. Der französische Minister, Herzog von Richelieu, mochte nicht viel Lust haben, einen Mann wie Humboldt, dessen staatsmännischer Ruf längst ein höchst bedeutender geworden war, in einer insbesondere um jene Zeit so wichtigen Stellung in Paris zu sehen — der Graf Goltz, welcher, wie schon erwähnt, den Posten einstweilen verwaltete, convenirte ihm viel mehr. Unter dem Vorgeben, Humboldt, welcher so vielen Antheil an den Geschäften der beiden Pariser Frieden genommen, werde als Gesandter in Paris das französische Nationalgefühl verletzen, gelang es Richelieu, Hardenberg zur Aenderung der bereits getroffenen Disposition zu bewegen — Graf Goltz erhielt den Posten definitiv und Humboldt wurde das Anerbieten gemacht, die Gesandtschaft in London zu übernehmen. Er acceptirte und reiste am 11. Januar 1817 von Frankfurt ab, indeß vorläufig noch nicht nach London. Zunächst begab er sich mit seiner ganzen Familie über Weimar, wo er Göthe besuchte, nach seinem Gute Burgörner, von da im Februar nach Berlin. Wenige Wochen später mußte Frau von Humboldt sich wiederum zu einer Trennung von ihrem Gatten entschließen; die älteste Tochter, Caroline, war so leidend, daß die Mutter beschloß, mit ihr und der übrigen Familie zum Gebrauch der Seebäder nach Neapel zu gehen. Frau von Humboldt verweilte übrigens längere Zeit in Italien, traf nicht, wie verabredet, mit ihrem Gatten in England zusammen, sondern kehrte erst in der zweiten Hälfte des Jahres 1819 von Italien nach Berlin zurück.

W. v. Humboldt, bei der Gründung des Staatsrathes als Mitglied desselben ernannt, verweilte vorläufig in Berlin. Für

Preußen war eine außerordentlich wichtige Epoche eingetreten. Die Kräfte des Volkes waren berufen worden, um das Land zu befreien, den Feind hinauszujagen. Das war geschehen — jetzt standen sich die Parteien im Lande selbst gegenüber, beobachtend und erwartend. Das preußische Volk hatte unendlich viel gethan, es hatte eine Reihe von Jahren die schwersten Lasten getragen, es hatte mit ausdauerndem Muth auf den richtigen Zeitpunkt gewartet, und dann hatte sich dieses Volk in eine Armee voll Tapferkeit verwandelt, und unter Entbehrungen und Hingebungen aller Art den starken Feind geschlagen. Man hatte dem preußischen Volke mancherlei versprochen, und jetzt war die Frage, ob das Versprochene in Erfüllung gehen werde. Während, um einen solchen Ausdruck zu benutzen, auf der Seite des Volkes fast alle Feldherrn aus den Kriegen von 1813—15, sodann Männer wie Humboldt und Schön, selbst Stein standen, waren ihre Gegner Fürst Wittgenstein, Ancillon, und Andere. Der Staatskanzler Hardenberg suchte zwischen beiden Parteien zu vermitteln. Der Kern der zu entscheidenden Frage war der Constitutionalismus, wenn schon von den einzelnen Abzweigungen der Volkspartei mehr oder weniger moderirt.

Am 30. März (1817) wurde der Staatsrath eröffnet, und zugleich durch zwei Cabinetsordres aus seiner Mitte ein Ausschuß zur Entwerfung der Constitution und ein zweiter zur Prüfung des neuen Finanzgesetzes ernannt. Die hierher gehörende königliche Cabinetsordre lautet so: „Ich habe in der Verordnung vom 22. Mai 1815 über die zu bildende Repräsentation des Volkes bestimmt, daß eine Commission in Berlin niedergesetzt werden sollte, die aus einsichtsvollen Staatsbeamten und Eingesessenen der Provinzen bestände, um sich mit der Organisation der Provinzialstände, der Landesrepräsentanten und der Ausarbeitung einer Verfassungsurkunde nach den in jener Verordnung aufgestellten Grundsätzen

unter Ihrem, des Staatskanzlers Vorsitze zu beschäftigen. Der Krieg, die gänzliche Feststellung des Besitzstandes und die Organisation der Verwaltung haben die Ausführung jener Anordnung bisher verhindert. Da jetzt der Staatsrath errichtet ist, so will Ich die zu der gedachten Commission zu bestimmenden Staatsbeamten aus seiner Mitte nehmen, und dem Staatsrath die Erfüllung meiner Absicht übertragen. Ich bestimme zur Commission Sie, den Staatskanzler, als Vorsitzenden; den Fürsten Radziwill; den General der Infanterie Graf v. Gneisenau; den Staatsminister v. Barkhausen; den Staatsminister Freiherrn v. Altenstein; den Staatsminister v. Beyme; den Staats- und Justizminister v. Kircheisen; den Staatsminister Freiherrn v. Humboldt; den Staats- und Finanzminister Grafen v. Bülow; den Staatsminister des Innern v. Schuckmann; den Staats- und Polizeiminister Fürsten v. Wittgenstein; den Staats- und Kriegsminister Generalmajor v. Boyen; den Minister-Staatssekretär v. Klewitz; den Generallieutenant und Generaladjutant v. d. Knesebeck; den Domdechanten Grafen v. Spiegel; den Geheimen Staatsrath v. Stägemann; den Generalmajor v. Grolmann; den wirklichen Legationsrath Ancillon; den Staatsrath v. Rehdiger; den Geheimen Justizrath und Professor v. Savigny; den Geheimen Legationsrath Eichhorn; das Mitglied aus den Rheinprovinzen, welches noch in den Staatsrath eintreten wird. Diese Commission soll sich zuerst mit der Zuziehung der Eingesessenen aus den Provinzen beschäftigen; ihre Arbeiten sollen dem Staatsrath vorgetragen und von diesem Mir die Vorschläge eingereicht werden, worauf Ich das Weitere verfügen will.“ —

Die Art und Weise, mit welcher diese Commission das Verfassungswerk angriff, zeigte mindestens keine sonderliche Eile. Man sandte Commissarien in die verschiedenen Provinzen, welche Nachrichten über die alten Verfassungen und Meinungen angesehener

Einwohner über die beabsichtigte neue sammeln sollten — das war vorläufig Alles. Etwas mehr beschäftigte man sich mit der Finanzfrage. Der Finanzminister Graf v. Bülow, ein Neffe Hardenbergs, hatte den Entwurf eines neuen Gesetzes über die Steuerverfassung eingereicht, der König ernannte zur Prüfung desselben und zur Behandlung dieser Angelegenheit überhaupt gleichfalls eine besondere Commission, und als deren Vorsitzenden Wilhelm von Humboldt. Der vom Finanzminister vorgelegte Gesetzentwurf wurde entschieden verworfen, und Humboldt war es insbesondere, welcher in einer sehr stürmischen Sitzung dagegen auftrat. Von da ab datiren zwei Dinge von Bedeutung in Humboldts politischem Leben: einmal trat zwischen ihm und Hardenberg eine sehr entschiedene Spannung ein, und dann sah man ihn im Publikum gewissermaßen als das Haupt der Opposition an. Der Finanzminister mußte übrigens von seinem Posten zurücktreten.

Der Staatskanzler wünschte offenbar Humboldt nicht mehr in seiner Nähe zu haben, er fürchtete wohl einen Mann von solcher staatsmännischen Bedeutung und Humboldt wurde indirekt veranlaßt, auf seinen Posten als Gesandter nach England abzugehen. Er kam im Beginn des October 1817 dort an. Von den Geschäften von besonderer Bedeutung, an denen er in dieser Stellung Theil nahm, ist die preußische Anleihe vom Jahre 1818 zu erwähnen, welche in England unter seiner Beihülfe abgeschlossen wurde.

Während Humboldts Anwesenheit in England sollten sich auch die Folgen des Zerwürfnisses zeigen, welches zwischen ihm und Hardenberg bestand. Dieser hatte schon vor mehreren Jahren ihm einen Ministerposten zugesichert, sobald ein solcher erledigt sei, er hielt indeß nicht Wort. Nicht allein wurde das eben eingerichtete Ministerium des Kultus und öffentlichen Unterrichts ihm nicht verliehen, sondern bei der Besetzung des Ministeriums des Aeußern

ging man noch viel weiter, man verletzte Humboldt ganz öffentlich in den Augen des ganzen Volks, indem man nicht ihn, wie Jedermann erwartete, sondern einen Ausländer, den Grafen Christian v. Bernstorff, den bisherigen dänischen Gesandten am preußischen Hofe, zum Chef des Ministeriums des Aeußern machte. Wie man diese Handlungsweise des Staatskanzlers damals aufgenommen, berichten uns Zeitgenossen jener Periode an verschiedenen Orten. So schrieb Stein unter Anderm: „Bernstorff ist ein vortrefflicher, edler Mann. Welche Stellung er gegen den König, gegen den Staatskanzler hat, weiß ich nicht; ob er Kraft habe den Stall des Augias auszumisten, ist eine Frage, die seine Geschäftsführung erst beantworten wird. An Geist und Wissen übertrifft ihn Humboldt unendlich, und ich bewundere die Geschicklichkeit des Staatskanzlers, alle tüchtige, talentvolle Männer lahm zu legen." Und in Hippels „Beiträgen zur Charakterisirung Friedrich Wilhelms III." heißt es: „Die öffentliche Meinung hatte zwar, statt Bernstorff, den eingebornen Wilhelm v. Humboldt für solche Stellen ernannt zu werden erwartet. Humboldts durchdringender Verstand bedarf auch keiner Lobrede. Allein er theilte mit allen Männern von großer Geistesüberlegenheit, denen die Hingebung des Gemüths fehlt, die zur Liebenswürdigkeit wird, das Schicksal: mehr gefürchtet als geliebt zu werden. Niemand mag in den Geheimnissen seiner Gedanken gern von einem andern erforscht werden. Humboldts angeborner, durch die Kultur tiefer Wissenschaften gesteigerter Scharfsinn, das Talent, Andere zu ergründen, war den sogenannten klugen Leuten unerträglich. Geniale Köpfe befreundeten sich bald mit ihm aus Wahlverwandtschaft. War er ihnen, wie meistens, an Wissenschaft überlegen, so lernten sie gern von ihm, an den Strahlen seines Genius sich sonnend . . . . Es mochte nothwendig geschienen haben, einen Mann von Verstand, Offenheit und Liebenswürdigkeit,

aber geringerem Talent, an die Spitze von Geschäften zu stellen, die einer häufigen persönlichen Mittheilung mit klugen Leuten, den Gesandten, unterworfen sind, als einen Mann, der nur Geist war, nichts als Geist." —

Humboldt war erbittert über die erfahrene Zurücksetzung, über das schlechte Worthalten des Staatskanzlers, und scheint seine Entlassung gefordert zu haben. Zu Ende des Jahres erscheint er auf dem Congreß von Aachen, indeß ohne wesentlichen Theil an den Geschäften zu nehmen. In Aachen stellte sich sein gutes Einvernehmen mit Hardenberg wenigstens äußerlich wieder her, er erhielt nochmals die Zusicherung eines Ministerpostens, und ging im December nach Frankfurt, um die Geschäfte der Territorialcommission mit zu Ende zu führen. Er verweilte bis zu Ende Juli des nächsten Jahres in Frankfurt, und unterzeichnete am 20. Juli 1819 den bekannten Territorialreceß.

Zehnter Abschnitt.

W. v. Humboldt im preußischen Ministerium des Innern vom 12. August — 31. December 1819.

Der Staatskanzler hatte also in Aachen die Zusicherung eines Ministerpostens an Humboldt erneuert, die Anwesenheit eines Mannes von entschiedener Bedeutung und warmer Freundschaft für Humboldt in der nächsten Nähe des Königs, des Generaladjutanten und vortragenden Raths, v. Witzleben, mochte den Staatskanzler vielleicht beinahe gegen seinen Willen nöthigen, diesmal das gegebene Versprechen zu halten. Man beschloß, das Ministerium des Innern zu theilen, und Humboldt nicht eben den größeren Theil zu überweisen. Durch eine Cabinetsordre vom 11. Januar 1819 wurde der Fürst v. Wittgenstein des Polizeiministeriums enthoben und dasselbe überhaupt mit dem Ministerium des Innern vereinigt.

Dann theilte man das Ministerium des Innern in zwei Departements, deren eins Wilhelm von Humboldt zu verwalten hatte, während das andere dem Herrn von Schuckmann überwiesen war. Humboldts Direction waren u. A. unterworfen die ständischen Angelegenheiten, die Kommunal-Angelegenheiten aller Art, die land-

schaftlichen Creditsysteme, diverse Militärangelegenheiten und anderes mehr.

Humboldt übernahm am 12. August sein neues Amt: die liberaler denkenden Männer im ganzen Lande begrüßten seine Ernennung mit entschiedener Zustimmung und sahen in ihm allein den geeigneten Mann, welcher der immer stärker werdenden Reaction sich entgegenzustellen sowohl die Kraft als den Willen habe.

Wir wissen hinreichend aus der Geschichte, wie es um jene Zeit in Deutschland aussah. Das deutsche Volk hatte wenig Aussichten, daß ihm das Zugesicherte erfüllt werde — wir erinnern einfach an die Carlsbader Beschlüsse, welche bekanntlich am 20. September 1819 proclamirt wurden.

Humboldts Ernennung gab den Beobachtern der preußischen Politik eine gewisse Hoffnung. Man wußte von Humboldt, daß er bereits auf dem Wiener Congresse für constitutionelle Einrichtungen lebendig gesprochen hatte, man wußte ferner, daß er von der Nothwendigkeit, Reichsstände in Preußen einzurichten, durchdrungen war, und die Ernennung eines Mannes mit solchen Prinzipien, dem überdieß ganz besonders die ständischen Angelegenheiten untergeordnet waren, mußte ebenso sehr Aufmerksamkeit erregen wie Hoffnung erwecken. Ein Brief Humboldts, welchen die Augsburger Zeitung vor der Uebernahme des Ministeriums mittheilte, und der vom 31. Mai 1819 datirt ist, legt seine Ansichten über ein Verfassungswesen in Preußen, wie er es wünschte, im Allgemeinen dar — wir wollen einzelne Worte aus demselben mittheilen. „Daß neue Verfassungen", heißt es, „wo sie dauerhaft und beglückend sein sollen, so viel als möglich müssen auf einen historischen Grund gebaut werden, daß man bei ihnen von gutgeordneten Gemeindeverfassungen auszugehen hat, um aus festen und lebendigen Elementen ein organisches Ganzes zusammenzufügen, und daß der

wesentliche Nutzen landständischer Einrichtungen in der Erweckung und Erhaltung eines wahrhaft staatsbürgerlichen Sinnes in der Nation gesucht werden muß, in der Gewöhnung der Bürger, an dem gemeinen Wesen einen von isolirender Selbstsucht abziehenden Antheil zu nehmen, zu dem Wohle desselben von einem durch die Verfassung selbst bestimmten Standpunkt aus mitzuwirken, und sich auf diesen, mit Vermeidung alles vagen und zwecklos auf's Allgemeine gerichteten Strebens, zu beschränken, darüber müssen alle einig sein, welchen ein Urtheil über diesen Gegenstand gebührt. Jeder Deutsche wird auch mit Freude erkennen, daß die Vorbilder solcher Verfassungen nicht brauchen aus Staaten hergenommen zu werden, die, als neu entstanden, keine Vergangenheit besitzen, oder die sie muthwillig zerstört haben, sondern daß sich dieselben in unserer vaterländischen Geschichte reichlich vorfinden, so wie noch viele Elemente in noch fortbestehender Einrichtung. Die Frage kann nur sein, wie das Neue an das Alte zu knüpfen, wie das örtliche Einzelne zum Allgemeinen verschmolzen werden kann? Und was hernach vom Bisherigen und vom Lokalen aufgeopfert werden muß u. s. w."

Der oben erwähnte Constitutionsausschuß hatte nun bis zum Eintritt Humboldts in das Ministerium des Innern fast nichts gethan, und hatte z. B. ein Freund eines der Mitglieder dieses Ausschusses, Stägemanns, Gelegenheit, demselben zu schreiben „..... geht hervor, daß der erlauchte Ausschuß an der Constitution gearbeitet hat, wie die französische Akademie an dem neuen Wörterbuche, über dessen Grundlagen man noch nicht einverstanden ist." Kleinere deutsche Staaten, wie Baden und Bayern, hatten bereits Verfassungen erhalten, das Verlangen nach einer Verfassung für Preußen wurde im Lande immer reger, und Humboldt ging sogleich bei Uebernahme seines Amtes mit Entschiedenheit an's Werk.

Er schrieb Denkschriften über Repräsentativverfassung in Preußen und einen Entwurf der Verfassung, und gab sich überhaupt allen Anstrengungen der ergriffenen Aufgabe hin.

Der König ernannte nun eine Commission aus der Mitte des früher erwähnten Constitutionsausschusses, welche einen Verfassungsentwurf bearbeiten sollte und aus Hardenberg, Humboldt, Schuckmann, Ancillon, Daniels und Eichhorn bestand. Hardenberg legte dieser Commission den Entwurf einer reichsständischen Verfassung vor, Humboldt that dasselbe, wich indeß mit seiner Arbeit von der von Hardenberg vorgelegten wesentlich ab. Es ist wenig von den Verhandlungen dieser Commission bekannt geworden, ebenso wenig wie die jetzt bald eintretenden Ereignisse, wodurch Humboldts Austritt aus dem Ministerium herbeigeführt wurde. Auch über das Wesen des Verfassungsentwurfes, den Humboldt vorlegte, wissen wir nichts zu sagen, da derselbe unseres Wissens niemals bekannt geworden ist. Wohl aber haben wir eine andere hierhergehörende Arbeit Humboldts, ein sehr ausführliches Schreiben vom 29. November 1821, welches er an den General v. Witzleben richtete, und in welchem er seine Ansichten über die Verfassungsfrage specieller entwickelt. Das Schreiben ist vollständig in Dorow's Buche über Witzleben zu finden, wir geben hier nur ein Bruchstück daraus, das folgende.

„— — — — — Ein Bedenken möchte ich jedoch Ew. Hochwohlgeboren mittheilen, da ihr Aufsatz auf die Möglichkeit so wichtiger Veränderungen in der Verwaltungsorganisation schließen läßt. Sie erwähnen selbst des genauen Zusammenhangs, der zwischen der Einrichtung der höchsten Verwaltungsbehörden, und der Entscheidung der Frage über die ständische Einrichtung ist. Dieser Zusammenhang aber erstreckt sich viel weiter, namentlich auf die Einrichtung der Regierungen, die Eintheilung in Provinzen, ja

selbst auf die Stellung aller Beamten, vorzüglich der Landräthe. Ich gestehe, daß so lange diese Frage schwebend ist, wie sie denn seit dem Erscheinen des Edikts von 1815 nicht anders als schwebend genannt werden kann, ich mir nicht getrauen würde, zu irgend einer andern als ganz unwesentlichen und in nichts bedeutend eingreifenden Veränderung der jetzigen Geschäftsverwaltung zu rathen. In Rücksicht der Stände äußern Ew. Hochwohlgeboren Ihre Meinung: daß allgemeine Stände nicht, wohl aber zunächst Provinzialstände zu gewärtigen sind. Meine Ueberzeugung ist, daß es sehr bedenklich sein würde, Provinzialstände, ohne allgemeine, zu errichten, und daß, wenn man beide, aber in einem Zwischenraume, will, der Zwischenraum gleich bei der Einführung der erstern unwiderruflich bestimmt und nur sehr kurz, auch, bei dieser Einführung, der Plan für die allgemeinen schon vollkommen festgesetzt sein muß. Provinzialstände können nur für Provinzialzwecke dienen, und Allgemeines kann der Staat nicht durch sie erreichen wollen. Hierin ist die erste Lücke. Denn wenn der Staat einmal Stände für nothwendig hält (und ohne dies muß er sie nicht bilden), so ist es consequenterweise unmöglich, daß in der Nothwendigkeit nicht auch Dinge liegen sollten, die nur durch allgemeine Stände erreichbar sind, und für die man sich nur mit Provinzialständen behilft. Doch dies ist nur e i n Mangel.

Wenn Provinzialstände nur über Provinzialgegenstände reden dürfen, wie denn dies streng gehalten werden muß, und es keine Gelegenheit giebt, über allgemeine Maßregeln auf gleiche Weise zu sprechen, so werden sie künstlicher Weise der allgemeinen eine provinzielle Absicht, ein einzelnes Interesse abzugewinnen suchen, und kein Reglement wird sie hindern können, jene Schranken zu überschreiten. Dies liegt in der Natur des Menschen, auch werden sie ja durch die allgemeinen Maßregeln berührt; sie können

sie drückend finden, und so ist es natürlich kaum zu tadeln, wenn der Theil, der als Ganzes mit seinen Nebentheilen nicht reden darf, doch nun isolirt für sich sprechen will. Entsteht dies aber: so erwächst der Regierung ein ungeheures Hinderniß. Wie soll sie sich mit vier, fünf, vielleicht noch mehr Versammlungen, deren jede noch dazu, ihrer Stellung nach, die Sache aus einem einseitigen Gesichtspunkte ansieht, über eine Maßregel verständigen? Demnach werden die Bewohner der Provinz auf Seite ihrer Stände sein. So findet die Regierung die Gemüther und die Stimmung überall gegen sich, und muß sich gefaßt darauf machen, auch wenn sie die Maßregeln mit Kraft durchsetzt, diesen dumpfen inneren Widerstand wenigstens partiell zu besiegen. Dies ist eine große, wahre, nicht eingebildete Gefahr mit jeder Einrichtung von Provinzialständen verbunden und unausbleiblich; wie beschränkt ihre Rechte auch sein mögen, sobald sie nur das Recht haben, zu sprechen, und ihre Stimme als die Stimme ihrer Comittenten gilt.

Die Provinzialstände werden nothwendig in ihren Ansichten getheilt sein; es wird daraus mehr oder weniger die Gefahr einer Zerreißung des Staates, wenigstens in der Gemüthsart und Stimmung, entstehen. Die Regierung wird daher mehr Schwierigkeit finden, weil sie bei jeder Versammlung eigener Argumente bedürfen wird, und weil eine Provinzialversammlung, ihrer Natur nach, einiger und einer fremden Ansicht sogar weniger zugänglich ist. Dagegen werden sie sich gegen die Pläne der Regierung leicht gegenseitig unterstützen, und dies ist eine zweite Gefahr. Kein noch so scharfsinniger Kopf kann sich herausnehmen, die Grenzen zwischen dem zu ziehen, was blos Provinzial-, und was allgemeine Angelegenheit ist. Der Staat wird sich vorbehalten müssen, selbst dies im Einzelnen zu bestimmen. Dies wird aber wieder eine Quelle von Unzufriedenheit und Mißtrauen werden. Dann

werden doch die Provinzialstände dies sogar in dem ihnen zustehenden Rechte der Beschwerdeführung ausüben, und welcher Minister wird nicht lieber eine von ihm vorgeschlagene Maßregel von einer aus Männern von verschiedenen Provinzen zusammengesetzten Versammlung, als gegen viele Versammlungen vertheidigen wollen? Mit isolirten Provinzialständen wird man keinen der Vortheile allgemeiner besitzen, allein fast alle Nachtheile und ganz neue, aus der Schiefheit der Lage entstehende. Denn jede Provinzialversammlung wird die fehlende allgemeine ersetzen und vorstellen wollen, und schon der nothwendig werdende ewige Kampf gegen dies Streben ist schädlich und gefährlich da, wo nur das höchste Vertrauen und die höchste Einigkeit herrschen sollte.

Dies sind Nachtheile, die ich nebst andern geringeren von allein dastehenden Provinzialständen erwarten würde. Augenblicklich werden die beiden jetzt nur zu laut gewordenen Parteien sich darüber freuen. Die eine wird froh sein, daß wenigstens keine allgemeinen Stände entstehen, die andere wird sich Glück wünschen, daß es wenigstens nun Provinzialstände giebt, und denken, daß die allgemeinen von selbst nachfolgen müssen. Die letztere wird Recht haben. Sie werden, wenn man es auch wollte, kaum zu vermeiden sein, der Geschäftsgang wird selbst auf sie führen; die Schwierigkeiten, welche die Verwaltung bei den Provinzialständen finden wird, werden das Gefühl ihrer Nothwendigkeit erregen. Aber es wird sehr bedenklich sein, wenn die Regierung dies nicht gleich bei der Einrichtung der Provinzialstände bedenkt, sie schon da vorbereitet und eigentlich mit jenen, wenn sie auch in der Zeit nachfolgen, gestiftet hat. Folgen allgemeine Stände erst, wenn die Provinzialstände schon öfters versucht haben, ihre Grenzen zu überschreiten, so ist es schon schlimm. Der Geist des Instituts ist alsdann schon verdorben, und es ist schwer, ihn zu verbessern.

Der Ausspruch des Staats, daß er die Stimme gewisser Personen für die Stimme des Volks ansehen will, ist von einer solchen Wichtigkeit, daß man sich dieselbe nie zu groß denken kann, und keine menschliche Weisheit kann die Folgen davon übersehen. Damit thut ihn der Staat, sowie er auf irgend eine Weise Stände schafft. Sollen denn nun, so viel möglich, die Vortheile geärntet, die Gefahren vermieden werden, so muß das Verhältniß der Stände gegen die Regierung durchaus klar, einfach, gerecht und offen sein. Ihre Lage muß so bestimmt werden, daß ein Versuch, die Gränzen derselben zu überschreiten, gar nicht vor der Vernunft und dem Gefühl zu entschuldigen sein würde, und daß die sträfliche, aus Leidenschaften entstehende Lust dazu weder Vorwände noch Anreizung findet. Diese Bedingungen scheint es mir unmöglich bei Provinzialständen, ohne allgemeine, zu erfüllen. Die bei uns wenigstens allgemein nicht, im Volke wirklich gar nicht vorhandene Lust, in öffentlichen Angelegenheiten eine Stimme zu führen, wird absichtlich durch Errichtung von Ständen geweckt, und dadurch, daß es nur Provinzialstände sein sollen, auf einem Punkt festgehalten, auf dem es nicht natürlich ist, daß sie sollte stehen bleiben können. Die theoretischen Einwürfe, die man gegen ein solches System machen kann, sind aber noch die geringsten. Die wahren Schwierigkeiten, Collisionen, Unbequemlichkeiten, Gefahren würden sich erst bei der Ausführung finden. Provinzialstände mit Provinzialministern verbunden, schienen mir gar einen Zustand der Dinge herbeizuführen, in dem ich verzweifeln würde, daß die oberste aller Verwaltungsbehörden, die auch nur im Mittelpunkt stehen muß, noch die Zügel zu halten im Stande sein würde. —

Da es bei ständischen Angelegenheiten sehr gut ist, auf das Geschichtliche und den ehemaligen Zustand zurückzugehen, so ist es Ew. Hochwohlgeboren gewiß auch nicht entgangen, daß in den Län-

dern, wo es Provinzialstände gegeben hat, diese so entstanden sind, daß der für sich bestehende Staat neue, mit Ständen versehene Provinzen erhielt. Ob es ein Beispiel giebt, auch nur ein einziges, wo man in einem Staate, absichtlich und auf Einmal, Provinzialstände, ohne allgemeine, geschaffen hätte, muß ich bezweifeln. Die Frage: ob man Provinzialstände ohne allgemeine, oder allgemeine mit Provinzialständen (was gewiß sehr nützlich und gut sein würde) oder ohne dieselben, einrichten will, ist daher ohngefähr dieselbe mit der: ob ein Staat wieder eine Verbindung mehrerer Staaten werden oder Ein Staat bleiben soll? — — —"

Wir haben in dieser Mittheilung sowie in den vorhergehenden Worten angedeutet, welche Meinungsverschiedenheit im preußischen Ministerium herrschte; ein entscheidender Kampf zwischen den sich bekämpfenden Elementen war unvermeidlich, die schon erwähnten Carlsbader Beschlüsse ließen diesen Kampf zum Ausbruch kommen.

Humboldt erklärte diese Beschlüsse, an denen preußischerseits der Graf v. Bernstorff Theil genommen hatte, für „schändlich und unnational", und trat sehr entschieden gegen dieselben und eine derartige weitere Politik auf. Auf seiner Seite im Ministerium standen der Kriegsminister von Boyen und der Großkanzler von Beyme, und in Verbindung mit ihnen griff Humboldt den Staatskanzler und den Minister des Auswärtigen sehr entschieden an. Der Erfolg neigte sich auf seine Seite, bei seinen Einwendungen gegen das eigentlich Materielle der Carlsbader Beschlüsse trat ihm ein großer Theil des ganzen Ministeriums bei, doch nicht zu lange — bald genug waren die drei Minister wieder isolirt, sie reichten dem König bestimmte Vorlagen ein, in denen sie ihre bisherige Opposition erneuerten und begründeten, und der Staatskanzler, dadurch entschieden in seiner ganzen Stellung bedroht, rettete sich durch ein Bündniß mit dem früheren Polizeiminister, jetzigen Mi-

nister des königlichen Hauses. Einer seiner drei Gegner, der Kriegsminister von Boyen, nahm, der Kämpfe müde und insbesondere durch eine gegen seine Meinung in seinem Departement erlassene Verfügung von Bedeutung gereizt, seinen Abschied, erhielt ihn Mitte December, und dem Staatskanzler wurde es dadurch leichter, sich seiner beiden anderen Gegner zu entledigen. Am letzten Tage des Jahres 1819 erhielten W. v. Humboldt und Beyme ihre Entlassung.

Am 4. Januar des folgenden Jahres las man in der preußischen Staatszeitung: „Auch haben des Königs Majestät die Staatsminister von Beyme und Freiherr von Humboldt von den Geschäften des Staatsraths und des Staatsministeriums sowohl, als den ihnen anvertrauten Departements vorerst, und bis ihre Thätigkeit wieder in Anspruch genommen werden kann, zu dispensiren geruht." Am 8. Januar konnte man in demselben Blatte die weitere Mittheilung lesen, daß die Geschäfte der von Sr. Majestät zur Bearbeitung der künftigen ständischen Verfassung ernannten Commission, ungeachtet der Staatsminister von Humboldt aus derselben geschieden sei, ihren Fortgang hätten. Der Theil des Ministeriums des Innern, welchen Humboldt zu verwalten hatte, ging an den Minister von Schuckmann über, die Verwaltung des Fürstenthums Neufchatel, welche Humboldt gleichfalls überwiesen war, ging an Hardenberg zurück. Daß russische und österreichische Einwirkungen des Staatskanzlers Verbündete gewesen seien, wurde nirgends bezweifelt, eben so wenig wurde Humboldts Austritt aus dem Ministerium irgend wo nicht schmerzlich bedauert und empfunden, die Kreise seiner speciellen Gegner allein ausgenommen.

W. v. Humboldt wies die ihm angebotene Pension eines Staatsministers von 6000 Thalern zurück, und ertrug seinen Fall überhaupt mit all der Ruhe, welche edle und große Gemüther in

keinen Verhältnissen des Lebens verläßt. Wie edelmüthig er persönlich über das Geschehene urtheilte, dafür können wir aus den vielen dahin gehörenden Beispielen einen seiner Briefe an Varnhagen v. Ense vom 7. Mai 1830 mittheilen. Letzterer hatte ihm geschrieben, daß er sich damit beschäftige, das Leben Hardenbergs zu schreiben; in Humboldts Erwiederung finden wir unter Anderem folgende Worte: „Meine Empfindungen für Hardenberg sind in allen Zeiten, auch wo wir von einander gänzlich abwichen, immer dieselben geblieben, und es freut mich daher, daß er bei Ihnen gewiß zugleich die würdigende und schonende Behandlung erfahren wird, welche er verdient. Man kann mit Wahrheit von ihm sagen, daß, wenn man die Begebenheiten von 1810 bis 1819 wie die Entwickelung eines Drama's betrachtet, ein Dichter keinen geeigneteren Charakter hätte finden können, dieselbe für Preußen herbeizuführen, als den seinigen. Ich habe dies in der Mitte dieser Begebenheiten oft gefühlt, und in Momenten, wo er gefährlich zu leiden schien, für den Ausgang gezittert. Dagegen ist es gewiß auch wahr, daß man für sich selbst vielleicht eher auf den Antheil an diesem Drama verzichtet hätte, um in entschiedenerer Größe und Festigkeit über den Begebenheiten zu stehen." —

Humboldt kehrte in das Privatleben, in den Kreis der Seinigen, zu den Wissenschaften zurück.

Elfter Abschnitt.

W. v. Humboldt im Privatleben bis zum Tode seiner Gattin.

Humboldts politische Laufbahn war beendet. — Bei einem Manne, der gleich Ausgezeichnetes auf dem Felde der Politik wie auf dem Gebiete der Wissenschaft leistete, bedingt eine Darstellung seines Lebens das besondere Eingehen in die politische Thätigkeit; durch Humboldts Ausscheiden aus dem Ministerium ist indeß ein natürlicher Schlußstein für dieselbe gesetzt, und von jetzt ab werden wir den Privatmann Humboldt in seiner Rückkehr zur allerdings nie aufgegebenen Cultivirung der Wissenschaften und Künste zu schildern haben.

Einer von Humboldts Freunden, Friedrich von Müller, weiß mit wenigen Worten Humboldts noch übriges Leben darzustellen, wenn er seine Rückkehr in das Privatleben anführt und dann sagt: „Aber er hört darum nicht auf, vielseitig zu wirken und zu streben: alle Kraft und Anstrengung, die er so lange und so erfolgreich nach Außen gewendet hatte, concentrirt er nun auf Wissenschaft und Kunst, sein Forschungsgeist dringt in die tiefsten und zartesten Eigenthümlichkeiten der Sitten und vorzüglich der Sprachen entferntester Welttheile ein, sucht mit hellem Blick ihren Zusammen=

hang in der Culturgeschichte der Menschheit auf; er schmückt den angestammten Landsitz Tegel durch einen Verein großartiger Kunstgebilde zu einem sinnigen Tempel aus, den Freunden zum heitersten Asyl, sich selber zu geistiger Verjüngung. Dort besucht ihn unausgesetzt die Muse und bringt immer frische Kränze seinen alternden Tagen. Zufrieden und gefaßt, voll Zuversicht auf ewige Fortdauer, scheidet er sanft aus dem Kreise seiner Lieben, unvergeßlich Allen, die ihn kannten."

Und ein anderer seiner Biographen schildert bei Gelegenheit der Darstellung von anregenden und geistvollen gesellschaftlichen Zusammenkünften im Humboldt'schen Hause ihn selbst in folgenden Worten: „Und nun Humboldt selbst! Der Denker, der Gelehrte, der Staatsmann — der die meisten Länder Europa's aus eigener Anschauung kannte und den Erdkreis in seinen Studien umfaßte, der heute einem Lenker des Staates die Schätze gediegener Weisheit spendete, morgen mit einem der ersten Gelehrten die neuesten Entdeckungen der Wissenschaft, z. B. Champollion's Hieroglyphenforschungen, durchsprach, der das eine Mal die Erinnerungen der Januar-Tage auffrischte, ein anderes Mal Begegnisse und Anekdoten aus der Zeit seiner politischen Laufbahn zum Besten gab, dann wieder ein Bild der glücklichen Stunden entfaltete, die er einst in Rom und Albano verlebt hatte. Dieser Humboldt, dem jedes Mittel und jede Waffe zu Gebote stand, mit denen man Geister festhält — imponirende Würde, Fülle der Beredtsamkeit, die größte Schärfe der Satyre und Ironie; dem, als wenn er das Leben nur von der scherzhaften Seite betrachtete, eine unendliche Heiterkeit, bald in neckender Laune, bald in fröhlicher Mittheilung entströmte; der, wie er mitten im Getriebe der Politik den ideellen Trieb nicht verleugnet hatte, der in ihm wohnte, jetzt, wo Mancher ihn in minutiösen Sprachforschungen untergegangen meinte, einen Flug

des Gedankens enthüllte, der mit dem Wissen nur zugenommen hatte, und dabei eine Tiefe der Empfindung offenbar werden ließ, deren Niemand diese, wie es schien, eiskalte Seele und einen so durchdringenden Verstand fähig gehalten hätte." — — —

Wir erwähnten bereits, daß Humboldt zu den Musen mehr als in seinem ganzen vergangenen Leben zurückkehrte, dazu kam, daß ihm das Leben in seiner Familie jetzt ebenfalls mehr als früher zu Gebote stand, und so sehen wir ihn denn das glücklichste Leben theils in Berlin, theils in Tegel führen, halb den Freuden seines Familienkreises gewidmet, zur andern Hälfte den ernsthaftesten Studien zugewendet. Daß er mit denselben sich auf das Lebhafteste bei den so vortrefflichen Anstalten des höheren Wissens und höheren Lehrens betheiligte, an denen Berlin so reich ist, verstand sich von selbst. So sehen wir ihn am 29. Juni des folgenden Jahres — 1820 — in der Akademie der Wissenschaften den ersten Vortrag halten „über das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung." Im folgenden Jahre, am 12. April, hielt er einen zweiten über „die Aufgabe des Geschichtsschreibers"; in demselben Jahre gab er auch seine Schrift „Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Spaniens vermittelst der Vaskischen Sprache" heraus. Am 17. Januar des nächstfolgenden Jahres las er in der Akademie die Abhandlung über „das Entstehen der grammatischen Formen und deren Einfluß auf die Ideenentwickelung"; in den folgenden Jahren folgten unter Anderm Vorträge über eine philosophische Dichtung der Indier, wie Humboldt denn überhaupt jährlich ein oder mehrere Male wissenschaftliche Vorträge in der Akademie hielt.

Dabei machte er Reisen, lebte der höhern Gesellschaft, und wurde durch Besuche bedeutender Persönlichkeiten erfreut. Das

größte Vergnügen gewährte ihm der Besuch seines Bruders Alexander, welcher den König von Preußen auf einer Reise nach Italien begleitet hatte und im Beginn des Jahres 1823 zu einem mehrmonatlichen Aufenthalt in Berlin eintraf.

In den Jahren 1822—24 wurde Wilhelm von Humboldt insbesondere von dem Neubau des Schlosses Tegel in Anspruch genommen. Das Aeußere dieses Neubau's nicht minder wie das Innere wurden geschmückt mit der Begabung und Erfahrung des vortrefflichsten Geschmacks, welcher dem Besitzer eigenthümlich war; zahlreiche aus Rom und von anderen Reisen mitgebrachte Kunstschätze fanden hier die passendste Aufstellung und Verwendung. Er schreibt in seiner genialen Weise über das neue Schloß an Gentz: „Hier habe ich mir eine Wohnung mit Gypsen und Marmor eingerichtet, die Ihnen auch Freude machen würde. Sie haben noch das alte Haus gekannt. Jetzt wandelt man unter lauter schönen Gestalten umher, von denen besonders die in meinem Zimmer nicht an einem Ueberfluß von Toilette leiden."

Um die Mitte jener Zeit, in welcher Humboldt mit diesem Neubau beschäftigt war, traten Ereignisse ein, welche ihn aus der kaum angetretenen Zeit der Ruhe und der Muse beinahe wieder in die bewegte der politischen Betheiligung geführt hätten. Der Zufall wollte nämlich, daß innerhalb sehr kurzer Zeit drei bedeutende preußische Staatsmänner mit Tode abgingen. Der Staatskanzler Fürst Hardenberg starb zu Ende des Jahres 1822 in Genua, der Staatsminister von Voß, welcher ihn ersetzen sollte, starb am 30. Januar 1823, und ein dritter Mann endlich, welcher wohl geeignet schien, nun des Staatskanzlers Stellung zu übernehmen, der Feldmarschall Graf Kleist von Nollendorf, starb am 17. Januar.

Der König war in großer Verlegenheit, wen er nach dem so

schnell aufeinander erfolgten Tode dieser drei Männer mit der obersten Leitung der Staatsgeschäfte betrauen sollte. Der General von Witzleben brachte seiner Ueberzeugung das Opfer, mit Bestimmtheit auf W. v. Humboldt als einzigen der augenblicklichen Situation gewachsenen und passenden Staatsmann zu verweisen. Der König lehnte die mündliche Hinweisung ab, und concentrirte seine Meinung auf den Grafen Lottum — v. Witzleben unternahm es darauf, den König in einer schriftlichen detaillirten Eingabe für Humboldt zu bestimmen. Dieses Actenstück ist später veröffentlicht worden — wie es den Verfasser ehrt, zeigt es nicht minder, wie hoch Humboldt, der Staatsmann und Politiker, von seinen Zeitgenossen geschätzt und geachtet wurde. Wir wollen ein Bruchstück aus dieser Eingabe anführen; dieselbe enthält ein viel begründeteres, abgeschlosseneres Urtheil über Humboldt, als man mit Aufbieten aller Rede- und Schreibkünste herstellen könnte.

„Da des Königs Majestät", schreibt von Witzleben, „in seiner hohen Stellung so selten Meinungen unumwunden ausgesprochen hört, so halte ich mich in meinem Gewissen verpflichtet, die meinige so vorzulegen, als wenn ich sie jeden Augenblick vor dem ewigen Richter zu vertreten bereit sein müßte. Ich habe bei Gott dem Allmächtigen keinen anderen Bewegsgrund als des Königs Wohl, für das ich jeden Augenblick Blut und Leben zu lassen bereit bin. Und so spreche ich denn ohne Rückhalt aus, daß im ganzen Staate kein bekannter Mann existirt, der allen Anforderungen zu der wichtigen Stelle eines Präsidenten in dem Maße genügte, wie der Minister von Humboldt. Ich werde ihn, so weit ich ihn kenne, zu schildern suchen, keine Fehler verschweigen, aber auch die guten Eigenschaften gehörig würdigen.

Der Minister von Humboldt ist ein Mann von umfassendem Wissen, einem seltenen Scharfblick, gewiegter Geschichtskenntniß; er

befindet sich in den besten Jahren, genießt einer zwar nicht starken, aber zähen Gesundheit und ist an anhaltendes Arbeiten gewöhnt. Ihm fehlt nicht eine Art Gemüthlichkeit, die wohlthuend anzieht und eine nähere Verbindung erleichtert. Er hat große Ansichten von der Staatsverwaltung, beurtheilt die preußische ungemein richtig, und ist überhaupt eingeweiht in die höhere Politik und Regierungskunst. Er kennt die Zeit mit allen Schroffheiten und Klippen und ist dem monarchischen Princip aufrichtig und treu ergeben. Man spricht nicht vortheilhaft von seiner Sittlichkeit, doch wage ich darüber nicht zu urtheilen, weil mir all' und jeder Beweis ermangelt. Sein reiferes Alter dürfte indeß wohl das Gerücht, wenigstens jetzt, Lügen strafen. Da man von Todten nur Gutes reden soll, so schweige ich über die Anschuldigungen ähnlicher Art gegen einen verewigten Staatsmann (Hardenberg). Man sagt ferner, daß er im Auslande kein Vertrauen genieße. Dieses wird des Königs Majestät am besten beurtheilen können, indeß bemerke ich, daß bei aller Rücksicht auf die äußeren Verhältnisse doch die inneren die Hauptsache sind, zumal er mit den fremden Höfen in keine unmittelbare Berührung tritt, und der König Mißgriffe nicht zulassen wird, welche das glückliche Verhältniß stören könnten. Daß aber die inneren Verhältnisse durchaus eine kräftige Führung entschieden erheischen, hat der König selbst erkannt und ausgesprochen, und daß dies jetzt um so nöthiger ist, liegt an den sich gestaltenden äußeren Conjunkturen, aus welchen Verwicklungen und Krisen dieß uns nur hervorziehen kann.

Zweitens dürfte es wohl keineswegs unmöglich sein, daß der Minister von Humboldt sich das Vertrauen nach Außen erwürbe, wie dies auch mit dem Fürsten Metternich zum Kaiser von Rußland geschehen ist, der früher eben so gegen ihn war, als er ihm jetzt sein Zutrauen geschenkt hat. Bei der Reinheit der Gesinnung

des Kaisers ist vielleicht das Gerücht, welches in früherer Zeit des Fürsten Metternich Sittlichkeit nicht ohne Flecken ließ, ein Hauptgrund der damaligen Abneigung des Kaisers gewesen. Wenn der König neulich bemerkte, daß ein Mann, der auf den bewegten Posten gestellt werden soll, die allgemeine Opinion für sich haben müßte, so ist dies vollständig bei dem Minister von Humboldt der Fall. Es mag Minister und Beamte geben, die gegen ihn sind, weil sie die Schärfe seines Verstandes fürchten, die in Alles eindringt und keine Täuschung duldet. Im Publikum ist nur eine Stimme für ihn. Wie der Kronprinz über ihn denkt, weiß der König zum Theil selbst, zum Theil geht es aus einer Unterredung hervor, die ich vor dem Tode des Feldmarschalls Grafen Kleist mit ihm hatte. Bei dem Bedenken, welches ich äußerte, daß der Feldmarschall mir weder die Eigenschaften zu besitzen schiene, welche für die Stelle eines Präsidenten nothwendig seien, noch insbesondere der Erwartung, dem Ministerium zu imponiren, entsprechen würde, kam der Prinz nach einer kurzen Schilderung der Minister und insbesondere des Grafen Lottum in seiner eigenthümlichen Weise von selbst auf den Minister von Humboldt und sagte: „daß, wenn er unter eigener Verantwortlichkeit zu handeln hätte, er ohne Scheu den Minister von Humboldt wählen würde, ihn dem Könige vorschlagen könne er aber nicht."

Ich äußerte, daß hierin ein Widerspruch läge, da er auf der einen Seite seine vollkommene Brauchbarkeit anerkenne, auf der anderen wieder ein Bedenken dagegen zu haben scheine.

Darauf erwiderte er mir wörtlich: „Wenn der König ihn nimmt, so soll es mich herzlich freuen, denn ich erinnere mich noch mit Vergnügen des Lebens und der Thätigkeit, die im Ministerium waren, als er darin saß."

So habe ich mein Herz ausgeschüttet, und es bliebe mir nur

noch übrig, einige Worte über den Mann zu sprechen, der nach dem Minister von Humboldt der einzige im Ministerium ist, auf den sonst des Königs Wahl fallen könnte: den Grafen von Lottum. Dieser sonst mit den herrlichsten Eigenschaften ausgestattete Staatsmann hat leider nicht die Kraft des Charakters, die ein Hauptrequisit der Stelle eines Präsidenten sein muß. Zudem ist seine Gesundheit schwach, und die Verlegenheit des Königs würde um so größer sein, wenn auch er mit Tode abgehen sollte. . . . . . . Wenn Ew. Majestät das Ministerium auf die oben angegebene Weise reorganisiren und den Minister Humboldt an die Spitze setzen, so werden Sie einen Zustand herbeiführen, der Höchstihnen in dem Maße Genugthuung und Ruhe gewähren wird, als der jetzige sorgenvoll und bedenklich ist. Und so möge nun die Gnade des Himmels über Ew. Majestät wachen und Ihren Geist erleuchten, damit Sie das Rechte wählen, zum Heil Ihrer und Ihres von der Vorsehung Ihnen anvertrauten Volkes."

So rücksichtsvoll und anerkennend nun dieses Aktenstück eine Beleihung Humboldts mit der erwähnten hohen Stellung empfahl, hatte es doch keinen Erfolg — der König konnte sich nicht entschließen, einen Mann, gegen den das Ausland so viel einzuwenden haben mochte, die höchste Leitung der Staatsgeschäfte anzuvertrauen.—

Die folgenden Jahre aus Humboldts Leben sind insbesondere durch seine Betheiligung an zwei Schöpfungen bezeichnet, welche in Berlin an's Licht traten, und an deren ersterer Humboldt einen besonders lebendigen Antheil nahm. Diese eine war der 1825 gegründete Verein der Kunstfreunde. Zuerst hatten sich nur eine Anzahl Berliner Künstler und Kunstfreunde vereinigt, um mit jährlichen Beiträgen die in Rom studirenden vaterländischen Künstler zu unterstützen; bald genug indeß erweiterte sich diese Vereinigung sowohl in Bezug auf die Zahl der Theilnehmer, wie den ursprüng-

lichen Zweck, ein Direktorium und ein Künstlerausschuß leiteten den Verein, und Wilhelm von Humboldt trat an die Spitze des ersteren. Mit großem Eifer besorgte er die ihm obliegenden Angelegenheiten des Vereins, unter anderen hatte er ein oder mehrere Male im Jahre den Bericht über die Situation des Vereins den Mitgliedern abzustatten. Am 29. Januar 1826 gab er den ersten, am 23. März 1835 den letzten dieser Berichte. —

Die andere Schöpfung, welche wir zu erwähnen haben, welcher Humboldt übrigens ferner blieb, war die Gründung der Berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik. Obschon dieselben unter Hegels Auspicien erschienen, hatte man doch auch Männer von Bedeutung zur Betheiligung eingeladen, welche der Hegel'schen Philosophie fern standen, unter ihnen auch Humboldt. In einem Briefe Humboldts an Gentz vom 1. März 1828 schreibt Humboldt: „In das, was Sie von den Jahrbüchern sagen, stimme ich vollkommen überein. Es sind einige sehr lesbare Sachen, wie die Varnhagen'schen, einige gründlich wissenschaftliche, wie die Boppische, darin, allein dem Ganzen kann ich den Geschmack nicht abgewinnen. Hegel ist gewiß ein sehr tiefer und seltener Kopf, allein daß eine Philosophie dieser Art wahrhaft Wurzel schlagen sollte, kann ich mir nicht denken. Ich wenigstens habe mich, so viel ich es bis jetzt versucht, auf keine Weise damit befreunden können. Viel mag ihm die Dunkelheit des Vortrags schaden. Diese ist nicht anregend und, wie die Kantische und Fichtische, kolossal und erhaben, wie die Finsterniß des Grabes, sondern entsteht aus sichtbarer Unbehülflichkeit. Es ist, als wäre die Sprache bei dem Verfasser nicht durchgedrungen. Denn wo er auch ganz gewöhnliche Dinge behandelt, ist er nichts weniger als leicht und edel. Es mag an einem großen Mangel von Phantasie liegen. Dennoch möchte ich über die Philosophie nicht absprechen. Das Publikum scheint sich mir in Ab-

sicht Hegels in zwei Classen zu theilen; in diejenigen, die ihm unbedingt anhängen, und in die, welche ihn, wie einen schroffen Eckstein, weislich umgehen. Er gehört übrigens nicht zu den Philosophen, die ihre Wirkung blos ihren Ideen überlassen wollen, er macht Schule und macht sie mit Absicht. Auch die Jahrbücher sind daraus entstanden. Ich bin sogar darum mit Fleiß in die Gesellschaft getreten, um anzudeuten, daß man sie nicht so nehmen solle. Ich gehe übrigens mit Hegel um, und stehe äußerlich sehr gut mit ihm. Innerlich habe ich für seine Fähigkeit und sein Talent große Achtung, ohne die oben gerügten Mängel zu verkennen."

Wir wollen nicht entscheiden, inwieweit Humboldt sich in seiner äußeren Beurtheilung der Hegel'schen Philosophie geirrt hat, wir führen als hierher gehörend nur noch an, daß er der an ihn ergangenen Einladung Folge leistete und einige Arbeiten für die Berliner Jahrbücher schrieb. —

Im Jahre 1827 sollte W. v. Humboldt endlich auch einen der regsten Wünsche seines Herzens in Erfüllung gehen sehen: das enge und innige Zusammensein mit seinem Bruder Alexander, wonach er seit langer Zeit verlangt, sollte endlich möglich werden. Alexander v. Humboldt hatte sich entschlossen, seinen bisherigen Wohnort Paris mit Berlin zu vertauschen, und die beiden edlen, vortrefflichen Brüder sollten nun endlich Gelegenheit zu ungestörtem und längerem persönlichen Verkehr mit einander finden. Diese beiden großen Männer durften wohl mit gerechtfertigter stolzer Zuversicht auf sich und ihre gegenseitigen Leistungen blicken, und wir finden in Wilhelm v. Humboldts Briefen aus jener Zeit mehr als ein Zeichen der Liebe und Verehrung, welche er für die geistige Größe des jüngeren Bruders tief im Herzen trug. Alexander v. Humboldt hielt damals in Berlin jene berühmten Vorlesungen,

welche die Augen der ganzen gebildeten Welt auf sich zogen, und die Theilnahme Wilhelms war dabei die lebendigste. —

Ehe wir von dem großen Verlust erzählen, welchen Humboldt durch den Tod seiner Gattin erlitt, haben wir anzuführen, daß der Tod auch manche von seinen Freunden ereilte, welche ihm im Leben theuer waren, und denen er ein ehrendes Gedächtniß bewahrte. So starben in einem und demselben Monat eines und desselben Jahres zwei Männer, welchen Humboldt in innigster Freundschaft verbunden gewesen war: F. A. Wolf, welcher am 8. August, und der Graf Schlabrendorf, welcher am 24. August 1824 starb. —

Unter den Reisen, welche Humboldt in jenen Jahren machte, führen wir als die letzte größere nur die an, welche in das Jahr 1828 fiel. Humboldts jüngste Tochter, Gabriele, war mit einem Herrn von Bülow verheirathet, welcher später Minister des Auswärtigen war, jetzt aber den Gesandtschaftsposten in London bekleidete. Wilhelm v. Humboldt begleitete nun die Frau v. Bülow über Paris nach London, an welcher Reise auch Frau von Humboldt und die älteste unverheirathete Tochter Caroline Theil nahmen. Auf dem Rückwege von London gingen sie wiederum nach Paris, und von da nach Gastein, wo die leidende Frau v. Humboldt die Bäder gebrauchte. Im Herbst kehrte die Familie nach Tegel zurück, doch brach jetzt die Krankheit der Frau v. Humboldt mit erneuter Heftigkeit aus, während man ihre vollständige Genesung erwartet hatte. Die Krankheit nahm einen sehr schlimmen Verlauf und wurde fast ein monatelanges Sterben. Der Tod erlöste sie endlich am 26. März des folgenden Jahres, 1829, von ihren Leiden.

Wie umfangreich der Verlust seiner Gattin für Wilhelm von Humboldt sein mußte, läßt sich nur andeuten, nicht beschreiben. Sie war ihm nicht allein die treue, geliebteste Gattin und die edelste

Mutter ihrer Kinder, sie war ihm auch die Begleiterin wie auf dem Lebenswege, so auf seinen Wanderungen durch die Gebiete der Wissenschaft gewesen. Mit ihr hatte er die inneren wie äußeren Genüsse des Lebens getheilt, die ihm dadurch doppelt werthvoll geworden waren; und jetzt, als er frei von den Fesseln des Amtes und äußerlicher Thätigkeit sich mit Ruhe zu den immer geliebten Studien zurückwenden, und mit Befriedigung auf das hinter ihm liegende Leben zurückblicken konnte, da nahm ihm der Tod die treue, die so verehrte Theilnehmerin der Ereignisse, wie der Erinnerungen seines Lebens.

Wilhelm von Humboldt trauerte tief um seine hingeschiedene Gattin, und bis zu den letzten Tagen seines eigenen Lebens war die Ruhestätte derselben im Park zu Tegel der Ort, wohin er am liebsten seine Schritte wendete.

Zwölfter Abschnitt.

Wilhelm von Humboldts letzte Lebensjahre.

Vielleicht war es eine jener eben so zarten wie edelsinnigen Verfügungen, wie wir sie im Leben des Königs Friedrich Wilhelm des Dritten mehr als einmal finden, welche im Mai des Jahres 1829, also sehr kurze Zeit nach dem Tode seiner Gattin, Wilhelm von Humboldt an die Spitze der Commission stellte, der die Einrichtung des neuen Museums übertragen war. Diese Commission, welcher Humboldt präsidiren sollte, bestand aus in der künstlerischen Welt sehr bekannten und hochgeachteten Männern, nämlich dem Erbauer des Museums, Schinkel, dem Maler Wach, den Bildhauern Rauch und Tieck, dem Dr. Waagen und dem Hofrath Hirt, inmitten der Geschäfte trat noch die Betheiligung des Freiherrn von Rumohr dazu. Es konnte für Humboldt nicht leicht eine anziehendere und ihn mit Rücksicht auf den großen Kummer, welcher auf ihm lastete, angenehmer zerstreuende Wirksamkeit geben, als die ihm übertragene. Mit größtem Eifer unterzog er sich der gestellten Aufgabe, und wir finden als eine einsichtsvolle, doch wohl verdiente Anerkennung seiner Leistungen in der Vorhalle des Museums

nicht nur die Marmorbüste des Erbauers, sondern auch die Wilhelms von Humboldt aufgestellt, vom Bildhauer Tieck gearbeitet. —

Im Sommer des Jahres 1829 wie auch des folgenden, ging Humboldt zur Kräftigung seiner Gesundheit nach Gastein, die übrige Zeit verbrachte er zumeist in Tegel. Er ging jetzt oft und gern mit seinen Gedanken auf besonders wichtige Epochen seines Lebens zurück, und zumeist war es sein Aufenthalt in Jena, sein Verhältniß zu Schiller und Göthe, dessen er viel gedachte. Ein Resultat dieser lebendigen Rückerinnerung war denn unter Anderm die Herausgabe seines Briefwechsels mit Schiller. Im Mai des Jahres 1830 schrieb er die Vorerinnerung dazu, gewiß das beste Denkmal, welches er seinem großen gestorbenen Freunde setzen konnte, und noch in demselben Jahre erschien der Briefwechsel im Druck.

Etwas aus gleichem Hintergrunde Hervortretendes war seine Arbeit über den Schlußband von Göthe's italienischer Reise, welche mit der Ueberschrift „Ueber Goethe's zweiten römischen Aufenthalt vom Juni 1787 bis April 1788" in den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik erschien. Ueber diese so außerordentlich werthvolle Arbeit, welche auch in Humboldts gesammelten Schriften abgedruckt ist, hat man nur ein einstimmiges Urtheil voll der entschiedensten Anerkennung vernommen — wie bescheiden der Verfasser selbst darüber dachte, wollen wir hier erzählen. Varnhagen von Ense hatte Humboldt auf den eben erschienenen letzten Band von Goethe's italienischer Reise aufmerksam gemacht und ihn zu einer Kritik desselben in den Berliner Jahrbüchern zu veranlassen gesucht. Humboldt antwortete auf diese Aufforderung: „Es ist allerdings ein anziehender Gedanke, über Göthe's Aufenthalt in Rom zu schreiben, da der Mann und der Ort so viele Betrachtungen herbeiführen, die man leicht mit einander verbinden kann.

Ich habe aber eigentlich zwei sehr widersprechende Eigenschaften in mir, immer pünktlich Wort zu halten, und meine Freiheit doch sehr ungern gebunden zu fühlen. Darum ist es mir in der That, so sehr ich es bedauere, unmöglich, Ew. Hochwohlgeboren Güte ganz zu entsprechen, und die Recension wirklich zu übernehmen. Ich will in den nächsten zwei bis dritthalb Monaten die Sache im Auge behalten. Sollte ich Ihnen dann aber nichts zuschicken, so bitte ich Sie, mir das ausdrückliche Geständniß zu ersparen, daß ich nichts, was ich des Gegenstands würdig hielte, zu Stande gebracht habe." Indeß sollte es ihm daran nicht fehlen, und am 20. August (1830) konnte er das fertige Manuscript an Varnhagen absenden mit den liebenswürdig bescheidenen Worten: „Es thut mir überaus leid, den von mir selbst gesetzten Zeitpunkt um mehrere Wochen überschritten zu haben, und Ew. Hochwohlgeboren erst heute die Arbeit zu schicken, zu welcher Sie mich mit so vieler Güte aufgefordert haben. Ich bin Ihnen für diese Aufforderung recht aufrichtig verbunden, da mir die Arbeit sehr viel Vergnügen gemacht hat. Es bleibt mir jetzt blos zu wünschen übrig, daß sie auch Ihren Erwartungen entsprechen möge. Sollte ich zu spät kommen und die Göthe'sche Schrift anderweitig vertheilt sein, so erbitte ich mir den Aufsatz zurück. Wünschen Ew. Hochwohlgeboren Abänderungen in einzelnen Stellen, so haben Sie nur die Güte, mir dieselben anzuzeigen. Ich werde mich dann sehr gern darüber mit Ihnen besprechen." Bereits im September wurde die Arbeit gedruckt, sie fand entschiedensten Beifall, auch in Göthe's Briefwechsel aus jener Zeit finden wir mehrfach seine anerkennendsten Worte.

Das Jahr 1830 sollte für Humboldt noch in anderer Beziehung Bedeutung gewinnen, er erlebte „eine Art Restauration", wie sich Alexander von Humboldt selbst ausdrückte; er erhielt den

schwarzen Adlerorden, den höchsten Orden des preußischen Staats, und wurde auch in den Staatsrath zurückgerufen. Die königliche Cabinetsordre, vom 15. September datirt, ist für Wilhelm von Humboldt zu ehrend und anerkennend, als daß wir sie hier nicht mittheilen sollten, sie lautet: „Ich habe den Bericht vom 21. v. M., den Sie mir über die Ausführung des Ihnen ertheilten Auftrags zur Einrichtung des Museums erstattet haben, mit besonderem Interesse gelesen, und gebe Ihnen meine vollkommene Zufriedenheit über die unter Ihrer Leitung getroffenen Einrichtungen zu erkennen. Ihre Vorschläge habe ich überall sehr zweckmäßig gefunden, und den Minister der geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten veranlaßt, auf die Realisation derselben seine Aufmerksamkeit zu richten und über die Modalitäten der Ausführung bald an mich zu berichten. Zum Beweise meines fortdauernden Wohlwollens und in Anerkenntniß Ihrer früheren um den Staat erworbenen Verdienste, habe ich Ihnen Meinen schwarzen Adler-Orden verliehen, dessen Insignien Sie hierbei erhalten. Ich wünsche zugleich, daß Ihre Gesundheit es Ihnen gestatten möge, wiederum eine Wirksamkeit bei den Berathungen des Staatsraths zu übernehmen. In dieser Voraussetzung habe Ich den Staatsrath von Ihrer erneuerten Theilnahme an den Sitzungen und Arbeiten desselben in Kenntniß gesetzt."

Wie groß auch die Freude war, welche diese Anerkennung bei einem großen Theil des Publikums erregte, so war das Factum selbst doch ohne sonderliche Folgen. Während in Frankreich, Belgien, Polen, auch wohl im südlichen Deutschland die Kunst des Regierens um jene Zeit etwas schwieriger, ja zuweilen sogar auf Momente überhaupt sehr in Frage gestellt war, ging in Preußen die Verwaltung den geordnetsten Gang, der Staatsrath hatte sehr wenig nur zu thun, und folglich Wilhelm von Humboldt in seiner Eigenschaft als Mitglied dieses Staatsrathes ebensowenig.

Er lebte sich denn auch immer mehr und mehr in ein ausschließlich wissenschaftlichen Arbeiten gewidmetes Leben zu Tegel hinein, und brachte die Stunden der Erholung fast nur im Kreise seiner ihn mit liebevoller Sorgfalt umgebenden Familie zu. Seine älteste, unverheirathet gebliebene Tochter Karoline und die zweite, Adelheid, welche an den General von Hedemann verheirathet war, lebten bei ihm in Tegel, und pflegten ihn, den die Schwächen des Alters bereits lebhaft drückten, mit zärtlicher Bemühung. In den Jahren 1831—33 besuchte er das Seebad Norderney, und kehrte immer gestärkt von dort zurück. Für seinen Geist fand er zumeist Beruhigung wie Erfrischung in dem Umgang mit seinem Bruder Alexander, welcher nach der Rückkehr von seiner asiatischen Reise fast ununterbrochen mit ihm verkehren konnte. Auch die Correspondenz mit Göthe war ihm sehr angenehm und theuer, und wir haben die letzten Zeichen dieser Correspondenz vor uns, welche beweisen, wie innig das Verhältniß dieser beiden großen Männer unter einander war. Wir wollen einen Brief Wilhelms von Humboldt an Göthe, den vorletzten, welchen er an ihn geschrieben, hier mittheilen.

Wilhelm von Humboldt an Göthe.

Tegel, am 6. Januar 1832.

Es hat mich unendlich gefreut, aus Ihrem Briefe zu sehen, daß Sie gesund, heiter mit Ideen beschäftigt und rüstig zu jeder schönsten und glänzendsten Hervorbringung sind. Auch bin ich wohl und mehr als je zur Arbeit aufgelegt. Viel davon schreibe ich allerdings der Nordsee (denn für die baltische Schwester habe ich nur geringen Respekt) zu. Indeß ist es mir auch, als wäre ich mehr als je bisher der Fall war, auf den Punkt gekommen, auf dem sich alle meine früheren Arbeiten und Studien in Eins

zusammenziehen. Ich sehe dies als eine Mahnung an, der Dauer der Folgezeit nicht zu viel zu vertrauen, sondern die Gegenwart zu benutzen, um das, was ich wohl fühle, was aber noch unentwickelt und zum Theil unerwiesen in mir liegt, dargestellt und ausgeführt, zugleich mit mir davon zu tragen und hinter mir zurückzulassen. Denn beides verbindet sich immer in meiner Vorstellung. Man besitzt in Ideen nur ganz, was man, außer sich dargestellt, in Andere übergehen lassen kann, und wie dunkel auch alles Jenseitige ist, so kann ich es nicht für gleichgiltig halten, ob man vor dem Dahingehen zur wahren Klarheit des im langen Leben in Ideen Erstrebten gelangt oder nicht. So weit kann sich die Individualität nicht verlieren, und da es in der Welt einmal zwei Richtungen giebt, die, wie Aufzug und Einschlag, das geschichtliche Gewebe bilden, das immer abbrechende Leben der Individuen und ihre Entwicklung und die Kette des durch ihre Hülfe vom Schicksal zusammenhängend Bewirkten, so kann ich mir einmal nicht helfen, das Individuelle für die Hauptsache anzusehen, von welcher der Weltgang eine gewissermaßen nothwendige Folge ist.

Die Klarheit vor mir selbst bleibt mir daher, wenn ich nicht glaube, viel zu versäumen zu haben, das dringendste Motiv zur unausgesetzten Arbeit, und ich fühle mich glücklich, daß diese sich jetzt in mir in festern Richtungen bewegt. —

Ein letzter Brief Humboldts an Göthe, welcher am Tage von Göthe's Bestattung, am 26. März, in Weimar eintraf, ist uns seinem Inhalte nach nicht bekannt geworden.

Humboldt war durch den Tod dieses großen Freundes tief erschüttert, und ergriff nicht lange nachher, am ersten Mai, bei Erstattung des Jahresberichtes in dem Kunstverein, Gelegenheit, dem Gestorbenen ein Wort der Erinnerung nachzurufen. Aus dieser Rede, der letzten, welche ein öffentliches Auftreten Humboldts be-

zeichnete, wollen wir Einiges hier anführen. Er knüpfte dabei an einen noch in demselben Jahre von Göthe bei dem Kunstverein eingelaufenen Brief an, in dem mehrere Mittheilungen an denselben in Aussicht gestellt waren, und fuhr dann fort: „Es ist unendlich beklagenswerth, daß wir auf die Belehrung Verzicht leisten müssen, die uns der Verewigte in diesen Zeilen zusagt. Dies Versprechen aber selbst beweist, wie sehr er bis zu den letzten Tagen seines Lebens damit beschäftigt war, jedem Kunstbestreben die fördernde Richtung zu geben. Dies Bemühen, auf die Geistesthätigkeit seiner Zeitgenossen einzuwirken, war ihm besonders eigenthümlich, ja man kann mit gleicher Wahrheit hinzusetzen, daß er ohne alle Absicht, gleichsam unbewußt, blos durch sein Dasein und sein Wirken in sich den mächtigen Einfluß darauf ausübte, der ihn vorzugsweise auszeichnet. Es ist dies noch geschieden von seinem geistigen Schaffen als Denker und Dichter, es liegt in seiner großen und einzigen Persönlichkeit. Dies fühlen wir an dem Schmerze selbst, den wir um ihn empfinden. Wir betrauern in ihm nicht blos den Schöpfer so vieler Meisterwerke jeder Gattung, nicht blos den innern theilnehmenden Beförderer jedes auf Geistesbildung gerichteten Bestrebens. Es ist uns neben und außer diesem allem, als wäre uns bloß dadurch, daß er nicht mehr unter uns weilt, etwas in unsern innersten Gedanken und Empfindungen und gerade in ihrer erhebendsten Verknüpfung genommen. Indem wir aber dies schmerzlich empfinden, belebt uns zugleich wieder die Ueberzeugung, daß er in seine Zeit und Nation Keime gelegt hat, die sich den künftigen Geschlechtern mittheilen und sich lange noch fortentwickeln werden, wenn auch schon die Sprache seiner Schriften zu veralten beginnen sollte.

Es giebt in jeder, zu einem höhern Grade der Bildung gelangten Nation ein Gemeinsames der Ideen und Empfindungen,

das sie, wie ein geistiges Element, in welchem sie sich bewegt, umgiebt. Es beruht dies nicht auf einzelnen festen und bestimmten Ansichten, es liegt vielmehr in der Richtung aller, in der Form, von der in jeder Art der Seelenthätigkeit Maß und Weile, Ruhe und Lebendigkeit, Gleichgewicht und Uebereinstimmung abhängt, und es wirkt auf diese Weise zuletzt, durch die dadurch bedingte Anknüpfung des Sinnlichen an das Unsinnliche, auf die ganze Anschauung der äußern und innern Welt. Auf diesen Punkt hin war Göthe's Individualität zu wirken vorzugsweise bestimmt. In dies geheimnißvolle Innere, wo Ein geistiges Streben eine ganze Nation beseelt, drang er durch die Macht seiner Dichtung und die Sprache, welche allein in ihm die Möglichkeit des Ausdrucks seiner Eigenthümlichkeit verstattet, die er aber wieder so kräftig und seelenvoll gestaltete. So drückte er, in einer Periode der Literatur anfangend, wo derselbe wenig klar und entschieden dastand, dem deutschen wissenschaftlichen und künstlerischen Geiste, durch die lange Dauer seines Lebens fortwirkend, ein neues, ewig an ihn erinnerndes Gepräge auf. Die immer heitere Besonnenheit, die lichtvolle Klarheit, die lebendig anschauliche und immer von Kunstform oder einer noch tiefer geschöpften Gestaltung beherrschte Naturauffassung, die große Freiwilligkeit des Genies, alle diese Göthe so vorzugsweise auszeichnenden Eigenschaften führten ihm die Gemüther, wie von selbst, bildsam zu. Es hat in Niemandem je eine gerechtere, mehr durch die innerste Eigenthümlichkeit begründete Scheu vor allem Verworrenen, Abstrusen, mystisch Verhüllten gegeben, als in ihm. Dies zusammen genommen machte seinen Einfluß so allgemein, so leicht und so tief. Was sich so heiter und lichtvoll darstellte, was der Quelle, aus der es entsprang, so ohne Mühe und Anstrengung entfloß, wurde eben so aufgenommen und festgehalten, und wurzelte zu weiterer Entwicklung.

Da Göthe die Natur immer zugleich in der Einheit ihres Organismus und in der vollen Entfaltung ihrer gestaltenreichen Mannigfaltigkeit auffaßte, so konnte die Gedanken- und Sinnenwelt nie einen schroffen Gegensatz in ihm bilden. Die Wirklichkeit gab in ihm ihre Gestalt nur auf, um eine neue aus der Hand der schaffenden Phantasie zu empfangen. Dadurch, um diese Betrachtungen auf eine Weise zu schließen, die uns zu unserm Gegenstande zurückführt, wurde er vorzüglich der Kunst so wohlthätig. Er war mit ihr durch alle Anlagen seines Geistes verwandt, und hatte sich von allen Seiten mit ihr durch Anschauung, Sammeln und Ueben befreundet, jener oben erwähnte allgemeine Kunstsinn war in ihm tiefer als in irgend sonst Jemand begründet. Er leistete unendlich viel unmittelbar für die Kunst durch Belehrung, Ermunterung und Förderung jeder Art, aber alles dies wurde durch das überwogen, was sie ihm mittelbar verdankte. Er bereitete durch das stille Wirken seines ihr geweihten und von ihr durchdrungenen Wesens ein langes Leben hindurch ihr den Boden in den Gemüthern seiner Zeitgenossen zu, weckte den schlummernden Funken der Liebe zu ihr, richtete aber die Neigung und die Forderung nur auf das Streben, was, gleich entfernt vom Zwange einengender Regeln und von phantastischer Willkürlichkeit, dem freien, aber durch innere Gesetze geleiteten Gange der Natur folgt." —

Mit solchen Worten ehrte Humboldt den vor ihm dahingeschiedenen Freund. Noch mehrere seiner vortrefflichsten und bedeutendsten Freunde sah er in jener Zeit aus dem Leben gerufen werden, wie Niebuhr, Stein, Gentz und Andere mehr. — —

Die letzten Jahre seines Lebens widmete Humboldt, soweit es ihm irgend gestattet war, der Vollendung seines großen Sprachwerks, des bedeutendsten Erbtheils, was er uns hinterlassen hat. Es erschien dies Werk in drei Bänden während der Jahre 1836,

1838 und 1839 unter dem Titel: „Ueber die Kawi-Sprache auf der Insel Java, nebst einer Einleitung über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts." Die gelehrte Welt schätzt dieses Werk als eines der großartigsten Erzeugnisse des menschlichen Geistes nach dieser Richtung hin — wir würden den Raum unseres Buches zu sehr überschreiten, wollten wir speciell auf dieses Werk eingehen, zumal ein Kreis derer, welche ein großes Interesse daran zu nehmen haben, doch immer ein beschränkter bleiben muß. Wir begnügen uns also mit der allgemeinen Hinweisung auf dasselbe, und führen Humboldts Biographie weiter fort.

Die Schwäche des Alters stellte sich auch bei ihm ein, obschon sein Geist davon beinahe unberührt blieb, wollten doch Auge und Hand nicht mehr mit gleicher Festigkeit ihre Dienste leisten. Am 5. Februar seines Todesjahres — 1835 — schrieb er noch: „Ich bin kein Leidender, sondern führe vielmehr mit meinen Kindern und einsam zwischen Arbeiten und Träumen, in Erinnerungen der Vergangenheit und heiterm Denken an die Zukunft, ein stillglückliches Leben." Der Kreis seiner Kinder war durch seine jüngste Tochter, welche an den Herrn von Bülow verheirathet war, zu seiner Freude wieder vermehrt worden. Einige Wochen nach dem Datum obigen Briefes, am 23. Februar, dem Geburtstag seiner verstorbenen Gattin, hatte er sich bei einem Besuch, den er ihrer Ruhestätte machte, eine heftige Erkältung zugezogen; von da ab hörte der krankhafte Zustand nicht mehr auf, und am 27. März trat eine Art Ohnmacht ein, welche sich in den folgenden Tagen mehrere Male wiederholte. Die geschicktesten Aerzte Berlins, Dieffenbach und Rust, behandelten ihn, ohne ihn jedoch retten zu können. Am 1. April nahm er von seinen Kindern, seinem Bruder Alexander und seinen Schwiegersöhnen Abschied. Mit der edelsten

Ruhe und Klarheit sprach er zu ihnen: „Weinet nicht, gedenket meiner immer in Heiterkeit, und nur so. Ich habe viel Glückliches und Freudiges erlebt."

Die folgenden Tage wurde das Fieber heftiger, er verfiel in Phantasien, in denen er griechische und deutsche Verse vor sich hin sprach, und die ihn Umgebenden nicht immer erkannte. Am 8. April schien eine Besserung eintreten zu wollen, er ließ sich, wie schon früher, das Bild seiner Gattin reichen und unterhielt sich mit seinen Töchtern, doch war diese Besserung nur eine scheinbare. Er gab das Bild wieder weg mit den Worten: „Nun adieu — hängt sie wieder weg!" verfiel in einen tiefen Schlaf, aus dem er nicht wieder erwachte, und gegen 6 Uhr Abends, mit der untergehenden Sonne, schied seine Seele aus dem Leben. —

Der Schmerz um diesen Verlust war allgemein. Der edle Bruder des Todten, Alexander von Humboldt, hatte Tag für Tag das Lager des geliebten Kranken besucht, wir haben ein Paar Briefe, von ihm kurz vor und gleich nach dem Tode Wilhelms von Humboldt geschrieben, welche Zeugniß von dem tiefen Schmerze des großen Mannes gaben, den einen an Varnhagen, den andern an Arago — wir theilen sie beide mit.

An Varnhagen:

Berlin, Sonntag 6 Uhr früh, den 5. April 1835.

Sie, mein theurer Varnhagen, der Sie den Schmerz nicht fürchten, und ihm sinnig in die Tiefe der Gefühle nachspüren, Sie müssen in dieser trauervollen Zeit einige Worte der Liebe, die Ihnen beide Brüder zollen, empfangen. Die Erlösung ist noch nicht erfolgt. Ich verließ ihn gestern Abend 11 Uhr, und eile wieder hin. Der gestrige Tag war weniger erschütternd. Ein halb soporöser Zustand, viel, nicht sehr unruhiger Schlaf, und bei jedem

Erwachen Worte der Liebe, des Trostes, immer noch die Klarheit des großen Geistes, der alles faßt und sondert, seinem Zustande nachspürt. Die Stimme war sehr schwach, rauh und kindlich fein, daher man ihm noch Blutigel auf den Kehlkopf setzte. Völlige Besinnung!! „Denkt recht oft an mich," sagte er vorgestern, „doch ja mit Heiterkeit. Ich war sehr glücklich; auch heute war ein schöner Tag für mich! denn die Liebe ist das Höchste. Bald werde ich bei der Mutter sein, Einsicht haben in eine höhere Vollendung." . . . . . . Mir bleibt keine Spur von Hoffnung. Ich glaubte nicht, daß meine alten Augen so viel Thränen hätten. Es dauert acht Tage. — —

Und an Arago am 10. April:

J'ai eu le malheur de perdre mon frère avant-hier soir. Je suis dans le plus profond abattement. Dans les plus grandes douleurs on pense à ceux qui nous sont le plus chers; je me sens un peu soulagé en vous écrivant. . . . . Nous l'avons vu mourant pendant dix jours. Sa faiblesse avait cruellement augmenté depuis plusieurs semaines: un tremblement continuel s'était manifesté dans les membres; mais la pensée avait conservé toute son énergie. Il travaillait sans cesse: il laisse deux ouvrages à peu près achevés: l'un sur les langues de l'archipel indien, dérivant du sanscrit; l'autre sur l'origine et la philosophie des langues en général. Ces ouvrages seront publiés. Mon frère a légué ses manuscrits, des travaux commencés, la précieuse collection de ses livres à la bibliothéque publique. Il est mort d'une inflammation de poitrine, épiant avec une douloureuse sagacité les progrès du mal. C'était une haute intelligence et une âme pleine d'élévation et de noblesse. Je reste bien isolé . . . . .

Wir glauben einer Anzahl unserer Leser eine Gefälligkeit zu erzeigen, wenn wir dieses edelmüthige Denkmal brüderlicher Liebe

hier in folgenden Worten deutsch wiedergeben: „Ich habe das Unglück gehabt, vorgestern Abend meinen Bruder zu verlieren — ich bin in tiefster Trauer. Wenn wir den größten Schmerz empfinden, erinnern wir uns an diejenigen, welche uns die Theuersten sind, und ich fühle mich ein wenig erleichtert, indem ich an Sie schreibe . . . . . . Wir haben ihn zehn Tage lang sterben sehen. Seine Schwäche hatte seit mehreren Wochen gefährlich zugenommen, ein fortwährendes Zittern hatte sich in den Gliedern gezeigt, aber der Geist hatte seine ganze Energie bewahrt. Er arbeitete ununterbrochen, und hinterläßt zwei beinahe vollendete Werke, das eine über die Sprachen des indischen Archipelagus, die vom Sanscrit abstammen, das andere über den Ursprung und die Philosophie der Sprachen im Allgemeinen. Diese Werke werden veröffentlicht werden. Mein Bruder hat seine Manuscripte, begonnenen Arbeiten und seine werthvolle Büchersammlung der öffentlichen Bibliothek vermacht. Er ist an einer Brustentzündung gestorben, wobei er mit schmerzlicher Beharrlichkeit die Fortschritte der Krankheit fortwährend beobachtete. Er hatte eine hohe Intelligenz und eine Seele voll erhabener Anschauungen und Adel. Ich bin recht allein u. s. w." — —

Wilhelm von Humboldt wurde am 12. April unter der Theilnahme einer großen den höchsten und niederen Ständen angehörenden Begleitung im Schloßgarten von Tegel neben seiner Gattin bestattet. —

Dreizehnter Abschnitt.

Wilhelm von Humboldts Schriften. — Bruchstücke aus seinem Briefwechsel mit einer Freundin.

Wir wollen am Schluß unseres Buches der literarischen Thätigkeit Humboldts noch einmal in zusammenfassender Weise gedenken.

Der Lieblingswunsch Wilhelms v. Humboldt, daß sein Bruder Alexander die Herausgabe seines literarischen Nachlasses besorgen möge, ist in Erfüllung gegangen. Alexander v. Humboldt hat sich unter Beihülfe des Dr. Brandes dieser Herausgabe unterzogen, und so sind denn von „W. v. Humboldts gesammelten Werken" bereits 6 Bände in den Jahren 1841—48 erschienen, ohne daß die Sammlung indeß damit beendigt ist. Der fünfte Band enthält W. v. Humboldts Portrait.

Wir haben den Inhalt dieser Humboldt'schen Werke im Verlauf unserer Darstellung zumeist schon erwähnt; wir wollen hier noch die Anführung eines Theiles desselben nachtragen, welcher sich auf diese Bände vertheilt: es ist dies eine große Anzahl Sonette, die der Herausgeber aus dem großen Schatz solcher Dichtungen auswählte, welche sich im Nachlaß Wilhelms von Humboldt vor-

fanden. Die Zahl dieser von ihm gedichteten Sonette soll sich auf zwölfhundert belaufen — die bis jetzt mitgetheilten geben wesentliche Hülfsmittel an die Hand, den Verfasser richtig zu beurtheilen und ihn namentlich an seinem Gemüth zu erkennen. Wir haben nur wenige Verse von Wilhelm v. Humboldt mittheilen können, denn er ist kein Dichter in gebundener Rede, und auch diese Sonette, welche sich bis jetzt in den gesammelten Werken finden, sind nicht etwa ausgezeichnet durch Schönheit der Form — der werthvolle Inhalt ist es, welcher den Leser besonders anzieht. Wir wollen aus der großen Zahl nur ein einziges, aus dem vierten Bande der gesammelten Werke, anführen, das folgende:

Nach nichts mehr von der Welt geht mein Verlangen,
Nur nach dem Ausgang meine Augen sehen.
Mir süßer ist's, wenn Weste linder wehen,
Doch macht auch Sturmes Toben mich nicht bangen.

Wie sonst wohl sehe die Natur ich prangen,
Um meiner Freuden höchste ist's geschehen,
Doch mir im Geist Gestalten auferstehen,
Die lieblich sich um meine Jugend schlangen.

Noch in dem letzten Augenblicke sollen
Sie mich in heitrer Anmuth süß umgeben;
Daß beide Leben sanft zusammenschweben,

Muß man der Erde treue Liebe zollen,
Und muthvoll Geist und Blick erheben,
Der Ewigkeit Erwartung aufzurollen. —

Daß das große Sprachwerk ebenfalls von Alexander v. Humboldt herausgegeben wurde, haben wir schon oben erwähnt. Außer diesem großen Werk hat W. v. Humboldt noch eine Anzahl kleinerer in das Gebiet der Sprachwissenschaften gehörender Werke geschrieben, deren wir auch bereits zum Theil erwähnt haben. — Einige

von diesen kleineren Schriften wurden von dem Verfasser zumeist in der Akademie der Wissenschaften vorgelesen. —

Von allgemeinerem Interesse unter Humboldts Werken sind die gleichfalls schon erwähnten Abhandlungen „Ueber die Aufgabe des Geschichtschreibers," „Ueber Göthes zweiten römischen Aufenthalt," und dann insbesondere die Einleitung in seinen Briefwechsel mit Schiller. —

Zuletzt endlich haben wir ein aus Briefen von W. v. Humboldt an eine Dame entstandenes Werk zu erwähnen, welches in letzterer Zeit erschienen ist, und eine Anerkennung gefunden hat, wie wenig andere Bücher in neuerer Zeit, es sind das die „Briefe von Wilhelm v. Humboldt an eine Freundin," welche, im Verlage der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig, bereits in fünfter Auflage vor uns liegen.

Diese Briefe sind „an eine vom Glück vergessene Freundin geschrieben, für sie gedacht und empfunden, dieser sollten sie segensvoll werden." . . . . . . „Sie zeigen, wie ein großer Mann Theilnahme und Freundschaft auszusprechen und zu beweisen, wie er verschiedene Empfindungen zu sondern und in eine Harmonie zu bringen, und wie er zu überzeugen weiß, oft selbst mit rührender Bescheidenheit."

Ueber das Entstehen dieser Briefe theilen wir aus der Einleitung folgendes mit den Worten der „Freundin" mit.

„Wir lernten uns in früher Jugend im Jahre 1788 in Pyrmont kennen, wohin Herr v. Humboldt, der in Göttingen studirte, von dort kam, und wohin ich, nur wenige Jahre jünger, meinen Vater begleitete, der alljährlich ein Bad besuchte. Wir wohnten in Einem Hause, waren Tischnachbarn an der Wirthstafel und lebten in Gesellschaft meines Vaters drei glückliche Jugendtage von früh bis spät als unzertrennliche Spaziergänger in Pyrmonts Alleen

und reizenden Thälern. Wir hatten uns so viel zu sagen! so viele Ansichten und Meinungen mitzutheilen! so viele Ideen auszutauschen! wir wurden nicht fertig. Wie leise diese oder jene Saite angeschlagen wurde, sie fand den tiefsten Anklang.

Es war die letzte Epoche einer schönen, blüthen- und hoffnungsreichen, poetischen Zeit, worin ein Theil der Jugend ideal und begeistert lebte, während der andere, wie heute im Realismus prosaisch fortschritt. Wir gehörten Beide zu dem ersten. Und es herrschte damals noch die schöne Ruhe vor dem nahen Sturme, der bald furchtbar ausbrach.

Wenn die Jugend auch den klaren Begriff der Größe noch nicht hat, so ahnet und empfindet sie doch solche. Wilhelm von Humboldts Charakter war schon im Jünglinge derselbe, wie er sich später und bis an das Ende seines Lebens aussprach. Schon 1788 lebte er in hohen und klaren Ideen, schon damals war die einzig heitere Ruhe über sein ganzes Wesen ausgegossen, die im Umgang höchst wohlthätig ergriff und sich jeder Unterhaltung ebenso mittheilte. Jedes Wort war überzeugend und beleuchtete hell den Gegenstand, worüber er sprach.

Herr v. Humboldt reiste nach drei Tagen ab. Wir blieben länger. Mir blieb die Erinnerung von drei glückseligen Jugendtagen, die ein gewöhnliches, alltägliches langes Leben an Gehalt aufwiegen. Das Andenken derselben hat mich durch mein ganzes Leben begleitet. Mein neuer junger Freund hatte auf mich einen tiefen, nie vorher gekannten, nie in mir erloschenen Eindruck gemacht, der gesondert von andern Empfindungen, in sich geheiligt, wie ein geheimnißvoller Faden durch alle folgenden Verhältnisse meines Lebens ungesehen lief, und fest in mir verborgen blieb, den ich immer gesegnet und als eine gütige Fügung der Vorsehung angesehen habe. Es knüpften sich an diese Erinnerungen, so wenig

als an die drei Tage selbst, weder Wünsche, noch Hoffnungen, noch Unruhe. Ich fühlte mich unendlich bereichert im Innern, und meine Seele war mehr noch als vorher auf's Ernste gerichtet. Manches, was wir besprochen hatten, beschäftigte mich noch lange, und „das Gefühl für's Wahre, Gute und Schöne“ wurde klarer und stärker in mir.“

So weit die „Freundin.“ Wir fügen hinzu, daß sie in diesem Zusammentreffen mit Wilhelm von Humboldt vom Jahre 1788 Veranlassung nahm, sich im Jahre 1814, als er beim Wiener Congreß war, mit einer auf bestimmte Geldverhältnisse sich beziehenden Bitte an ihn zu wenden. Die Dame hatte nämlich im Jahre 1806 einen bedeutenden Theil ihres Vermögens dem Herzogthum Braunschweig geliehen, ihre spätern Bemühungen dieses Darlehn zurückzuerhalten, waren resultatlos, sie wandte sich an W. v. Humboldt um Rath, und von da ab begannen diese Briefe Humboldts, welche bis wenige Tage vor seinem Tode von ihm fortgesetzt wurden. Es sind mehr als hundertfünfzig Briefe, zum Theil von hohem Werth; sie gehen zuweilen von persönlichen Situationen der „Freundin“ aus, eben so auch sind es Antworten auf gestellte Fragen, fast immer indeß sind es geistvolle Darstellungen, auch Erläuterungen bedeutender Erscheinungen und Fragen des Lebens. Wir wissen nicht, was wir in diesen Briefen mehr bewundern sollen: die hohe geistige Klarheit des Verstandes, mit welcher die schwierigsten Fragen behandelt werden, die liebenswürdige, ebenso edle wie freilich an sich herausgegebene, zuweilen sogar naive Theilnahme oder, um auch das zu erwähnen, die vortreffliche Form, in welcher diese Briefe geschrieben sind.

Wir empfehlen sie hiermit Jedermann als eine geistvolle Lectüre — vielleicht erwecken die nachstehend angegebenen Auszüge aus

den Briefen bei diesem und jenem unserer Leser das Verlangen, sie ganz zu besitzen und kennen zu lernen. Hier folgen die Auszüge.

Aus dem zweiten Briefe des ersten Bandes:

— Es ist ein wunderbares Verhältniß unter uns. Zwei Menschen, die sich vor langen Jahren drei Tage sahen und schwerlich wiedersehen werden! Aber es giebt in dieser Art der reinen und tiefen Freuden so wenige, daß ich mich schämen würde, geizig mit dem Geständniß zu sein, daß Ihr Bild von damals her, mit allen Gefühlen meiner Jugend, jener Zeit, und selbst eines schöneren und einfacheren Zustandes Deutschlands und der Welt, als der jetzige ist, innig in mir zusammenhängt. Ich habe überdieß eine große Liebe für die Vergangenheit. Nur was sie gewährt, ist ewig und unveränderlich, wie der Tod, und zugleich, wie das Leben, warm und beglückend.

Aus dem sechsten Briefe:

— Wie dem sei, so drängt es mich, Ihnen zu sagen, daß ich sehr nach einem Briefe verlange, und die, welche ich habe, oft wieder durchgelesen habe, und immer in dankbarer Erinnerung an Ihre mir so wunderbar erhaltenen Gesinnungen. Man könnte das wohl Eitelkeit nennen, könnte es wohl nur dem Gefühl, sich geschmeichelt und gehuldigt zu haben, zuschreiben, wenn man sich durch die Bewahrung dieser Empfindungen beglückt fühlt. Allein es wäre das doch ein zu harter Ausspruch, und gegen mich wirklich ein ungerechter, da Eitelkeit mir nie eigen war. Schwerlich hat Jemand je sich selbst so unpartheiisch beurtheilt, und so wenig schonend behandelt, schwerlich je einer so kalt und richtig erkannt, was an den Lobsprüchen Anderer abzuschneiden und an dem, worüber sie schweigen, zu tadeln war. Und einem gewissen Mißtrauen in meine Kräfte und die mir hier und da beigelegten Vorzüge verdanke ich sogar die vorzüglichsten der Erfolge, die ich in

Privat- und öffentlichen Verhältnissen gehabt habe. Allein ich gestehe gern, daß ich immer einen vorzüglichen Werth darauf gelegt habe, die innere Stimmung zu besitzen und zu bewahren, die auf ein weibliches Gemüth Eindruck zu machen fähig ist. Ich würde nicht so thöricht sein, mir einzubilden, daß sie mir noch jetzt eigen sein könnte. Wenn man nun aber auf eine so wahre, natürliche, so eingreifende Weise, als sich in Ihren Briefen ausspricht, überzeugt wird, daß man jenen Eindruck tief und dauernd erregt hat, so liegt darin ein doppeltes, die Empfindung süß erhebendes Gefühl, das des Selbstbewußtseins, und das des edeln, tiefen Gemüths, welches diese Empfindungen zart zu sondern und fest aufzubewahren verstand.

Aus dem achten Briefe:

— Es verlängert und erweitert gewissermaßen das Leben, wenn man so individuelle Schilderungen einer Zeit vor sich hat, die man an ganz andern Orten und in ganz andern Verhältnissen erlebte, und es giebt doch in der Welt nichts Interessanteres für den Menschen, als wieder der Mensch. Man kann eigentlich nie genug sehen und nie genug hören. Es entstehen selbst durch jedes neue Gesicht, möchte ich sagen, neue Ideen. Erhält man nun aber gar bestimmte, in's Detail gehende Schilderungen, so sind es nun Figuren, die sich vor der Seele bewegen, und mit denen man eben so lebt, wie in der Wirklichkeit. Dieser Hang, sich eigentlich an Menschengestalten zu ergötzen, in ihnen wie unter Anwesenden zu leben, verträgt sich doch sehr gut mit dem entschiedensten Hange zur Einsamkeit. Sobald man mit Menschen umgehen muß, oder noch mehr, sobald man recht gern mit ihnen umgeht, befindet man sich selbst zu sehr in Thätigkeit, will sich auch wohl selbst geltend machen, und wird von blos reiner Beschauung abgezogen. Lebt man aber mit dem Hange zur Einsamkeit unter Menschen, was

man von Zeit zu Zeit nicht vermeiden kann, so gehen sie mehr wie Figuren der Beschauung vor einem vorüber, man richtet seine Aufmerksamkeit ganz auf sie und nicht auf sich selbst. Wie man auf sie wirkt, wie man ihnen gefällt, bleibt einem sehr gleichgiltig, wenn man sie nur in ihrer eigentlichen Natur sieht. Kehrt man dann in die wirkliche Einsamkeit zurück, so hat man viele Bilder um sich, und wenn man zu innerer Geistesbeschäftigung geneigt ist, und aufgelegt, so entstehen aus den wirklichen Menschen identische in der Phantasie, denen die wirklichen nur in den äußern Umrissen zu Grunde liegen. Alle moralischen Fragen, alle tiefern Betrachtungen über Leben und Zweck des Lebens, über Glück und Vollkommenheit, über Dasein und Zukunft gewinnen ein reicheres Interesse, erlauben mannichfaltigere Anwendungen, wenn man sie gleichsam an so vielen Menschengestalten einzeln prüfen kann. Denn in jedem, auch selbst unbedeutenden Menschen liegt im Grunde ein tieferer und edlerer, wenn er in sich gut ist, verborgen. Man darf sich nur gewöhnen, die Menschen so zu studiren, und man kommt unvermerkt aus einem anscheinend alltäglichen Leben in eine ungleich höhere und tiefere Ansicht der Menschheit überhaupt. Es ist ja eigentlich das, worin das Gepräge jedes größeren Dichters liegt, diese Ansicht überall, und da er nur frei schaffen kann, ganz rein zu geben, oder vielmehr sie mitten aus aneinander gereiheten, oft zufällig scheinenden Begebenheiten hervortreten zu lassen. Die Geschichte hat etwas Aehnliches. Das menschliche Wesen tritt auch schon reiner und größer in ihr hervor, als in tausendfältigen kleinen Umgebungen der Gegenwart. Einen interessanten Charakter mehr im Bilde zu besitzen, ist ein eigentlicher Lebensgewinn, und mit dem Einzelnen verbinden sich nur bisweilen die von Ständen, Zeiten, Gegenden. So habe ich immer eine entschiedene Neigung zu den Landpredigern gehabt, und eine Art romantische für ihre Töchter.

Aus dem neunten Briefe:

— Sie wundern sich, daß eine Liebe zur Beschäftigung mit Empfindungen, eine Milde und Zartheit in denselben, ein Eingehen in fremde Gemüthsstimmungen, mir unter vielen und abziehenden Geschäften geblieben ist. Das kommt doch nur daher, daß jenes eigentlich die natürliche Beschaffenheit meines Gemüths ist, und daß es mir immer eigen gewesen ist, gegen das innere und eigentliche Sein, die Geschäfte nur wie eine Art Nebensache zu behandeln, immer ihrer mächtig zu bleiben, statt mich von ihnen beherrschen zu lassen. Man macht sich darum und auf diese Weise nur besser. Und das, was den Menschen als Mensch berührt, die Gefühle, die ihn erfüllen, die sich in ihm drängen und stoßen, haben immer einen hauptsächlichen Reiz für mich gehabt. Ich habe zuerst damit angefangen, mich selbst zu kennen und mich selbst zu beherrschen, und kein Mensch kann sich klarer durchschauen, keiner sich mehr in seiner Gewalt haben, als ich. Ich habe dabei immer nach zwei Dingen gestrebt: mich empfänglich zu halten für jede Freude des Lebens, und dennoch durchaus in allem, was ich mir nicht selbst geben kann, unabhängig zu bleiben, niemandes zu bedürfen, auch nicht der Begünstigungen des Schicksals, sondern auf mir allein zu stehen, und mein Glück in mir und durch mich zu bauen. Beides habe ich im hohen Grade erreicht. Ueber keine Freude und keinen Genuß des Lebens bin ich hinweg, wie es die Leute nennen. — Die Fähigkeit, sich einem fremden Willen, blos weil es ein solcher Wille ist, auch geradezu gegen die Neigung zu unterwerfen, als muß sich zu unterwerfen, diese Fähigkeit bedarf jeder, auch der Mann, und ich würde mich sehr tadeln, wenn ich nicht wüßte, daß ich sie hätte. Sie macht überdieß das Gemüth milder, weicher, und, so sonderbar es scheint, zugleich stärker, selbstständiger und der Freiheit würdiger.

— Ohne Kampf und Entbehrung ist kein Menschenleben, auch

das glücklichste nicht, denn gerade das wahre Glück bauet sich jeder nur dadurch, daß er sich durch seine Gefühle unabhängig vom Schicksale macht.

Aus dem zehnten Briefe:

— Frauen sind darin glücklicher und unglücklicher, als Männer, daß ihre meisten Arbeiten von der Art sind, daß sie während derselben meist an ganz etwas Anderes denken können. Ich würde es ein Glück nennen. Denn man kann ein ganz inneres Leben fast den ganzen Tag fortführen, ohne in seinen Arbeiten oder in seinem Berufe dabei zu verlieren oder gestört zu werden. Es ist das auch wohl ein Hauptgrund, warum wenigstens viele Frauen die Männer in allem übertreffen, was zur tiefern und feinern Kenntniß seiner selbst und Anderer führt. Allein wenn jene innern Gedanken nicht beglückend, oder wenn sie wenigstens das nicht rein und unvermischt sind, sondern niederschlagend und beunruhigend dabei, so ist allerdings die Gefahr größer, welche die innere Ruhe bedroht; da Männer in ihren Geschäften selbst, auch wider ihren Willen, Zerstreuung und Abziehung von einem das Innere einnehmenden Gedanken finden.

— Die Abgeschiedenheit spannt alle Vermögen eines weiblichen, in sich zarten und tiefen Gemüths höher, läutert die Seele und zieht sie ab von den kleinlichen, zerstreuenden Rücksichten, worin Frauen leichter verfallen als Männer. Auch giebt eine Frau, die die Einsamkeit liebt und in ihr lebt, gleich den Begriff, daß sie keine Freude sucht, als die sie aus der Tiefe ihres eigenen Innern schöpft, und das ist das Haupterforderniß, um einem selbst tiefer und besser fühlenden Mann zu gefallen, und ein bleibendes unwandelbares Interesse einzuflößen.

— Das Glück vergeht und läßt in der Seele kaum eine flache Spur zurück, und ist oft gar kein Glück zu nennen, da man dauernd

dadurch nicht gewinnt. Das Unglück vergeht auch (und das ist ein großer Trost), läßt aber tiefe Spuren zurück, und wenn man es wohl zu benutzen weiß, heilsame, und ist oft ein sehr hohes Glück, da es läutert und stärkt. Dann ist es eine eigene Sache im Leben, daß, wenn man gar nicht an Glück oder Unglück denkt, sondern nur an strenge, sich nicht schonende Pflichterfüllung, das Glück sich von selbst, auch bei entbehrender, mühevoller Lebensweise einstellt. Dies habe ich oft bei Frauen in sehr unglücklichen ehelichen Verhältnissen erlebt, die aber lieber untergingen, als ihre Stelle verlassen wollten.

Aus dem neunzehnten Briefe:

— Was Sie über Schmerz sagen, begreife ich sehr wohl, nämlich, daß Sie nicht dahin gekommen wären, Glück und Unglück, und besonders den Schmerz, nicht sehr zu achten. Es hat mir schon öfter geschienen, als wäre Ihnen nicht gerade viel Stärke darin verliehen, und dies ist wohl das Zeichen einer schönen Weichheit einer weiblichen Seele, wo es unnütz und unrecht zugleich wäre, sich abhärten zu wollen. Ich will es daher auch nicht unternehmen, Sie das zu lehren, sondern vielmehr von innigem Herzen wünschen, daß Schmerz und Unglück, sowie jeder Kummer von Ihnen fern bleiben mögen. Ich will gern und mit Freuden, wo ich kann, dazu beitragen. Aber bei einem Manne muß das anders sein. Wenn ein Mann dem Schmerze Herrschaft über sich einräumt, wenn er ihn ängstlich meidet, über den unvermeidlichen klagt, flößt er eher Nichtachtung als Mitleid ein. So vieles muß in einer Frau anders sein als im Manne. Einer Frau geziemt es sehr wohl, und scheint natürlich in ihr, sich an ein anderes Wesen anzuschließen. Der Mann muß gewiß auch das Vermögen dazu besitzen, aber wenn es ihm zum Bedürfniß würde, so wäre

es sicher ein Mangel oder eine Schwäche zu nennen. Ein Mann muß immer streben, unabhängig in sich dazustehen.

— Ihre Frage, ob ich je wirklich Schmerz gefühlt hätte, war sehr natürlich. Sie können aber überzeugt sein, daß ich immer von dem zu reden vermeide, was ich nicht aus eigener, wohlerprüfter Erfahrung kenne.

— Glück und Unglück verliert von seinem Werth, wenn es den Kreis der inneren Empfindung verläßt. So wie die Wirklichkeit in der That immer armselig und beschränkt ist, so vermindert sich auch der Reiz jedes angenehmen Gefühls, wenn man es in Worte kleidet. Im Herzen, wo es entstanden ist, muß es bleiben und wachsen, und wenn es vergänglich ist, wieder vergehen und sterben. Mit dem Unglück ist es nicht anders. Der im eigenen Busen erhaltene Schmerz enthält etwas Süßes, von dem man sich nicht gern mehr trennen mag, wenn ihn die eigene Brust bewahrt.

— Trost wüßte ich bei einem Andern, als mir selbst, nie zu finden. Es würde mir ein zweites, noch unangenehmeres Gefühl, als das widrige Schicksal durch sich einflößt, geben, wenn ich nicht selbst Stärke genug besäße, mich selbst zu trösten. Dieß mag indeß bei Frauen billig anders sein. Wenn es bei einem Mann anders ist, ist es nicht lobenswürdig. Ein Mann muß sich selbst genug sein.

Aus dem zwanzigsten Briefe:

— Daß ich in einer glücklichen Lage bin, ist sehr wahr, und Sie bemerken mit Recht, daß das mehr die Sache des Glückes als meiner Anstrengungen ist. Das ist vollkommen wahr und macht mir mein Glück, wenn ich so sagen soll, noch glücklicher. Eine Gabe, die mir nur durch das Glück zufällt, ist mir unendlich lieber, als Etwas durch mein Verdienst Erstrebtes. Wer mit der ersten beschenkt wird, scheint für das Schicksal Werth und Wichtigkeit

genug zu haben, um Gaben auf ihn zu häufen. Ich bin auch in vielen anderen Dingen glücklich gewesen, die ein Anderer nicht so, als diese Aeußerlichkeiten, beurtheilen kann, ja ich kann wohl sagen, daß sich bis jetzt mein Glück ziemlich in Allem bewährt hat, was ich unternahm. Manches in öffentlichen und Privatangelegenheiten, was nicht gerade sehr weise angelegt war, hat nicht die üblen Folgen gehabt, die daraus hätten entstehen können, anderes, das gar nicht sonderliche Mühe kostete, wurde mit ausgezeichnetem Erfolge belohnt. So bin ich gewohnt, mich als einen Glücklichen anzusehen, und habe Muth, aber nur immer wie einer, den das Glück auch in jedem Augenblicke verlassen kann. Daher macht auch dies Glück mich doppelt vorsichtig. Träfen mich große Unglücksfälle im Aeußerlichen, oder moralisch, oder in meiner Gesundheit, so würde ich dadurch natürlich leiden wie ein Anderer, aber sie würden mich sehr vorbereitet und gefaßt finden, ich würde doch mit Heiterkeit auf das lang Genossene zurückblicken, und meine innere Ruhe würde solche Zustände nicht zerstören oder nur bedeutend ergreifen. Eben jene Selbstständigkeit, von der ich erst sprach, giebt Mittel, jedem Unglück so zu begegnen, daß für mich Glück und Unglück wenigstens ganz andere Bedeutung als für andere Menschen haben. Und das ist mir immer eigen gewesen. Sie reden in Ihrem Briefe von der Sehnsucht und fragen mich, ob ich sie wohl je gefühlt habe? Ich glaube allerdings. Indeß ist es freilich wahr, und ich sage das nicht eben als ein Lob, da es vielleicht eher eine Selbstanklage ist, daß ich früh eine große Ruhe gewonnen habe, die nicht leicht durch etwas gestört wird. Ich lernte früh mir in meinen eigenen Gedanken und meinen von keiner fremden Einwirkung abhängigen Gefühlen genügen, und jetzt paßt diese Ruhe und Zurückgezogenheit in sich selbst zu meinen Jahren, und ist mir dadurch doppelt natürlich. Indeß bin ich

sicher, daß diese Ruhe und Bedürfnißlosigkeit nie der Wärme meiner Empfindungen geschadet hat. Wenige Menschen aber können fassen, wie man auf der einen Seite nicht mit Unruhe wünschen und nicht schmerzlich entbehren, und auf der anderen Seite doch voll Dank empfangen und genießen könne. Dennoch kommt es mir äußerst natürlich vor. Sie müssen nun aber darum nicht denken, daß ich Sehnsucht und selbst unruhiges Begehren in Andern tadle. Jeder hat und muß seine eigene Weise haben, und wenn ich auch in der meinigen bleibe und gewiß in keine andere hinüber zu ziehen bin, so mißbillige ich die fremde nicht und bin Ihnen für jeden Ausdruck, jede erneute Versicherung Ihrer immer gleichen Gefühle für mich sehr dankbar, sie bleiben mir immer gleich wohlthätig.

Aus dem fünfunddreißigsten Briefe:

— Ich liebe bei weitem mehr das Ausgehen, als das Beginnen des Jahres. Man blickt dann auf so Manches, das man gethan und erlebt hat, zurück, man meint sich sicherer, weil der Raum kleiner ist, in dem noch Unglücksfälle begegnen können. Alles das ist freilich eine Täuschung, ein Augenblick reicht hin zu dem größten. Aber so vieles im Leben, im Glück und Unglück sogar, ist ja nichts als Täuschung, und so kann man auch dieser stillere Momente verdanken. Ich bin zwar von Besorgnissen für mich sehr frei, nicht gerade, weil ich mich weniger Unfällen ausgesetzt glaubte, oder weil ich mich vor nichts Menschlichem fürchte, sondern schon früh das Gefühl in mir genährt habe, daß man immer vorbereitet sein muß, jedes, wie das Schicksal es giebt, durchzumachen. Man kann sich aber doch nicht entschlagen, das Leben wie ein Gewässer zu betrachten, durch das man sein Schiff mehr oder minder glücklich durchbringt, und da ist es ein natürliches Gefühl, lieber den kürzeren als den längeren Raum vor sich zu haben. Diese Ansicht des Lebens als eines Ganzen, als einer zu durchmessenden Arbeit,

hat mir immer ein mächtiges Mittel geschienen, dem Tode mit Gleichmuth entgegen zu gehen. Betrachtet man dagegen das Leben nur stückweise, strebt man nur einen fröhlichen Tag dem anderen beizugesellen, als könne das nun so in alle Ewigkeit fortgehen, so giebt es allerdings nichts Trostloseres, als an der Grenze zu stehen, wo der Faden auf einmal abgebrochen wird.

Naturwissenschaften haben mich nie angezogen. Es fehlte mir auch der auf die äußern Gegenstände aufmerksam gerichtete Sinn. Von früh an hat mich das Alterthum aber angezogen und es ist auch eigentlich das, was mein wahres Studium ausmacht. Wo der Mensch noch seinem Entstehen näher war, zeigte sich mehr Größe, mehr Einfachheit, mehr Tiefe und Natur in seinen Gedanken und Gefühlen, wie in dem Ausdrucke, den er beiden lieh.

Aus dem achtunddreißigsten Briefe:

— Ich liebe überall die Arbeitsamkeit, sie ist mir besonders an Frauen sehr schätzenswerth. Diejenigen Arbeiten, welche Frauen vorzunehmen pflegen, haben noch das Einladende und Reizende, daß sie erlauben, dabei vielmehr in Empfindungen und Ideen zu leben. Ich leite daher die wirklich feinere und schönere, oft selbst tiefere Bildung her, welche auch solche Frauen, die keine vorzügliche Erziehung genossen haben, meistentheils vor den Männern voraus haben, welchen sie sonst in Kenntnissen nachstehen. Zum Theil freilich rührt aber eben daher auch die bei Frauen häufigere Schwermuth und Verletzbarkeit. Wie die Seele mehr, öfterer, tieferer und abgeschiedener in sich gekehrt ist, so berührt alles Aeußere sie näher. Indeß ist das ein leicht zu verschmerzender Nachtheil.

Aus dem einundvierzigsten Briefe:

— Mir ist es immer wichtig, ganz genau zu wissen, wie alt die sind, die ich gern habe, vorzüglich bei Frauen. Ich habe meine

eigenen Gedanken über das weibliche Alter, und ziehe ein weiter fortgerücktes einem jüngeren vor. Sogar der bloße körperliche Reiz erhält sich meiner Meinung nach viel länger, als man gewöhnlich annimmt, und was in dem Innern einer Frau vorzüglich fesselt, gewinnt offenbar bei fortgeschrittenen Jahren. Ich hätte auch in keinem Alter meines Lebens gern in engem Verhältniß mit einem Mädchen oder einer Frau stehen mögen, die viel jünger als ich gewesen wäre, am wenigsten hätte ich eine solche heirathen mögen. Ich bin auch in mir überzeugt, daß solche Heirathen im Ganzen nicht gut sind. Sie führen meistentheils dahin, daß die Männer die Frauen wie Unmündige und Kinder behandeln, und es kann bei einer solchen Altersverschiedenheit unmöglich der freie, gegenseitig erhebende und beglückende Umgang, das volle und reine Ueberströmen der Gedanken und Empfindungen aus einem Gemüth in das andere stattfinden, die in dem Umgange beider Geschlechter eigentlich das Beseligende ausmachen. Gleichheit in allen inneren Bedingungen ist da unentbehrlich nothwendig, und der Mann kann nur daran große Freude finden, daß sich ihm die in jeder Art in Empfindungen und Denken, nach Maßgabe der Verschiedenheit der Geschlechter, in ihrer Art Gleiche, in der mit erlangter Reife vollen Selbstständigkeit ihres Wesens hingiebt, und seinen Willen als den ihrigen erkennt.

— Freundschaft und Liebe theilen miteinander das innere Seelenleben, worin zwei Wesen einander entgegenkommen, und, indem sie jeder seine Art zu sein in dem andern aufzugeben scheinen, dieselbe reiner und klarer zurück empfangen. Der Mensch muß etwas außer sich gewinnen, an das er sich anschließen, auf das er mit allen vereinten Kräften seines Daseins wirken könne. Allein, wenn auch diese Neigung allgemein ist, so ist der Hang und die Sehnsucht nach wahrer Freundschaft und Liebe doch nur ein Vor-

recht zarter und innerlich gebildeter Seelen. Weniger zarte oder durch die Außenwelt betäubte Gemüther heften sich wechselnd und vorübergehend an, und erreichen niemals den wahren Frieden, einer in dem andern. Unter sich aber sind Liebe und Freundschaft doch immer und unter allen Umständen in der Art verschieden, daß die erste immer zugleich eine sinnliche Farbe an sich trägt. Man thut dadurch ihrer Reinheit keinen Eintrag, denn auch die sinnliche Neigung kann die größte Reinheit in sich schließen, diese stammt aus der Seele selbst und verwandelt alles in ihrem unbefleckten Glanz. Bei jungen weiblichen Gemüthern, die noch gar nicht bis zum Gefühl, oder vielmehr bis zum Bewußtsein der Liebe gekommen sind, ist es doch aber eigentlich diese, die das Gewand der Freundschaft annimmt. Die Gefühle sind da noch nicht so bestimmt und klar geschieden, aber die beginnende weibliche Reife spielt doch alles, ohne es zu wissen, in die Liebe hinüber. Die Freundschaft selbst von einem Geschlecht zu einer Person desselben wird dann lebendiger, leidenschaftlicher, hingebender, aufopfernder; wenn sie auch in späteren Jahren alles dasselbe der That nach leistet, so ist in der früheren doch die Art anders, die Farbe der Empfindung glühender, die Seele heftiger davon ergriffen, und gleichsam wärmer und heller davon durchstrahlt.

Aus dem einundsechzigsten Briefe:

— Die Einseitigkeit ist etwas ganz Relatives, und im Manne, der sich nach einer großen Menge von Gegenständen hinwenden soll, kann sie wohl zu fürchten sein. Frauen aber haben, wie man es nicht eigentlich nennen kann, das Glück, vielen Dingen ganz fremd bleiben zu können, sie gewinnen meistentheils gerade dadurch, daß sie den Kreis ihres Erkennens und Empfindens zu kleinerem Umfang und größerer Tiefe zusammenziehen, und es ist also bei ihnen in der Art, wie beim Manne, Einseitigkeit nicht schädlich.

Ich erinnere mich, früher zwei Frauen gekannt zu haben, die, mit allen Mitteln versehen, sich in dem bewegtesten Leben zu regen, aus reiner Neigung und ohne Unglücksfälle eine solche Einsamkeit bewahrten, daß es auch dem Einzelnen schwer wurde, ihnen zu nahen, und die dadurch gewiß nicht im Mindesten an Interesse eingebüßt hatten.

Aus dem zweiundsechzigsten Briefe:

— Es ist ungemein häufig der Fall, daß Verbindungen ohne alle Neigung, ja selbst gegen die Neigung, aus allerhand Gründen, mit Empfindungen eingegangen werden, die man oft gar nicht in sich tadeln kann, die aber doch bei einem solchen Schritte nicht leitende sein sollten. In mir und nach meiner Weise kann ich mir das zwar wenig begreiflich machen. Mir wäre es durchaus unmöglich gewesen, auch nur den Gedanken einer solchen Verbindung zu fassen, wenn ich nicht wirklich die tiefe Ueberzeugung der Empfindung gehabt hätte, daß die, mit der ich mich verbände, die einzige sei, mit der ich ein solches Band eingehen könnte. Der Gedanke der Ehe, selbst auf eine recht gute und verträgliche Weise mit gegenseitiger Achtung und Freundschaft geschlossen, aber ohne das tiefe und das ganze Wesen ergreifende Gefühl, das man gewöhnlich Liebe nennt, war mir immer zuwider, und es wäre meiner ganzen Natur entgegen gewesen, sie auf eine solche Weise zu schließen. Es ist zwar wahr, daß die so, wie ich es da von mir sage, geschlossene Ehen die einzigen sind, in welchen die Empfindungen bis zum Grabe in gleichem Grade, nur in den Modifikationen, welche Jahre und Umstände herbeiführen, dieselben bleiben. Es ist indeß doch recht gut, daß diese Art, die Sache anzusehen, nicht die allgemeine ist, da sonst wenig Ehen zu Stande kommen würden. Auch gelingen so viele Ehen, die anfangs recht gleichgiltig geschlossen werden, so daß sich dagegen nicht viel sagen läßt.

Aus dem sechsten Briefe des zweiten Bandes:

— Daß ein Unglück das andere, aber auch ein Glück das andere nach sich zieht, ist zu einer sprichwörtlichen Redensart geworden, so daß ihm wohl eine gewisse Wahrheit zum Grunde liegen muß, wenigstens eine hinreichende, um die Erscheinung zu einer Volkserfahrung in Masse zu machen. Eine genaue Untersuchung hält die Sache schwerlich aus. Gewiß kommen Glück und Unglück eben so oft einzeln. Durch ein sehr und tief das Gemüth ergreifendes Schicksal wird nur die Aufmerksamkeit mehr auf ähnliche Ereignisse gespannt, was ich für einen Hauptgrund halte. Wäre es anders und jene Gesellung gleicher und gleicher Schicksale in der Natur und der Natur der Sache gegründet, so müßte eine geheime Verbindung zwischen der innern menschlichen Gemüthsstimmung und dem äußern menschlichen Geschicke bestehen und obwalten, eine schmerzliche Stimmung ein schmerzliches Geschick, eine freudige ein freudiges herbeiführen. Insofern ein weltlicher, menschlich zu begreifender, wenn auch in allen seinen einzelnen Fäden nicht zu erklärender Zusammenhang zwischen jenem Innern und Aeußern möglich ist, glaube ich vollkommen daran, daß so eins das andere herbeiführt. Allein wo das, nach menschlicher Art zu reden, nicht einzusehen ist, da zweifle ich, daß der Schmerz wie durch eine geheimnißvolle Kraft, gleichsam wie ein geistiger Magnet, Stoff neuer Schmerzen an sich ziehe. Auch zerfällt die Sache in sich, da ja sonst auf ein einmal eingetretenes Unglück kaum je eine freudige Begebenheit folgen könnte, was doch durch die Erfahrung widerlegt wird. In gutgearteten Seelen ist ein wahrer Schmerz, was auch seine Ursache sein möge, immer ewig, und wenn man behauptet, daß die Zeit oder andere Umstände ihn minderten, so sind das Worte, die nur für die schwächliche Empfindung Geltung haben, die der gehörigen Kraft des einmal Empfundenen dauernd

festzuhalten ermangelt. Die glücklichsten Begebenheiten ändern darin nichts. Auch können in dem wunderbaren menschlichen Gemüth Schmerz und Empfindung eines in anderer Hinsicht glücklichen Daseins gleichzeitig neben einander fortleben. Der Schmerz um verlorene Kinder in glücklich lange nachher fortgeführten Ehen ist ein lebendiges, sich oft erneuerndes Beispiel davon. Auch muß es so sein. Der Mensch muß beständig sein und das Schicksal wechselnd erscheinen. Denn in sich hat auch das Schicksal seine, wenn gleich von uns nicht eingesehene und nicht erkannte Beständigkeit.

(Der Herausgeber hält es in Bezug auf diese Briefstelle anzuführen nöthig, daß dieselbe kurze Zeit nach dem Tode der Frau von Humboldt geschrieben wurde.)

Aus dem dreißigsten Briefe:

— Das Belehrende, Tröstende, Ermahnende, wenn es erfolgreich ist, und dem in das Gemüth und die Seele dringt, an welchen es gerichtet ist, liegt nur zum kleinsten Theil in den dargestellten Gründen selbst. Vielmehr schon ruht die Wirkung in dem Ton und dem begleitenden Ausdruck, weil dieser der Persönlichkeit angehört. Denn eigentlich kommt alles auf diese an, das ganze Gewicht, was ein Mensch bei einem Andern hat, theilt sich demjenigen, was er sagt, mit, und dasselbe im Munde eines Andern hat nicht die gleiche Wirkung. Sie müssen es also den Gesinnungen zuschreiben, die Sie für mich so liebevoll hegen, wenn meine Worte vorzugsweise Eindruck auf Ihr Gemüth machen. Es freut mich aber ungemein, wenn Sie sagen, daß ich Ihnen in Trost und Ermuthigung grade das zubringe, was Ihrer Stimmung angemessen ist. Ein natürlicher Hang hat mich schon sehr früh im Leben auf das Streben geleitet, in jeden Charakter und in jede Individualität so tief einzugehen, als möglich war, um mich möglichst in ihre Denkungs-, Empfindungs- und Handlungsweise zu versetzen, und

was Sie mir sagen, ist mir ein neuer Beweis, daß mir mein Bestreben nicht ganz mißlungen ist. Es ist aber nicht genug, die Ansichten der Menschen zu kennen, man muß auch zu bestimmen verstehen, wie sie sich zu denen verhalten, die man als die unbedingt richtigen, hohen und von allen den einzelnen Individualitäten immer anklebenden Einseitigkeiten freien anzusehen hat, und danach die Richtung des Individuums lenken. Auf diesem Wege muß man dahin gelangen, jedem Einzelnen nicht blos verständlich zu werden, sondern ihn auch auf diejenige Weise zu berühren, welche gerade für seine Empfindungsart die passendste und angemessenste ist. Man braucht aber bei diesem Gange nie seine eigene Natur weder aufzugeben, noch zu verleugnen, auch nicht die fremde unbedingt für die einzig beifallswürdige anzusehen. Da man immer von dem Punkte ausgeht, und wieder dahin zurückkommt, wo sich alle Individualitäten ausgleichen und vereinigen, so fallen die schneidenden Contraste von selbst weg, und es bleibt nur das mit einander Verträgliche übrig. Es ist wirklich das Wichtigste, was das Leben darbietet, sich nicht in sich zu verschließen, sondern auch ganz verschiedenen Empfindungsweisen so nahe als möglich zu treten. Nur auf diese Art würdigt und beurtheilt man die Menschen auf ihre und nicht auf seine eigene, einseitige Weise. Es beruht auf dieser Manier zu sein, daß man Respekt für die abweichende des Andern behält und seiner inneren Freiheit niemals Gewalt anzuthun versucht. Es giebt außerdem nichts, was zugleich den Geist und das Herz so anziehend beschäftigt, als das genaue Studium der Charaktere in allen ihren kleinsten Einzelnheiten. Es schadet sogar wenig, wenn diese Charaktere auch nicht gerade sehr ausgezeichnete oder sehr merkwürdige sind. Es ist immer eine Natur, die einen innern Zusammenhang zu ergründen darbietet, und an die ein Maßstab der Beurtheilung angelegt werden kann. Vor allem aber

gewährt einem diese Richtung den Vorzug die Fähigkeit zu gewinnen, den Menschen, mit denen man in Verbindung steht, innerlich in aller Rücksicht wahr sein zu können.

Aus dem fünfunddreißigsten Briefe:

— Die Ehe mehr ein Bedürfniß des Alters als der Jugend zu nennen, ist ein Einfall, der eben so der Natur und der Wahrheit, als jeder schönen Empfindung widerspricht. Die Frische der Jugend ist die wahre Grundlage der Ehe. Ich sage damit gewiß nicht, daß das Glück der Ehe mit der Jugend aufhört, oder auch nur im mindesten dadurch verliert. Aber die Erinnerung der zusammen genossenen Jugend muß in die höheren Jahre mit hinübergehen, wenn das Glück vollkommen sein und nicht gerade die Eigenthümlichkeit des ehelichen verlieren soll. Diese Ansicht ist nicht als eine sinnliche zu betrachten. Die tiefsten und heiligsten Empfindungen hängen damit ganz enge zusammen, und man müßte aller Liebe den Stab brechen, wenn man dies nicht anerkennen wollte. Ein junges, sich gegenseitig gleich herzlich liebendes Ehepaar ist allemal ein im Tiefsten erfreulicher Anblick, auch in niedrigen Ständen, insofern das Gefühl nur irgend die Feinheit hat, die ihm die Natur in gutartigen Gemüthern giebt. Von den in höheren Jahren über vierzig oder fünfundvierzig geschlossenen Ehen, zweiten oder ersten, läßt sich das nicht sagen. Man wird sie gewiß nicht tadeln, man läßt gern Jedem seine Empfindung, solche Verbindungen können sehr vernünftig, sie können auch für Leute, die einmal keine hohen Forderungen an ihr Gefühl machen, beglückend sein. Wer aber tiefer empfindet, sagt sich, daß er sie nicht eingehen würde. Mann oder Frau wird in solcher Verbindung fühlen, daß, wenn ihm der Gegenstand jugendlicher Liebe entrissen ist, oder er nie einen gefunden hat, er auf ein Glück Verzicht leisten muß, dessen wahre Blüthe ihm nicht mehr werden kann. Es wird

ihm innerlich unmöglich sein, nach dem so Geringen zu greifen. Ich kann auch nicht in das einstimmen, was man über das Alter sagt. Es kann ein unglückliches und freudenloses geben, wie eine solche Jugend. Aber die Schicksale gleichgestellt, finde ich das Alter, selbst mit allen Schwächen, die es mitbringt, nicht arm an Freuden, die Farben und die Quellen dieser Freuden sind nur anders. Sie entspringen für mich immer ausschließlicher aus der Einsamkeit und der Beschäftigung mit meinen Ideen und Gefühlen. Das nimmt mit jedem Tage in mir zu. Ich fühle mich darin, und nur darin glücklich, und das ist so sichtbar, daß die wahrhaft diskreten unter meinen ältesten Bekannten diese Stimmung stillschweigend, aber durch die That ehren. — — — — — —

Schluß.

Wir haben in den vorstehenden Blättern versucht, eine ungeschmückte, einfache Darstellung von Wilhelm von Humboldts Leben zu geben.

Wilhelm von Humboldt, eben so ausgezeichnet als Politiker und Staatsmann, wie als Schriftsteller und Kenner der höchsten Wissenschaften, gehörte zu den bedeutendsten Männern seiner Zeit, sein Name darf unter die glänzendsten gerechnet werden, welche in der Geschichte seines Vaterlandes Preußen mehr als in der Geschichte irgend eines andern Volkes zu finden sind. Der schärfste Verstand, eine unbegrenzte Uebersicht aller, selbst der schwierigsten Verhältnisse, eine Kenntniß der Wissenschaft aller Zeiten, eine wahrhaft klassische Bildung verbanden sich bei ihm mit eben so großer Herzensgüte wie persönlicher Liebenswürdigkeit. Er wird von seinen Zeitgenossen der „geistreichste" Mann genannt — er war mehr als das, er war für die äußeren Kreise des Lebens einer der be-

deutendsten, und für die innern Kreise einer der besten Männer. Mag man die Geschichte der Politik, die Geschichte der Literatur oder die Geschichte der socialen Verhältnisse seiner Zeit schreiben — immer und überall wird er einen hohen, bedeutenden Platz einzunehmen haben. Diese Erkenntniß ist schon jetzt eine tief begründete — wir wünschen, daß sie die allgemeinste werde.

Druck von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

Inhalt.

Ewald, Armin

Preußens Ruhm und Preußens Ehre Geschichte des preußischen Staats bis zur Krönung des ersten Königs im Allgemeinen, von diesem Zeitraum bis auf die Gegenwart im Besonderen, in historisch-biographischen Darstellungen seiner Regenten, Heerführer, Staatsmänner, Gelehrten u. s. w
Bd.: 3

Cassel 1854